Reiseskizzen und Novellen.

Dritter Band.

Reiseskizzen und Novellen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

1.

Die drei Liebesgeschichten

des

alten Vetter Peter.

„Ich begreife aber immer nicht," sagte ich, „wie Du, lieber Vetter, bei allen Deinen trefflichen Eigenschaften eine — —"

Aber es geht so nicht. Man soll nicht mit der Thür in's Haus fallen, sondern man soll bescheiden eintreten und sich vor Allem vorstellen, und da der verehrungswürdige Leser nicht weiß, wer der Vetter ist, und eben so wenig, wer ich bin, so muß ich es wohl oder übel vorher sagen.

Zur Zeit, von welcher ich spreche, hatte ich etwa ein Jahr die Universität verlassen, auf welcher ich, was hilft's, wenn ich läugne, eben keiner der Fleißigsten gewesen. Zwar lernte ich einen guten Trunk thun, nach Weise unserer Väter, und war ein trefflicher Schläger geworden, aber — die Studien — es sah schlimm aus mit denselben.

Das Beste an der Sache war aber das, daß

ich durch diese mir zu jener Zeit höchst angenehmen Beschäftigungen ein äußerst anständiges Vermögen erwarb, während außerordentlich fleißige und solide Jünglinge sich, nach dem Kreuzfeuer mehrfacher Examen, erst die Aussicht erwarben, in acht bis zehn Jahren vielleicht vierhundert Thaler Besoldung zu erhalten.

Es ist mir nie eingefallen, mit dem Schicksal zu hadern wegen dieser ohne Zweifel nur scheinbaren Ungerechtigkeit, zu seiner Entschuldigung muß ich aber beifügen, daß ich, nachdem ich die Hochschule verlassen, angefangen hatte, mich in den Büchern umzusehen, um vielleicht dereinst die Aussicht jener Jünglinge auf vierhundert Thaler theilen zu können.

Mitten unter diesen, indessen keineswegs im Uebermaße betriebenen Studien erhielt ich ein Schreiben des oben schon berührten Vetter, welches lautete:

„Lieber Vetter!

Da Du mir nie schreibst, will ich Dir jetzt schreiben. Besuche mich. Wenn Du nichts dagegen hast, werde ich Dich wahrscheinlich zu meinem Erben einsetzen.

Dein treuer Vetter ꝛc.“

Ich antwortete dem Vetter nicht, aber ich befand mich bereits am folgenden Tage auf dem Wege zu ihm. Im schlimmsten Falle war der Mann verrückt geworden, auf alle Fälle aber mußte ich mir die Sache näher ansehen.

Was nun diesen Vetter Peter betrifft, so war derselbe zwar ein weitläufiger Verwandter von mir, allein mein verstorbener Vater hatte häufig geäußert, daß es ein eigenthümlicher Kauz sei, der zwar weite Reisen gemacht und ein beträchtliches Vermögen besitze, mit dem er aber nichts zu thun haben wolle.

„Ich mag ihm nicht schmeicheln," sagte er, „und auf andere Weise ist keine Aussicht, von so alten Narren etwas zu erben. Er soll sein Geld Leuten hinterlassen, die besser zu heucheln verstehen als ich."

Mein Vater war meiner Mutter gefolgt, die schon früher heimgegangen, ich stand allein auf der Welt, und mein Vermögen war knapp, bescheidener fast als bescheiden, und durch meine Studienzeit hatte es wahrlich nicht zugenommen, aber an den alten Vetter Peter, wie man ihn nannte, schrieb ich ebenfalls nicht. Ich schämte mich das zu thun, denn offenbar mußte er ja

doch den Zweck meines Schreibens errathen, mochte ich es auch abfassen wie ich wollte.

Junge Leute haben in solchen Dingen oft mehr Tact als ältere.

Jetzt schrieb er an mich, und als ich nach zwei Tagen vor ihm stand, war ich in der That sichtlich erstaunt.

Ich erwartete einen alten Sonderling zu treffen, bedient von einem analogen griesgramigen Geschöpfe und wohnend in einem baufälligen, düstern Hause mit dunkeln, holzgetäfelten Stuben, altmodischen Möbeln und trüben, sechseckigen Scheiben, kurz, ausgerüstet mit dem ganzen Apparate eines Erbonkels.

Statt dessen traf ich einen rüstigen Mann, der die Fünfzig noch nicht zurückgelegt haben konnte, der ein äußerst comfortables Haus bewohnte und welcher die Freundlichkeit selbst war.

„Nenne mich Du, Vetter," sagte er, „dann setze Dich, und wenn Du, wie ich hoffe, rauchst, so brenne Dir eine Pfeife an, dann — vor Allem klare Wirthschaft, damit Du weißt, wie Du daran bist.

„Ich bin wohlhabend, aber nicht das, was ich reich nenne, das heißt, ich bin kein Millionär. Du sollst mich dereinst beerben, und von heute

an beziehst Du einen Jahresgehalt von mir, ist Dir dies recht?"

Ich erwiederte, daß ich glaube, auch beim reiflichsten Nachdenken, keine Gründe finden zu können, wegen welcher ich sein Anerbieten ablehnen sollte.

Er lachte und sagte: „Jetzt sollst Du meine Gründe hören, weshalb ich Dir diese Vorschläge mache.

„Ich war in der Fremde und habe draußen Geld erworben. Es ist sonderbar, daß fern von der Heimath die verwandtschaftlichen Gefühle erstarken, und daß man sich nach Verwandten sehnt, welchen man zu Hause vielleicht aus dem Wege gegangen wäre. Wir glauben uns geliebt von Subjecten, welche sich in der Wirklichkeit den Teufel um uns kümmern, und dann, wenn sie uns in ihr Gebet einschließen, dies höchstens in der Weise thun, daß sie Gott anflehen, uns nicht zurückkommen zu lassen, damit wir ihnen nicht zur Last fielen.

„Nichts desto weniger denken wir, die wir draußen bei fremden Leuten sind, ganz anders, und während wir beginnen unsere Vaterstadt für die reizendste der Welt zu halten, beschließen wir, ihren Bewohnern Gutes zu erzeigen, wenn wir zurückgekommen sein würden. Es ist dies ohne

Zweifel eine Art Heimweh. Aber es ist einmal so, und mir ging es wie den Anderen, ich kehrte, mit einem Herzen voll Liebe gegen meine Sippschaft, zurück in die Heimath.

„Nachdem man in Erfahrung gebracht, daß ich Geld habe, erwiederte man diese Liebe mit Vehemenz, als man aber ausgekundet, daß ich viel Geld erworben, liebte man mich mit ausschweifender Begeisterung.

„Aber sie fingen es ein wenig einfältig an, die guten Leute, und da sie fast sämmtlich Einfaltspinsel waren, erzeigten sie mir die Ehre, mich für einen noch größeren zu halten.

„Ich gehörte ja zur Verwandtschaft!

„So sendeten mir die Einen Confect und Naschwerk, Andere Wildpret, wieder Andere angeblich selbst gezogene Weine. Ich erhielt von Einigen Einladungen, den Sommer auf ihren gesund und romantisch gelegenen Landsitzen zuzubringen, während Andere mir ihre Häuser für die Wintersaison in der Stadt anboten; der Blumensträuße und Gratulationen bei Namens-, Geburts- und Neujahrsfesten nicht zu gedenken, welche zahllos einliefen wie der Sand am Meer.

„Ich beantwortete diese Briefe, ich genoß das Confect und das Wildpret, und trank die Weine,

die Besuche auf dem Lande und in der Stadt schlug ich indessen ab, da ich den für einen Thoren halte, der ohne einen bestimmten Zweck seine Gewohnheiten denen Anderer unterordnet.

„Im Uebrigen beschloß ich, keinem einzigen von allen diesen meinen Verehrern einen Pfennig zu hinterlassen.

„Dann beging ich einen außerordentlich einfältigen Streich und sogleich darauf einen ganz klugen, ich warf nämlich meine Augen auf Dich, mein lieber Vetter, als meinen zukünftigen Erben, und ich habe Dich bis heute nicht aus dem Gesicht verloren.

„Weißt Du warum? Aus zwei Gründen. Einmal gefiel mir's, daß Du Dich mir nicht nähertest, zweitens wollte ich mein Vermögen nach meinem Tode nicht verschwendet wissen. Ich hatte es, selbst erworben, und was man mit Mühe errungen hat, sieht man nicht gern von Anderen verschleudert."

„Teufel," sagte ich, „solltest Du, lieber Vetter, mich wirklich stets im Gesichte behalten haben?"

Der Vetter lachte.

„Vollkommen," sagte er, „sei unbesorgt. Du betrankst Dich. Das hat man in Deutschland stets gethan und wird es, Gott sei Dank, auch ferner

thun, trotz allem Blödsinn, den man noch nebenher treibt. Du schlugst Dich. Das gefiel mir, aus Gründen, die ich Dir jetzt nicht weiter entwickeln kann. Du lebtest überhaupt flott und triebst allerlei Dinge, welche Dir aufzuzählen unnöthig ist, aber — Du machtest keine Schulden! Du wußtest zu leben, zu leben mit Wenigem, und trotz allen Deinen Streichen strecktest Du Dich nach der Decke.

„Das ist die Hauptsache.

„Du wirst das Deinige genießen, ohne es zu verschwenden, und wirst auf der andern Seite kein Geizhals werden, der für andere Verschwender spart.

„Aus allen diesen Gründen habe ich beschlossen zu thun, was ich Dir bereits mitgetheilt habe."

Ich dankte dem Vetter Peter gerührt für seine Güte, konnte aber nicht umhin zu bemerken, daß die Art, wie ich mir seine Gunst erworben, keine besonders mühsame gewesen sei, und daß ich an einer ziemlichen Anzahl studirender Jünglinge gefährliche Concurrenten besitze, worauf er mir antwortete, daß die Zahl flotter junger Leute ohne Zweifel keine geringe wäre; da aber die alten Vetter Peter zu den Seltenheiten gehörten, so sei

seiner eigenthümlichen Ansicht halber kaum ein gefährliches Exempel zu befürchten.

Ich hatte die vergnügteste Woche meines Lebens bei dem Vetter zugebracht und mich zugleich täglich mehr von seiner Liebenswürdigkeit überzeugt, und nun sollte ich am folgenden Tage noch auf einige Zeit an meinen früheren Wohnort zurückkehren.

„Vetter," sagte ich am Abend vorher zu dem trefflichen Verwandten, „Vetter, Du hast mich in Deine Vermögensverhältnisse eingeweiht, Du hast mir Dein ganzes Besitzthum gezeigt und hast mich Deinen Weinkeller prüfen lassen.

„Ich habe das Erste als eine unverdiente Gunst betrachtet, das Zweite reizend und geschmackvoll, das Dritte aber unübertrefflich gefunden; ich begreife aber immer nicht, warum Du bei allen Deinen trefflichen Eigenschaften nie einem weiblichen Wesen begegnet bist, welches — — —"

„Ich bin allerdings verschiedenen derartigen Wesen begegnet," sagte der Vetter, „aber ich habe mit allen das entschiedenste Unglück gehabt, und ich will Dir unter mehreren nur drei Geschichten erzählen aus meinem Leben, welche Dir dies beweisen werden.

„Da aber diese drei Begebenheiten ihrem gan-

zen Wesen nach durchaus nicht zusammenpassen, so muß ich Dir sie vollständig getrennt erzählen, und Du mußt schon ein paar Tage länger unter meinem Dache bleiben. Für jeden Abend eine Geschichte, und heute beginne ich."

Dann erzählte mir der Vetter das Folgende:

I.

Erste Jugend, Thurm- und Liebesgeschichte des Vetter Peter.

„Meine ersten Erinnerungen," begann der Vetter, „fangen mit der Zeit an, in welcher ich laufen oder vielmehr kriechen konnte, und ich befand mich jenes Mal in einem ziemlich geräumigen, viereckigen Gemache, welches auf zwei Seiten Fenster hatte, während die zwei anderen Wände nur mit zwei ganz kleinen Fenstern oder sogenannten Gucklöchern versehen waren. Stets fiel ein volles Licht durch diese Fenster in die Stube, was aber draußen war, konnte ich nicht sehen, indem die Fenster ziemlich hoch und alle Geräthe, welche leicht genug waren, daß ich sie hätte von der Stelle rücken können, fest an den Boden genagelt waren.

„Die Stelle meiner Wärterin versah ein alter Mann, und als ich Worte verstehen und sprechen lernte, theilte mir derselbe mit, daß wir uns in einem Neste befänden, und daß ich selbst ein junger Vogel sei.

„Später machte ich Bekanntschaft mit anderen Vögeln, nämlich mit Dohlen, welche rings um unser Nest die ihrigen angebracht hatten, und mit welchen ich die beste Kameradschaft hielt, ohne je Stolz zu empfinden, daß mein Nest größer und geräumiger als die ihrigen sei; das war aber schon zu der Zeit, in welcher ich die Erlaubniß erhalten hatte, auf einem Stuhle stehend durch die geöffneten Fenster zu blicken und vom Neste aus mir die übrige Welt zu betrachten.

„Das Nest lag hoch, und es hätte kaum der eindringlichen Warnungen des alten Mannes, den ich Oheim nannte, bedurft, um mich abzuhalten, allzuweit mich über die Fensterbrüstung zu legen. Der Instinct, ohne Zweifel geschärft durch unser einsames Leben, lehrte mich Vorsicht, und ich fühlte, daß, sollte ich hinabstürzen, mir Schlimmes begegnen würde, wußte ich gleich nicht genau, in welcher Art.

„Unserem Neste gegenüber und gleich hoch mit demselben lag in etwa achtzehn bis zwanzig

Schritten ein anderes, und unter uns eine verworrene Masse von Dächern, die ich natürlich erst später als das erkannte, was sie in der That waren; aber zwischen diesen Dächern bewegten sich eine Menge von Gegenständen, größere und kleinere, welche ich mit lebhaftem Interesse verfolgte, ohne anfänglich zu wissen, was ich aus ihnen machen sollte.

„Auf mein Befragen eröffnete mir der Oheim, daß dies die Hunde, die Menschen, die Pferde und andere Thiere wären, eines bösartiger als das andere, und höchst gefährlich in näherem Umgange, und ich glaubte ihm dies auf's Wort, ja ich bin in späterer Zeit wieder, zum Theil wenigstens, auf diese Ansicht zurückgekommen.

„Endlich aber begann der Oheim mich zu unterrichten; er gab mir Bilderbücher in die Hand, er lehrte mich lesen und schreiben und eine Menge anderer Dinge, deren Nutzen ich allerdings erst später begriff, welche ich aber nichts desto weniger schon jenes Mal begierig auffaßte.

„Es wurde mir jetzt freilich klar, daß die Menschen und die übrigen Thiere keine runden Scheiben wären, als welche sie mir, von oben herab gesehen, anfänglich erschienen waren. So einfältig es aber klingt, so dachte ich doch zu jener Zeit

kaum daran, daß der Oheim und ich ebenfalls Menschen seien.

„Wer wie ich von früher Jugend an absichtlich in irgend einer Täuschung erhalten wurde, findet dies ohne Zweifel nicht ganz unwahrscheinlich, und entschuldigt mich vielleicht selbst noch, wenn ich ihm sage, daß die Abbildungen von Menschen, welche ich in die Hand bekam, meist ausländische Nationen und Wilde vorstellten, mit welchen allerdings der Oheim und ich selbst nur wenig Aehnlichkeit hatten.

„So eifrig mich der Oheim aber auch zu unterrichten suchte, so vermied er dennoch, so weit es nur anging, des Treibens derjenigen Menschen zu erwähnen, welche uns gerade näher standen, als andere.

„Ich will damit sagen, daß ich die staatliche Einrichtung der Chinesen, die Geschichte der alten Römer und die Lebensweise der Buschmänner kennen lernte, ohne zu erfahren, mit was man sich, etwa hundertfünfzig Fuß tief unter uns, beschäftigte.

„Du hast, mein lieber Vetter und Zuhörer, längst begriffen, daß der alte Oheim und ich uns auf einem Thurme befanden, und ich will Dir

jetzt mit wenigen Worten erzählen, wie dies gekommen.

„Mein Oheim war ein seiner Rechtlichkeit wegen allgemein geachteter und durch seine vielseitigen Kenntnisse selbst berühmter Mann, welcher eine nicht unbedeutende Beamtenstelle bekleidete. Er war unbeweibt, hatte aber eine jüngere Schwester, welche Wittwe geworden war, zu sich in's Haus genommen, und obgleich er von je ein wenig Sonderling gewesen sein mochte, so war er dennoch nie vorher auf solche Tollheiten verfallen, als nach der Zeit, in welcher eine unglückliche Katastrophe, wenn gleich nicht ganz ohne sein Verschulden, über ihn hereinbrach.

„Eines Tages nämlich kam einer seiner Bekannten mit der flehendlichen Bitte, gutzusagen für ihn mit einer bedeutenden Summe, und mein Oheim ließ sich bereden, dies zu thun.

„Der weitere Verlauf der Sache ist unschwer zu errathen. Der redliche Freund ergriff die Flucht, und mein Oheim beging den Leichtsinn, aus einer ihm anvertrauten öffentlichen Kasse einen Theil der zur Deckung der Schuld nöthigen Gelder zu nehmen.

„Er hoffte, in einigen Tagen aus seinem eigenen Vermögen Alles wieder ersetzen zu können.

Aber ehe dies der Fall war, kam man, die Kasse zu stürzen, und das zwar zu einer so ganz ungewöhnlichen Zeit, daß es fast den Anschein hatte, als sei eine böswillige Angeberei mit im Spiele.

„Mein Oheim war davon überzeugt.

„Im Uebrigen verlor er seine Stelle, war als Kassendieb ehrlos in den Augen der Welt, und hatte nebenher den größten Theil seines Vermögens verloren.

„Als kurz darauf meine Mutter aus Gram über all' das Unglück starb, verließ er mit dem Reste seiner Habe und mit mir, dem noch nicht zweijährigen Knaben, jene Stadt, zog in die, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, und miethete von den Behörden den einen jener beiden Thürme, die wir von hier aus wie zwei dunkle Riesen sich in die Luft erheben sehen.

„Den andern hatte eine Thürmerfamilie inne, von welcher wir aber lange nichts zu sehen bekamen, da der Oheim in seinem Miethvertrage einige Klauseln aufgestellt hatte. Er selbst verkehrte nur in den allerdringendsten Fällen mit den Menschen, und ich sollte bis auf einen gewissen Zeitpunkt gar keins dieser Ungeheuer in der Nähe zu Gesicht bekommen, ich habe aber nie

erfahren, wann nach seinem Willen diese Periode eintreten sollte.

„Es kann kaum einen sonderbareren Mischmasch von Kenntnissen und vollkommener Unerfahrenheit geben, wie sie mein jugendliches Hirn beherbergte, als ich ein Alter von zwölf bis dreizehn Jahren erreicht hatte. Unter der Stube, welche wir gemeinschaftlich bewohnten, fand sich eine zweite kleinere, da dort ein Theil des Raumes von der Treppe und von einer kleinen Vorrathskammer, so wie der Küche in Anspruch genommen war. In jenem Zimmer aber hatte der Oheim einige physikalische Instrumente und den größten Theil seiner Bücher aufgestellt, und wenn ich sage, daß mir der Gebrauch derselben ganz vollkommen frei stand, so begreift man die Wahrheit des so eben Ausgesprochenen.

„Ich las juristische Werke, astrologische, die älteren Werke über Agricultur, Liebes-, Ritter- und Räuberromane, philosophische Schriften, theologische und endlich Kochbücher, aus welchen der Oheim ohne Zweifel erst auf dem Thurme oder im Neste, wie wir stets noch zu sagen pflegten, sich die Fertigkeit angeeignet hatte, unsere Speisen zu bereiten.

„Durch ein Fernrohr, welches sich unter den

Gegenständen in der kleinen Stube befand, holte ich mir dann nicht selten die Illustrationen zu dem, was ich in meinen Büchern gelesen hatte, indem ich entfernte Spaziergänge vor der Stadt, Gartenlauben, die Bodenräume und die Stuben in Häusern, wo man die Fenster geöffnet hatte, durchspähte.

„Bisweilen observirte ich da freilich sonderbare Dinge, welche ich, obgleich ich mir sie nicht zu deuten wußte, instinctartig dem Oheim verschwieg, und den Gebrauch des Fernrohrs überhaupt möglichst vor ihm verbarg, obgleich er mir denselben eben nicht direct untersagt hatte.

„Zu anderen Zeiten stellte ich Entdeckungsreisen in den übrigen Räumen des Thurmes an, welche alle zu betreten mir gestattet war, bis auf einen kleinen, auf die Straße gehenden Verschlag, der sich im untern Theile des Thurmes befand, und von welchem aus der Oheim allabendlich unsere Bedürfnisse mittelst eines Krahnen emporzog.

„Mein liebster Aufenthalt war aber der große und geräumige Kirchenboden, welcher vollkommen leer stand und auf dessen Wölbungen und Balkenwerk ich mit der Behendigkeit eines Wiesels umherkletterte und zugleich begierig nach einer Ge-

legenheit spähte, in die Kirche selbst zu blicken, was mir jedoch niemals gelang.

„Im Uebrigen war mir bekannt, daß längst in derselben kein Gottesdienst mehr stattfand, und daß man sie nur als einen Aufbewahrungsort für allerlei alten und kaum mehr brauchbaren Kram benutzte, denn die Kirche sammt den Thürmen und einigen Klostergebäuden waren das Eigenthum der Stadt geworden, da die früheren Besitzer, Mönche irgend eines geistlichen Ordens, schon zur Zeit der Reformation ihr Besitzthum verlassen hatten, oder aus demselben vertrieben worden waren.

„Ich hatte mir übrigens von diesen Mönchen ein sonderbares Bild geschaffen. Mein Oheim, welcher der eben beginnenden Zeitrichtung angehörte, die zwar noch ein wenig an Gott glaubte, seine officiellen Diener aber nach allen Richtungen hin verächtlich zu machen suchte, schalt über jene unglücklichen Mönche fast noch mehr als über das übrige Menschengezücht.

„Dann hatte ich Bücher gelesen, welche, einer ähnlichen Ansicht huldigend wie mein Oheim, alle Mönche als die scheußlichsten und blutdürstigsten Ungeheuer darstellten, während sie in anderen die Träger und Erhalter der Wissenschaft, fromme

Väter und demüthige Diener des Höchsten genannt wurden.

„Rechnet man jetzt noch den romantischen Zauber hinzu, mit welchem, in meinen damaligen Jahren, uns alle Ritter, Mönche, Drachen, Burgfräulein und Räuber geschmückt erscheinen, so hat man etwa die Ingredienzien, aus welchen meine Phantasiemönche bestanden, und welche in meinen Gedanken die leeren Bodenräume der Kirche bevölkerten.

„Als Kind hatte ich mich nicht gefürchtet, jetzt aber kam ein wollüstiges Grauen über mich, wenn ich halb wachend, halb träumend in irgend einem Winkel mich dort zwischen die dunkeln und von der Zeit geschwärzten Mauern gekauert hatte, aber trotzdem kehrte ich oft erst spät am Abend in das Nest zurück.

„Auch hiergegen schien der Oheim nichts einwenden zu wollen.

„Eines Sonntags Nachmittags hatte ich abermals meinen Lieblingsort besucht, und obgleich mir die eigentliche Sabbathfeier unbekannt war, wirkte dennoch die eigenthümliche Stille sonderbar anregend auf mich ein, da nicht wie an den anderen Tagen der Woche das dumpfe Geräusch des Geschäftslebens bis zu meinem erhöhten

Standpunkte drang. Sinnend und brütend saß ich dort und ließ die verworrenen Bilder an mir vorübergleiten, welche ich von der Welt und den Menschen aus meinen Büchern geschöpft hatte, aber ich mußte hierüber endlich wohl eingeschlafen sein, denn plötzlich, und ohne daß ich vorher das Eintreten der Nacht bemerkt hatte, sah ich jetzt, daß der Mond sein volles Licht durch die Dachluken warf, und während die von demselben getroffenen Stellen fast grell erleuchtet waren, alles Andere in die tiefste Dunkelheit gehüllt war. Ich selbst saß eben in einer solchen erhellten Stelle und starrte, ohne mich vollständig ermuntern zu können, in die volle und glänzende Scheibe des Mondes.

„Auf einmal aber däuchte es mir, als höre ich ein dumpfes, undeutlich ausgesprochenes Geräusch, gleichzeitig verschwand das Mondlicht, und der ganze weit sich ausdehnende Bodenraum erfüllte sich mit einem fahlen und unheimlichen Lichte. Dann schien sich die von mir entfernteste Stelle desselben mit Gestalten zu bevölkern, welche eine nach der andern, wie es den Anschein hatte, aus dem Schiffe der Kirche emporstiegen und dann paarweise auf mich zu und dicht an mir vorüber schritten.

„Ich wußte, daß es die alten, längst verstorbenen Mönche des Klosters waren, denn eben so hatte ich sie mir vorgestellt, aber obgleich ihre grauen, schleppenden Gewänder mich fast berührten, so empfand ich doch eigentlich kein wirkliches Grauen, oder irgendwie Furcht, und die langsam an mir Vorüberziehenden schienen mich ebenfalls nicht zu bemerken, oder wenigstens mich nicht zu beachten.

„Aber der letzte von ihnen blieb stehen, und während die übrigen am andern Ende des Bodens wieder hinab in das Schiff der Kirche zu steigen schienen, aus welchem sie gekommen waren, neigte er sich zu mir herab und beugte sich über mich.

„Ich weiß nicht, wo seine übrige Gestalt oder sein graues Gewand hingekommen waren, sondern ich sah jetzt nur seine starren, wie aus Stein gemeißelten Züge dicht vor meinem Antlitz und fühlte, daß er zu mir sprach, denn er bewegte die Lippen nicht, und die Laute, die ich zu vernehmen glaubte, gehörten einer fremden, mir vollkommen unbekannten Sprache an.

„Dennoch aber und trotzdem, daß es mir zugleich wie eine Centnerlast auf der Brust lag und ich kein Glied zu rühren vermochte, verstand ich

merkwürdiger Weise doch vollkommen, was er sprach.

„Warum bleibst Du hier auf dem einfältigen Thurme sitzen," sagte er, „und warum gehst Du nicht hinunter zu den Menschen, da Du längst kein Vogel mehr bist?"

„Ich wollte antworten, daß ich gern Alles das thäte, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen sollte, aber ich brachte kein Wort hervor, und jetzt fuhr die Erscheinung fort:

„Ich weiß, was Du sagen willst. Aber komm morgen wieder hierher, vielleicht kann ich Dir Mittel und Wege an die Hand geben, Deinen Wunsch zu erfüllen."

„Hierauf veränderten sich ihre Züge und ähnelten einem oder dem andern der steinernen Heiligenbilder, wie solche an verschiedenen Stellen des Thurmes angebracht waren, dann glaubte ich einen Augenblick das Gesicht meines Oheims zu sehen, und endlich zerfloß Alles in Duft und Nebel.

„Ich war längere Zeit nicht im Stande, mich zu rühren, wie betäubt, und als ich endlich zu mir kam, fand ich, daß ich im Schatten saß und das Mondlicht längst eine andere Stelle eingenommen hatte. Ich eilte jetzt den Boden zu verlassen, und

als mich der Oheim fragte, wo ich so lange herumgekrochen sei, war ich einfältig genug, ihm meine ganze Vision zu erzählen.

„Ei,“ sagte er, „das ist ja eine herrliche Gesellschaft da drüben! Und Du möchtest wirklich gern zu den Menschen?“

„Unstreitig war es noch einfältiger von mir, daß ich dies bejahte, denn der Oheim brach jetzt in eine maßlose Wuth aus, belegte die gesammte Menschheit mit Schimpfworten, welche ich nie vorher gehört hatte, und geberdete sich auf eine Weise, daß ich ihn bestimmt für wahnsinnig gehalten hätte, wenn mir überhaupt der Begriff des Wahnsinns bekannt gewesen wäre.

„Am andern Tage wurde zwar kein Wort mehr von der Sache gesprochen, als ich aber nach dem Boden eilen wollte, war dessen schwere Thür von Eichenholz fest verschlossen, und bald darauf fand ich auch, daß das Fernrohr verschwunden war.

„Ohne Zweifel wußte der Oheim meine Vision zu würdigen und schien zugleich dem Fernrohre einen Theil der Bereitwilligkeit in die Schuhe zu schieben, mit welcher ich den Aufforderungen des Gespenstes entgegengekommen war.

„Ich weiß nicht, ob die Blicke, die ich durch das unglückliche Fernrohr in das Treiben der

Menschen geworfen hatte, allein die unbändige Sehnsucht nach diesen hervorgerufen hatten, welche ich jetzt empfand, allein Thatsache war, daß ich nach Beendigung der Lehrstunden entweder im Bücherzimmer saß, um von den Thaten dieser lieben Menschen zu lesen, oder weit oben, im spitzen Dache des Thurmes, an einer durchbrochenen und früher für eine kleine Sturmglocke bestimmten Stelle hockte, um mit meinen scharfen, wenn auch jetzt unbewaffneten Augen nach diesen Gegenständen meiner Sehnsucht zu spähen.

„Ich war kalt zu jener Zeit gegen alle Naturerscheinungen, welche zu beobachten ich in meinem Glockenthurme wohl die beste Gelegenheit hatte.

„Die Sonne färbte des Morgens den Himmel purpurroth und übergoß ihn am Abend mit flüssigem Golde, während zur Mittagszeit ihre Strahlen den Fluß versilberten, der in zierlichen Windungen die Landschaft durchströmte.

„Das war eben Licht, Farbe und Wasser, weiter nichts.

„Dann durchkreuzten Blitze rings um mich die Luft, und Donnerschläge ließen das Sparrenwerk erzittern, auf welchem ich saß, oder die Windsbraut flog brausend über die Erde, zerbrach die

Bäume des Waldes, und jagte die Wolken am Himmel vor sich her gleich flüchtigen Gespenstern.

„Gewitter und Sturm! Das war Alles.

„Schloßen und Gußregen, sie kümmerten mich nicht.

„Wenn Gott das Zeichen der Versöhnung, den siebenfarbig glänzenden Regenbogen, über seine Erde spannte, ich würdigte ihn keines Blickes.

„Und wenn endlich die Nacht sich senkte über Stadt und Feld, so schalt ich sie, weil sie mich hinderte nach meinen Lieblingen zu spähen, und mit dem Monde, der mit seinen bläulichen Streiflichtern sie wieder erhellte, haderte ich, weil er mir meinen Mönch nicht wieder herbeizauberte, der mich lehren wollte, zu den Menschen zu kommen.

„Dafür aber blickte ich gierig auf das Gewühl der Stadt unter mir, nach Hochzeitszügen und nach Leichenbegängnissen, nach dem von Landleuten und Bürgerfrauen wimmelnden Markte, nach den blinkenden Waffen der die Straßen durchziehenden Kriegsleute, und nach dem einsamen Spaziergänger draußen auf dem Felde, dessen Hund ich beneidete, weil er unter Menschen sein durfte.

„Und unter mir im Neste saß der Oheim, scheltend und grollend über diese Götter der Erde,

und glücklich wieder darüber, daß es ihm gelungen war, sie alle von sich entfernt zu haben! —

„Ein Jahr oder mehr war verflossen seit jener Nacht meiner Vision, und während einst der Oheim in der Küche beschäftigt war, saß ich im Bücherzimmer und starrte brütend nach der uns zugekehrten Wand des nachbarlichen Thurmes, deren Fenster bis auf ein einziges, tief in der starken Mauer liegendes Guckloch vermauert oder mit Brettern zugeschlagen waren.

„Da sah ich plötzlich, daß eins dieser Bretter sich bewegte, dann entstand eine Spalte, durch die sich eine kleine weiße Hand schob, welche offenbar bemüht war, jenes Brett zu entfernen, und als dies gelungen war, erschien in der Fensteröffnung ein blondgelockter Mädchenkopf.

„Ich sage nicht Engelskopf und gebrauche auch keinen andern überschwänglichen Ausdruck, denn alle Engel des Himmels hätten mich kaum in ein solches Entzücken versetzt, als dieses jungfräuliche Haupt, welches ich, Dank meinen Bilderbüchern und meinen früheren teleskopischen Studien, sogleich richtig bestimmte.

„Natürlich trat ich sogleich an das geöffnete Fenster und blickte sprachlos vor Glück meine

Nachbarin an. Diese lachte und schien ebenfalls höchst erfreut.

„Bist Du der Sohn des mürrischen Alten da drüben?" sagte sie hierauf mit gedämpfter Stimme.

„Ja," erwiederte ich eben so ohne weitere Umstände, „aber ich darf nicht laut sprechen, damit mich der Alte nicht hört."

„Sie machte mit der Hand ein zustimmendes Zeichen und sagte noch leiser: „Ich auch nicht wegen meines Vaters, aber ich möchte Dich einmal ganz sehen. Steige doch auf Deinen Stuhl."

„Ich erfüllte sogleich diesen Wunsch, ja ich bestieg die Fensterbrüstung und drehte mich auf derselben langsam im Kreise, gewissermaßen ahnend, daß ich weiterem Verlangen entgegenkam.

„Der Erfolg war ein ungeheurer.

„Meine erste Liebe, denn sie war es bereits, brach in ein unmäßiges Gelächter aus, welches sich noch verstärkte, als ich ihr meine Kehrseite zuwandte, und als ich mit Entzücken wieder in ihr Antlitz blickte, fand ich dasselbe stark geröthet und sah zugleich, daß sie die eine Hand, vielleicht nicht ganz graziös, in den Mund geschoben hatte, um ihr Lachen zu ersticken.

„Ich konnte das Glück, welches ich über diesen mir gezollten Beifall empfand, nur einige Augen-

blicke genießen, denn plötzlich ward sie ernst, rief hastig und flüsternd:

„Morgen wieder zur selben Zeit," und dann verschwand sie, indem sie das Brett rasch an Ort und Stelle gebracht hatte. Ohne Zweifel hatte man sie gerufen.

„Was mich betrifft, so will ich den Zustand, in welchem ich mich befand, nachdem sie verschwunden war, nicht näher schildern, und die Mischung von Jammer und Glück, die fast erdrückend über mich hereinbrach, vollkommen unberücksichtigt lassen.

„Ich will auch der Nacht nicht erwähnen, welche ich halb schlaflos und halb in fieberhaften Träumen zubrachte, und eben so wenig ist es nöthig zu sagen, daß ich mich des andern Tages an keiner andern Stelle des Thurmes befand, als an derjenigen, von welcher man die vermauerten und mit Brettern verschlagenen Fenster des andern beobachten konnte.

„Ziemlich zur selben Zeit wie des Tags vorher erschien mein blonder Lockenkopf, und sobald sie das Brett entfernt hatte, bestieg ich meinen Stuhl und begann mich zu drehen, da ihr das gestern so großes Vergnügen bereitet hatte.

„Das Mädchen lachte eben so unmäßig, wie sie es gestern gethan hatte, und da mein Oheim

höchstens grimmig lächelte, wenn er der Menschen gedachte, und ich mithin niemals Jemand so ausgelassen lachen sah, ging denn doch mein anfängliches Vergnügen in ein wenig Verwunderung über.

„Ich weiß selbst kaum, wie es kam, daß ich meinen Stuhl verließ und sie fragte:

„Warum lachst Du denn so?"

„Wegen Deiner tollen Kleider," sagte meine Auserwählte, ohne ihr Lachen zu unterbrechen.

„In der That waren meine Kleider wirklich toll. Nachdem die für das einjährige Kind bestimmten Kleider, welche ich mit auf den Thurm gebracht hatte, nicht mehr ausreichten, begann der Oheim, wie er als Autodidakt das Kochen erlernte, sich auch auf die Schneiderei zu legen, und mein jenesmaliger Anzug bestand aus einem von seiner Hand gefertigten Phantasiefrack von gelbem Nanking und aus Höschen von demselben Stoffe beide an den Ellenbogen, den Knieen und vorzugsweise an einer gewissen unaussprechlichen Körperstelle, welche durch meine Rutsch- und Kletterübungen ungebührlich in Anspruch genommen war, stark retouchirt mit Lappen und Flickwerk von allen möglichen Farben.

„Ein unter den Menschen erzogener Knabe

oder Jüngling wäre tief beschämt gewesen über diesen Ausspruch aus weiblichem Munde, **mir**, dem in jenem Augenblick allein daran lag, meinem vis-à-vis Vergnügen zu bereiten, vielleicht auch mich in vortheilhaftem Lichte zu zeigen, schoß ein anderer Gedanke durch den Kopf.

„Der Oheim war, wie ich an seinem Hämmern hörte, im unteren Theile des Thurmes mit Ausbesserung des Fensters beschäftigt, und eine Ueberraschung von seiner Seite war nicht zu befürchten.

„Ich war daher mit einigen Sätzen oben auf der Gallerie, welche um den Thurm lief, und stand im andern Augenblicke auf der schmalen Brüstung von gothischer Steinhauerarbeit, welche die Gallerie einfaßte, und dort vollführte ich, geübt und schwindelfrei wie ich war, Sprünge, welche dem ersten Seiltänzer der Welt Ehre gemacht haben würden.

„In welches Entzücken mußte sie jetzt erst gerathen, wenn sie mein einfaches Drehen am Fenster schon so heiter gestimmt hatte.

„Aber ihr Lachen verstummte, und als ich hinüber zu ihr blickte, war sie leichenblaß, und starrte mich, offenbar tödtlich erschrocken und entsetzt, an.

„Geh' augenblicklich hinunter!" rief sie jetzt.

„Warum denn?“ sagte ich ganz verwundert.

„Hinunter! Hinunter!“

„Ich befolgte ihren Befehl und sprang auf die Gallerie, indem ich meine Frage wiederholte:

„Aber warum denn?“

„Weil ich Dir gut bin, und weil Du hinunterstürzen könntest.“

„O! mein Gott! Mein Gott! Warum hast Du nicht gestattet, daß jenes namenlose Glück, welches wir empfinden, wenn wir jene Worte zum ersten Male hören, wiederkehrt bei späteren ähnlichen?

„Ach, leider ist dies nicht der Fall, aber dafür hast Du uns die Erinnerung gegeben an jenes erste Geständniß, die Erinnerung, welche uns noch glücklich macht, wenn schon der Schnee des Alters unser Haupt bedeckt, und die uns stets noch mit süßer Wehmuth erfüllt, selbst wenn jene erste Liebe uns getäuscht hat.

„Was mich betrifft und jenen Augenblick, so war es gut, daß ich mich bereits nicht mehr auf der Brüstung befand, denn unfehlbar würde ich hinabgestürzt sein, als ich jene Worte vernahm:

„Weil ich Dir gut bin!“

„Ich lehnte meinen Kopf auf das Steingesims, und der Thurm, die Stadt, ja die ganze Welt begann sich um mich im Kreise zu drehen,

dann weinte ich, ohne zu wissen warum, und als ich endlich wieder ein wenig zu mir gekommen war und nach dem Fenster blickte, von welchem aus ich jene beseligende Botschaft vernommen, waren die fatalen Bretter vorgeschoben und mein Engel verschwunden.

„Trotzdem begann von jenem Augenblick an ein förmlicher und regelrechter Liebeshandel, freilich nur par distance, dafür aber auch rein und tugendhaft in ganz außerordentlichem Grade.

„Ich erfuhr, daß meine Geliebte Gretchen heiße und die Tochter des Thürmers sei, der seit Kurzem auf dem andern Thurme hause, und daß mein Oheim, als er unsern Thurm gemiethet, sich bei den Stadtbehörden ausbedungen habe, daß alle Fenster gegen unsere Seite zu bis auf einige unentbehrliche Gucklöcher geschlossen werden müßten. Die Neugier habe sie getrieben, Alles aufzubieten, einen Blick in unsere tolle Wirthschaft werfen zu können, denn man erzähle sich in der Stadt, von dem Oheim und mir, die sonderbarsten Dinge. Nun, da ihr dies gelungen, sei sie sterblich in mich verliebt und habe keinen andern Wunsch, als die Meinige werden zu können.

„Was läßt sich aber weiter viel erzählen von einer Liebe, welche auf fünfzehn Schritte Entfer-

nung und hundert Fuß hoch über der Erde von zwei Kindern betrieben wird!

„Am Ende ging es bei unserer überirdischen Liebe dennoch, zum Theil wenigstens, eben so zu wie bei allen anderen gewöhnlichen Erdliebschaften.

„Wir schworen uns zuerst ewige Liebe, dann trugen wir die möglichste Sorge, daß diese Eidschwüre nicht entdeckt würden von unseren beiderseitigen Angehörigen, und endlich zankten wir uns, was sicher nicht ausbleiben kann, wenn man bedenkt, daß meine ganze Kenntniß von der Welt einzig und allein aus Büchern geschöpft war und höchstens aus einigen teleskopischen Beobachtungen, während Gretchen, die, wie es schien, nie ein Buch in der Hand gehabt, und alle ihre Erfahrungen sich allein durch die Praxis erworben hatte, vielleicht etwas allzu praktisch war, so wie ich allzu theoretisch.

„Ewig unvergeßlich ist mir die Miene des Oheims, als ich ihm eines Tages ernsthaft erklärte, daß ich andere Kleider haben müsse, indem ich mich in meinem lächerlichen Anzuge nicht vor den Leuten sehen lassen könne.

„Natürlich hatte mich Gretchen auf diesen Gedanken gebracht, der Oheim aber, welcher an

nichts weniger dachte als an eine solche Einflüsterung, gerieth, als ich von „den Leuten" sprach, in eine solche Wuth, daß ich von meinem Verlangen abstand, um ihn nicht zum Aeußersten zu treiben.

„Ich vermuthe indessen, oder vielmehr, ich weiß es gewiß, daß Gretchen während unserer fast anderthalb Jahre andauernden Thurmliebe sich nicht selten gründlich langweilte, wenn ich ihr die Versicherungen meiner glühenden Liebe zuflüsterte, und es scheint, daß die eigenthümlichen Verhältnisse, unter welchen dies geschah, hieran Schuld waren, und unsere gegenseitige Entfernung vielleicht zumeist, denn es wird doch einmal als unumstößliche Wahrheit angenommen, daß die Frauen nichts lieber hören als dergleichen Schwüre, wenn vielleicht gleichwohl in größerer Nähe.

„Die Hauptursache aber, weshalb wir uns zankten, oder besser, warum ich ausgezankt wurde, waren die Neuigkeiten, welche Gretchen von ihren täglichen Ausgängen in die Stadt mit auf den Thurm brachte, und welche sie mir alle mit bedeutender Zungenfertigkeit mittheilte und sich ärgerte, wenn ich ihrer Ansicht nach ungeschickte Fragen that, da ich in meiner Eigenschaft als

Einsiedler die Sprache der Stadtbewohner schlecht oder gar nicht verstand.

„Eines Morgens aber erschien Gretchen nicht wie gewöhnlich an dem jenseitigen Fenster, und man mag sich wohl denken, mit welcher Sehnsucht ich ihrer harrte, da dies fast die einzige Zeit war, in welcher wir ungestört uns sehen und sprechen konnten.

„Aber sie erschien weder an diesem, noch an dem folgenden Tage.

„Kaum habe ich je qualvollere Stunden durchlebt, als jene des furchtbarsten Jammers und der Zweifel, welche mein Herz zerrissen.

„War sie mir gram geworden? Hatten ihre Eltern, welche ich übrigens nie zu Gesicht bekommen, sie eingesperrt? Hatte man sie vielleicht entführt? Nach dem, was ich in meinen Büchern gelesen hatte, war dies möglich und erschien mir mit jeder Minute wahrscheinlicher. Wie viele keusche und unschuldige Jungfrauen waren schon diesen frechen und übermüthigen Rittern, oder den heimtückischen und wollüstigen Pfaffen zum Opfer gefallen!

„Und ich, ich saß gefangen auf dem Thurme, in geflickten Nankinghöschen und mit einem Phantasiefracke bekleidet, und konnte nicht auf schäu=

menden Berberhengste hinausziehen in die Welt, sie zu suchen, zu befreien.

„Ach, ich weinte bittere, bittere Thränen in diesen Tagen. —

„Am Abend des vierten Tages saß ich eben in meinem Glockenthurme und lugte hinaus in die Welt zu diesen Menschen, die mir meine höchste Seligkeit gestohlen hatten, und welche ich jetzt zu hassen begann wie der Oheim.

„Aber während ich so meine Augen weitaus schweifen ließ über die Gegend, ob ich nicht im Stande sei, irgend ein Zeichen zu erspähen von Der, die ich geraubt wähnte, drang plötzlich ein eigenthümliches Geräusch von unten, vom Fuße des Thurmes aus, an mein Ohr, und ich sah, daß man Anstalten traf zu einem Leichenbegängnisse, die mir sehr wohl bekannt waren, da ich häufig dergleichen vom selben Standpunkte aus beobachtet.

Und jetzt, jetzt sah ich einige Augenblicke ein Licht schimmern durch die Bretterspalten jenes Fensters, an welchem ich sie zum ersten Male gesehen hatte, und ich hörte sonderbare polternde Laute im Nachbarthurme, treppenabwärts, tiefer und tiefer erschallen. Dann ein zweiter Lichtschimmer an einem, dem oberen ähnlichen Fenster, und dann — dann trug man einen Sarg aus der

geöffneten Thür des Thurmes, den die Träger gleichgiltig auf ihre Schultern nahmen, und mit dem sie um die Ecke verschwanden.

„Ich stieß einen Schrei aus, der meine alten, jetzt fast vergessenen Freunde, die Dohlen, aus ihren Schlupfwinkeln scheuchte und sie krächzend den Thurm umflattern ließ, aber wie ich hinab kam in's Nest zum Oheim, weiß ich nicht zu sagen.

„Die lange Uebung und der Instinct bewahrten mich ohne Zweifel vor dem Hinabstürzen.

„Aber dort angekommen, umklammerte ich den Alten schreiend und wehklagend, ihn bald um Hilfe anflehend, bald wieder ihn verwünschend und ihm fluchend und der ganzen Welt.

„Dann stürzte ich ohnmächtig zu Boden.

„Auf meine erste Liebe folgte meine erste Krankheit.

„Ich weiß nicht, ob der Oheim einen Arzt zu Rathe gezogen, aber ich glaube es nicht und vermuthe, daß er mich selbst in Behandlung genommen, auf gleiche Weise, wie er unsere Speisen bereitete und meine Kleider fertigte; ich genas indessen, aber ich habe ebenfalls keinen Anhaltspunkt, wie lange ich krank gelegen, da der Oheim, sobald ich wieder aufstehen konnte, mit mir keine Silbe von dem Geschehenen sprach, und weder

meiner Krankheit erwähnte, noch meiner Liebe, von welcher er durch meine Fieberphantasien unfehlbar unterrichtet sein mußte.

„Ich selbst war zwar ruhiger geworden, fühlte mich deshalb aber stets noch höchst unglücklich, und während ich alle guten Eigenschaften und Tugenden, die ich aus Büchern kannte, oder welche meine jugendliche Phantasie selbst erfunden hatte, als Todtenkranz um das Haupt der Verschiedenen wand, war ich auf dem besten Wege, ein Fanatiker zu werden, indem ich vom frühesten Morgen bis in die Nacht im Glockenthurme saß, zärtliche Worte und Schwüre der Treue an Gretchen sendete, und sie anflehte, nur ein einziges Mal ihr blondgelocktes Köpfchen aus dem Himmel zu stecken und mich anzublicken, wie sie es früher vom Thurmfenster aus gethan hatte.

„Der Oheim ließ mich gewähren und schloß gleichzeitig stillschweigend meine Lehrstunden, vielleicht weil er mißmuthig war über meine Liebschaft und bezweifelte, aus mir einen wackern Menschenfeind heranzubilden, vielleicht auch, weil er stets verrückter wurde und dies in einzelnen Augenblicken ohne Zweifel fühlte.

„Eines Tages endlich, nachdem ich etwa acht oder zehn Wochen das Bett wieder verlassen hatte, fiel

mir eines Morgens auf, daß ich ihn nicht, wie sonst in der letzten Zeit, fast den ganzen Tag über polternd und lärmend allerlei Arbeiten im Thurme verrichten hörte, und als er zur Mittagszeit noch immer nichts von sich hören ließ, ging ich ihn zu suchen.

„Ich fand ihn endlich im Kirchenboden, dessen Thür diesmal nur angelehnt war, und dort lag er auf dem Rücken und war todt.

„Obgleich ich ihn aufrichtig bedauerte und beweinte, kann ich doch nicht sagen, daß ich Grauen oder Furcht empfand, und ich bin bis auf den heutigen Tag noch nicht mit mir in's Klare gekommen, ob die Scheu, welche man gewöhnlich vor Todten hat, wirklich in der Natur gegründet ist, oder ob sie nicht vielmehr als eine Folge der Erziehung betrachtet werden muß.

„Auch im Uebrigen benahm ich mich ganz vernünftig. Ich erbrach die Thür des Gemachs, von welchem aus der Oheim seine Verbindung mit der Welt unterhielt, und als des Abends ein Mann kam, um unsere Bedürfnisse für den folgenden Tag abzuliefern, schrieb ich auf ein Blatt Papier, daß mein Oheim gestorben sei, und daß man mich aus dem Thurme nehmen möge, und legte diesen Zettel in einen leeren Victualienkorb.

„Am andern Morgen holte man mich aus dem Thurme und brachte mich in das Haus eines Mannes, den die Behörde mir als Vormund bestellt hatte.

„Ich schweige von meinen Empfindungen, als ich jetzt wirklich zu den Menschen kam, nach welchen ich mich so lange gesehnt hatte, und eben so erwähne ich nur ganz kurz der Aufnahme, welche ich bei denselben fand.

„Die Psychologen suchten meine Gedanken und Gefühle zu erforschen.

„Die Kraniologen betasteten meinen Schädel.

„Die Physiologen zählten meine Athemzüge und meine Pulsschläge.

„Die Mediziner wollten die Einwirkung gewisser Arzneimittel an meinem Körper studiren, indem sie beabsichtigten, mir dieselben in stets steigenden Dosen beizubringen.

„Die Theologen fragten mich, wie ich auf den ersten Gedanken an Gott gekommen sei.

„Die Frauen behandelten mich als ein Schooßhündchen, und die Juden endlich erboten sich zu Vorschüssen, im Falle mich mein Vormund zu kurz halten solle, denn das Vermögen meines Oheims, dessen Erbe ich war, hatte sich während unseres

Aufenthalts auf dem Thurme wieder so ziemlich gemehrt.

„Was die drei ersten Species von Gelehrten betrifft, so waren sie erstaunt, bei mir Alles in demselben Zustande zu finden wie bei anderen Menschen.

„Die Aerzte schalten, weil ich kein Gift nehmen wollte, und die Theologen waren verblüfft, als ich ihnen sagte, daß die ersten Gedanken an Gott in mir durch Luther's kleinen Katechismus entstanden wären.

„Von den Frauen endlich ließ ich mich hätscheln, und die Anerbieten der Kinder Israels verstand ich zu jener Zeit noch nicht.

„Nach acht Wochen kam ein Rhinoceros mit zwei Hörnern in die Stadt, dergleichen man dort noch nie vorher gesehen, und da gleichzeitig eine Sängerin von europäischem Rufe eintraf, so trat ich in den Hintergrund und war bald vollständig vergessen.

„Einige Jahre später war ich ein junger Mann wie andere auch, ich hatte die Kaufmannschaft erlernt und gedachte, da ich in kurzer Zeit voll=jährig wurde, auf Reisen zu gehen, meine Kennt=nisse zu vermehren und mir die Welt zu besehen, welche verständige und löbliche Vorsätze keineswegs

ausschlossen, daß ich ein wenig eitel geworden war, mir auf meine Liebenswürdigkeit viel und fast noch mehr auf meine schönen Kleider einbildete.

„Eines Tages ging ich, reizend angezogen, mit dem flotten Gange eines Studenten, und der vornehmen Miene eines Prinzipals, welche Mischung mir höchst effectvoll zu sein schien, einige Freunde aufzusuchen, und indem ich rasch um eine Ecke bog, rannte ich gegen ein weibliches Geschöpf, welches Niemand anders war als Gretchen.

„Wer hat nicht schon Augenblicke erlebt, ich sage Augenblicke, in welchen hundert Gedanken gleichzeitig unser Gehirn durchblitzten?

„Wem das begegnet ist, wird mit mir einverstanden sein, daß ein einziger vernünftiger Gedanke um Vieles zweckmäßiger gewesen wäre, als jene hundert, nach welchen man meist eben so klug ist als vorher.

„Es ging mir jenes Mal genau so, denn nachdem eine Anzahl von Möglichkeiten, oder besser Unmöglichkeiten, in meinem Kopfe sich gekreuzt hatten, sagte ich zu Gretchen:

„Du bist also nicht gestorben?"

„Sie lachte, wenn gleich nicht so unmäßig als bei unserer ersten Begegnung, und erwiederte:

„Je," warum soll ich denn gestorben sein?"

„Dabei aber stand sie vor mir, groß, schlank und dennoch voll und üppig gebaut, und dabei so coquet gekleidet, daß ich fühlte, wie der unternehmende und liebenswürdige junge Handlungsbeflissene Zoll für Zoll verduftete, und an dessen Stelle der frühere dumme Peter vom Thurme trat, nur mit dem Unterschiede, daß ich zu jener Zeit Gretchen tausendmal meine Liebe gestanden, und jetzt nicht wagte, ein Wort von derselben zu sprechen.

„Dennoch aber begleitete ich sie, indem ich schüchtern und fast respectvoll neben ihr herging, und jetzt erfuhr ich, daß die Leiche, welche ich aus dem Thurme bringen sah, die ihres Vaters war, der plötzlich erkrankt und gestorben, und daß sie schon Tags darauf den Thurm habe verlassen müssen, da ein neuer Thürmer aufgezogen sei. Das arme Kind hatte als vater- und mutterlose Waise sich sicher arg plagen müssen, um fortzukommen in der Welt, aber sie verschwieg bescheiden die Kämpfe, und sagte mir nur, daß sie jetzt in einem Putzmachergeschäft arbeite. Dann bat sie mich, sie zu verlassen, da sie einer Freundin versprochen habe, sie zu besuchen.

„Mein Herz klopfte in heftigen Schlägen, als der Augenblick des Abschiedes kam.

„Bist Du mir noch gut?" fragte ich endlich mit zitternder Stimme.

„Freilich, warum denn nicht?" Sie sah mich unbefangen an, als sie mir diese Antwort gab.

„Darf ich Dich besuchen?"

„Gewiß!" und zugleich sagte sie mir, wo sie wohne, und die Stunde, in welcher ich sie treffen könne; „nur morgen nicht," setzte sie hinzu, „da ist Sonntag, aber übermorgen bin ich den ganzen Tag zu Hause."

„Ich hatte vorher nicht gewagt, ihr den Arm zu bieten, und jetzt, als ich von ihr schied, wagte ich nicht ihre Hand zu berühren.

„Uebermorgen!" sagte ich, dann trennten wir uns, und erst jetzt begriff ich mein ganzes Glück, nur getrübt von einem einzigen Schatten, von einem Bedenken.

„War ich ihrer werth, der Fleckenlosen, Reinen? Ach, mir war nur zu klar, daß meine Aengstlichkeit ihren Grund darin hatte, daß mich, so jung ich auch war, das Gefühl mancher Schuld bedrückte, während ihr sittlicher Werth sie unbefangen und sicher erscheinen ließ.

„Ich nahm mir vor, mich zu bessern und —

Gretchen zu heirathen. In einigen Wochen war ich volljährig, mein eigener Herr. Was hielt mich ab, dann meinen eigenen Herd zu gründen, selbst ein geachteter Prinzipal zu werden und, mit meinem treuen Weibe an der Seite, ein Götterleben zu führen?

„Indem bei diesen Betrachtungen ein stiller Friede, ein nie gefühltes Glück über mich kam, schien mir die ganze Zeit, in welcher ich Gretchen für todt gehalten, nichts weiter als ein schlimmer Traum zu sein, ich dankte Gott, daß er mir meine erste Liebe wiedergeschenkt, und pries die Prüfung, die er mir auferlegt.

„Dann ging ich nach Hause und schrieb einen langen Brief an Gretchen, in welchem ich um ihre Hand bat, und den ich ihr übermorgen senden wollte.

„Mein Brautstand wirkte übrigens überraschend schnell auf mich ein, denn schon an demselben Abend fanden meine Freunde, mit welchen ich zusammentraf, daß ich ausnehmend langweilig geworden sei. „Er ist verliebt, der arme Junge,“ sagte endlich einer derselben, und als ich ernsthaft erwiederte, daß ich nicht verliebt sei, sondern daß ich *liebe*, entstand ein allgemeiner Sturm.

„Hierauf sagte ich ihnen, daß ich mich zu vermählen gedächte, und kurze Zeit darauf hatte ich Alle zur Vorfeier meiner Verlobung auf morgen

in eine Restauration geladen, welche wir zuweilen besuchten.

„Ich war zeitig draußen in jenem Wirthschafts-garten und ordnete Alles zum Empfang meiner Gäste. „Sehe ich die Jungen wieder einmal bei mir," sagte ich wohlgefällig zu mir selbst, „geschieht's nicht in einer Kneipe, und die Honneurs macht dann meine liebe Frau."

„In diesem Augenblicke hörte ich die Stimme Gretchens, welche ohne Zweifel mit einer Gesellschaft gekommen war, die vor Kurzem ziemlich geräuschvoll das benachbarte Gemach in Beschlag genommen hatte.

„Ich hatte nicht Zeit, mich zu besinnen, ob ich meine Anwesenheit kund geben wollte oder nicht, denn eben hörte ich Gretchen sagen:

„Ja, er ist noch eben so dumm, wie er auf seinem Thurme war, nur ist er wo möglich noch langweiliger geworden, stellt Euch nur vor, er bildete sich ein, ich sei gestorben!"

„Man fand es ungeheuer lächerlich, und ich hörte an dem Tone ihrer Stimmen, daß sich bei der ganzen Gesellschaft nicht ein einziger Mann befand, an einigen, auf diese Ausbrüche von Heiterkeit folgenden Worten aber, daß man allerdings einige gute Freunde erwartete.

„Sagt aber Karl nichts davon, daß ich den einfältigen Jungen gesprochen habe," sprach jetzt Gretchen, „er ist bisweilen so eigen!"

„O mein Gott," rief jetzt eine andere Stimme, „da dürfte auch Heinrich, August, Fritz, Wilhelm und alle Deine Liebhaber nichts davon erfahren, und wenn Du ihn rupfen willst, so läßt sich das doch nicht wohl anders machen."

„Zeige uns lieber einmal wieder, wie er auf dem Thurmgeländer tanzte," fiel jetzt eine dritte ein.

„Aus dem Beifallssturme, der jetzt losbrach, konnte ich schließen, daß meine Braut bedeutendes Talent zur komischen Pantomime besitze, und an der Art, mit welcher sie gleich darauf einige der Liebesbetheuerungen zum Vorschein brachte, welche ich früher an sie gerichtet, war auch eine declamatorische Anlage nicht zu verkennen.

„Ich konnte aus verschiedenen Aeußerungen noch erkennen, daß mein Gretchen ihre Vorstudien zu diesen und anderen schönen Dingen schon auf dem Thurme begonnen, ihre weitere Ausbildung aber in einer größeren Seestadt vollendet, in welche sie sich nach dem Ableben ihres Herrn Vaters begeben hatte, und daß sie seit einigen Wochen erst wieder in ihre Vaterstadt zurückgekehrt war.

„Dann kamen die erwarteten guten Freunde der Damen, und was die meinigen betrifft, so mußten sie meinen Verlobungsschmaus allein verzehren, denn ich schlich mich nach Hause, um den bewußten Brief zu verbrennen und Gott abermals zu danken, wenn gleich in anderem Sinne, als des Tages vorher.

„Dieses ist die Geschichte meiner ersten Liebe, deren Anfang mich unendlich glücklich machte, und deren Ende mich vor endlosem Unglück bewahrte.''

II.

Die Liebe des Mannes.

„In dem Gehirn einer romantischen Landratte spuken die abenteuerlichsten und verrücktesten Ideen von dem Leben auf der See," so fuhr nämlich der Vetter am zweiten Abend fort, „und da nichts einfältiger ist, als Jemand irgend eine Einbildung nehmen zu wollen, die Niemand schadet, die aber diesem Jemand außerordentlich reizend erscheint, so spreche ich kein Wort von meiner Seereise nach Peru, sondern versetze uns Beide mit einem einzigen Sprunge dorthin.

„Es ist auch keineswegs nöthig, daß ich Dir ausführlich sage, was ich in Peru für eine Stellung bekleidete, sondern es mag genügen zu bemerken, daß es eine ziemlich unabhängige war.

„Eines Abends befand ich mich auf der Plaza zu Lima, auf dem großen Marktplatze, auf welchem man liebt und tändelt nach den Mühen des Tages, mögen diese nun in wirklicher Arbeit bestanden haben, oder blos im Ertragen der Hitze, auf der Plaza, auf welcher die Damen ihre Juwelen zeigen, ihre blitzenden Augen, die theueren Kleiderstoffe, welche sie aus Europa bezogen, und die schönsten Hände und Füße von der Welt, welche ihnen ihr Vaterland gegeben hat, auf der Plaza, auf welcher die Männer Alles aufbieten, um so liebenswürdig und europäisch als möglich zu scheinen, und, während sie mit großer Schlauheit ihre Frauen betrügen, vielleicht zehn Schritte weiter, von diesen ebenfalls betrogen werden.

„Mit einem Worte: auf dem allgemeinen Belustigungsorte Limas, auf dem man des Abends Herzen verhandelt, während man des Tages über Geschäfte gemacht hat in Gold, Silber, Kupfer, edlen Steinen, Zucker, Baumwolle, Kaffee und anderen Dingen.

„Es war an jenem Abend, oder vielmehr in

jenen ersten Stunden der Nacht, genau so auf der Plaza, wie es täglich war.

„Alles war dort versammelt, das ganze Volk. Die Frau des Reichen, funkelnd, nach unseren Begriffen fast überladen mit Diamanten und in kostbare Stoffe gekleidet. Die Frau des Armen, des Peons. Die Tochter der Freude, einfach, aber reizend mit lebenden Blumen geschmückt.

„Und alle diese Frauen saßen auf kleinen, niedrigen und schlecht gearbeiteten hölzernen Bänkchen dicht an einander, ohne Hochmuth von der einen, ohne Uebermuth von der andern Seite; alle ließen sich Eiswasser reichen und Süßigkeiten sagen von ihren Männern oder Freunden, und alle waren, oder schienen wenigstens, heiter und glücklich zu sein.

„Weiß Gott, wie es kam, daß ich an jenem Abend nicht wie sonst in diese Heiterkeit einstimmte. Es giebt Stunden und Tage, in welchen sich unserer bisweilen eine eigenthümliche Melancholie bemächtigt, eine schmerzhafte und trübe Stimmung, von welcher wir uns keine Rechenschaft zu geben im Stande sind, welche wir aber häufig nähren und pflegen, ebenfalls ohne zu wissen, warum.

„Aber während ich finster und fast mürrisch auf das Gewühl dieser frohen Menschenmasse sah,

fiel plötzlich mein Blick auf zwei Augen. Ich sage einfach „zwei Augen", und sage nicht brennende, funkelnde, blitzende, leuchtende Augen; denn obgleich man ihnen vielleicht keine dieser Eigenschaften absprechen konnte, so bemerkte ich in jenem Augenblicke doch nur eine einzige andere Eigenschaft an ihnen.

„Sie waren auf mich gerichtet, und ich fühlte jetzt, daß das nicht anders sein konnte, sie waren schon längst auf mich gerichtet.

„Und nachdem ich jetzt unwillkürlich diesen starren Blick erwiederte, begannen die Augen zu sprechen.

„Sie fragten nicht, wer ich sei, sie sagten nicht: ich liebe Dich, sie sagten einfach: Komm zu mir!

„Ich ging zu ihnen, zu diesen Augen, denn ich begriff, daß ich dies thun müsse, und als ich nach wenigen Secunden vor ihnen stand, sah ich, daß sie einem Indianermädchen gehörten, welches sich an eine der hölzernen Kisten angelehnt hatte, in welcher die Eisverkäufer, in Ermangelung anderer Localitäten, ihre Fruchtsäfte aufgestellt haben.

„Sie kreuzte die Arme über der Brust und verneigte sich, ohne daß ein Wort über ihre Lippen

kam, aber ihre Augen sagten: Da bist Du, ich wußte ja, daß Du kommen würdest.

„Es ist sonderbar, daß man bisweilen einzelnen weiblichen Wesen gegenüber in eine ganz eigenthümliche Befangenheit geräth, welche sonst eben nicht unsere Sache ist; in eine Befangenheit, welche sich auf mancherlei Weise äußert, und welche die Frauen als einen Beweis unserer Ergebenheit aufnehmen sollten, anstatt uns für einfältig zu halten, wie sie es bisweilen thun.

„Was mich betrifft, so war ich längst nicht mehr der dumme Peter vom Thurme; als ich aber dort stand vor jenem Indianermädchen, war ich dennoch nicht im Stande, ein einziges Wort hervorzubringen, und je mehr ich die Nothwendigkeit fühlte, etwas zu sprechen, desto weniger fiel mir etwas ein.

„Gewiß höchst geistreich," sagte ich endlich: „Stehst Du schon lange hier?"

„Sie lächelte, allein nur einen Augenblick. Dann erwiederte sie:

„So lange Du hier bist."

„Willst Du mit mir kommen?" sagte ich hierauf, was verzweifelt kühn und unternehmend klingt, in der That aber eben so unbefangen gesagt wurde,

als meine erste Ansprache, und jedenfalls ohne alle schlimme Absicht.

„Sie nickte indessen leicht mit dem Haupte und versetzte:

„Wenn Du es erlaubst, Herr!"

„Man ist in Lima in Betreff der Liebesangelegenheiten und analoger Gegenstände freisinnig, freisinnig bis zum Exceß, und in Folge dieser herrlichen Gewohnheit der Limaner dachte Niemand daran, auch nur den Kopf nach mir zu drehen, als ich mit meinem Indianermädchen die Plaza verließ; ich selbst aber fragte mich erst, als ich auf der Rimac-Brücke stand, wie ich dazu gekommen, diese Indianerin dorthin zu führen, und was ich jetzt beginnen wollte?

„Man sieht, daß ich jetzt einigermaßen vernünftig zu werden begann, denn ich beantwortete mir meine Frage selbst dahin, daß dies sich finden werde, und dann schritten wir Beide weiter.

„Es fand sich auch, und schneller, als ich gedacht hatte, denn meine kleine Begleiterin fing jetzt, nachdem wir allein waren, zu plaudern an.

„Sie war aus dem Flecken Chorillo, der etwa drei Stunden von Lima entfernt liegt und großen Theils noch von den Ureinwohnern Perus bewohnt wird, und während sie mir erzählte, daß

die berühmten Sonnenjungfrauen ihrer Race angehörten, und ihr Vater, der jetzt ein armer Fischer sei, aus einem edlen Priestergeschlechte stamme, setzte sie hinzu, daß sie vor einiger Zeit nach der Hauptstadt gegangen, um Fische zu verkaufen, daß sie mich da gesehen habe, und nun täglich wiedergekehrt sei, um mich zu betrachten.

„Ich wußte, daß Du mich schon einmal bemerken würdest," schloß sie, „und Du darfst mich lieben, denn ich bin eine Christin."

„Ich war gottlos genug, auf diese Eigenschaft einen verhältnißmäßig geringen Werth zu legen, und betrachtete mir statt dessen meine Eroberung. Es war eine kleine, aber zierlich und graziös gebaute Gestalt, und was ihr Gesicht betrifft, so war dasselbe ein wenig kupferfarbig, ihre Nase ein wenig abgeplattet, ihre Backenknochen ein wenig vorstehend, und ihr Kinn ein wenig spitz, aber obgleich alle diese Dinge an und für sich als häßlich gelten, so waren sie dennoch, wie gesagt, nur in geringem Grade, nur ein wenig vorhanden, und gaben dem ganzen Gesicht einen solchen Ausdruck von Race und zugleich von Uebereinstimmung, daß keiner dieser Schönheitsfehler hätte mangeln dürfen, ohne das Ganze in der That häßlich zu machen.

„Ihr tief schwarzes Haar war weich und voll, und was ihr Auge betrifft, so war es schwarz wie alle die tausend und abertausend Augen, welche ich während meines Aufenthalts in Peru gesehen hatte. Aber diese Augen, welche vorher nur gesagt hatten: „Komm,“ sprachen jetzt: ‚Ich liebe Dich,“ und das zwar mit einem solchen Ausdruck, daß man überzeugt sein mußte, sie sprachen die Wahrheit.

„Einen Jüngling macht diese Ueberzeugung selig, einen Alten verrückt, und einen Mann, unter allen Umständen fast, selbst verliebt, und da ich jenes Mal ein Mann war und kein Alter, wie gegenwärtig, so war ich, ehe eine Viertelstunde verging, in meine kleine Indianerin, welche Cosma hieß, sicher und regelmäßig verliebt, so verliebt, daß ich mit derselben fast zwei Stunden an den mit niedern Gesträuchen einer Ginsterart besetzten Ufern des Rimac umherlief, ohne sie ein einziges Mal zu küssen, oder ihr zu sagen, daß ich sie liebe.

„Eine kleine Person, einzig bekleidet mit einem Röckchen von Lamawolle und einem Umschlagtuche von demselben Stoffe,“ hätten meine Freunde gesagt, wenn sie mich jenes Mal gesehen hätten, „eine kleine Person, welche kupferfarbig ist, eine

platte Nase und hervorstehende Backenknochen hat! Und dieser Peter hat sich in sie verliebt auf närrische, ja was noch närrischer ist als närrisch, auf sentimentale Weise!"

„Ja doch! Es war so, denn wäre ich nicht in der That sentimental verliebt gewesen, so hätte ich mich wohl mehr beschäftigt mit Cosma. Aber ich war zufrieden, sie am Arme zu haben, und schwärmte für die Schönheit der Natur, für welche meine Liebe mich heute doppelt empfänglich gemacht hatte.

„Der Monte san Christoval, das letzte Glied einer von den Cordilleren kommenden Bergeskette, kam mir heute doppelt romantisch vor, und während ich ihn einmal mit einem schlafenden Riesen verglich, dem letzten Wächter, den die Königin aller Berge, die hohe Cordillera, vorgeschoben gegen das Flachland, bevölkerte ich gleich darauf seine steilen Wände und dunklen Schluchten mit Gnomen und Elfen, Wesen, die freilich nicht vorkommen unter dem zehnten Grade südlicher Breite, und nur in Deutschland gut gedeihen.

„Dann hörte ich, wie die Wellen des Rimac plauderten und schwatzten, und wie sie mir Glück wünschten, und es war wirklich heute zum ersten Male, daß ich verstand, was sie sagten, auch sah

ich, wie die Ginsterbüsche leise ihre goldenen Blüthen erzittern ließen, und ihre schlanken dunkelgrünen Aeste gegen einander flüsternd neigten. Früher hatte ich geglaubt, daß der Nachtwind sie bewege und in ihren Zweigen rausche, heute hörte ich nun freilich, daß sie sich erzählten, wie ich plötzlich eine Liebe gefunden, und was für ein Thor ich gewesen, daß ich nicht schon längst nach solchem Glück gestrebt.

„Eine große Stadt, die schlafend dort liegt im Lichte des Vollmondes, hatte stets einen schlimmen Eindruck auf mich gemacht. Welche Mühe, welche Plage, welche Noth und Angst des Tages über, wie viel Lärmen um nichts! Und jetzt, wo die Mitternacht vorüber, wacht dort nur das Laster, die Sorge und die Polizei, denn die Tugend geht um zehn Uhr zu Bett und schläft, im Fall sie zu Abend gespeist hat und nicht hungrig ist, den Schlaf des Gerechten.

„Mit wie ganz anderen Augen sah ich Lima an in jener Nacht! Ein Märchen aus tausend und einer Nacht lag sie vor mir, die Ciudad de los Reyes, mit ihren Kirchen, deren Kuppeln im Mondlicht funkelten, Moscheen des Orients ähnlich, mit ihren Palästen und glänzenden weißen Häusern,

zwischen welchen schlanke Palmen emporstiegen, und mit dem Kranze von riesenhaften Blumenkörben, welche man Gärten nannte, und welche die Stadt umgaben.

„Dann schweiften meine Blicke über das breite und fruchtbare Thal des Rimac und über die Ebene, über welcher ein feiner duftiger Hauch lag, mit welchem die Strahlen des Mondes spielten, und bald mehr, bald weniger klar mich das reizende Dorf Miraflores erblicken ließen, oder die Citadelle von Callao, oder jene smaragdgrünen Wiesen, welche eine der Hauptzierden von Limas Umgebung sind.

„Es ist eine reizende Nacht, Cosma," sagte ich.

„Ach," erwiederte sie, „ich weiß nicht, was dies ist, aber ich war oft hier, wenn ich spät in der Nacht noch den Heimweg suchte, aber niemals schien mir das Alles so schön wie heute."

„Da umschlang ich sie und küßte sie zum ersten Male.

„Es ist, weil wir uns lieben, Cosma, und glücklich sind!" sagte ich.

„Sie ließ es geschehen, aber dann wand sie sich aus meinen Armen. Sie müsse nach Hause, sagte sie, und gleich darauf war sie verschwunden im Gesträuch.

„Wir hatten uns nicht versprochen, uns morgen wieder zu treffen, denn es verstand sich ohnedies von selbst, und geschah auch genau an derselben Stelle wie des Tags vorher, aber nach acht Tagen hatten wir nicht mehr nöthig, uns im Schatten alter Kisten aufzusuchen, denn meine kleine Cosma bewohnte ein Zimmerchen neben dem meinen, und keins von uns ging überhaupt mehr des Abends auf die Plaza, auf den Herzenmarkt.

„Wir hatten im Tauschhandel dort bereits unsern Bedarf in diesem Artikel erworben.

„Dann begann ein kleiner Junggesellen-Ehestand, der seine romantischen Seiten hat und unbedingt angenehmer als eben streng moralisch ist, nach Limaner Begriffen aber nichts weniger als anstößig war.

„Einige Tage später erklärte ich Cosma, daß ich sie heirathen wolle.

„Sie fiel mir nicht entzückt um den Hals, sie war nicht verwundert oder fragte mich, ob ich Scherz mit ihr triebe. Sie lachte mich einfach aus.

„So ein reicher und vornehmer Herr," rief sie lachend, „ein armes Indianermädchen, das wäre schön!"

„Ich erwiederte ihr, daß ich nur ein wenig

wohlhabend sei, keineswegs aber reich, und noch weniger vornehm, daß sie selbst aber aus einem alten und edlen Priestergeschlechte stamme. Aber sie schien mich nicht zu verstehen.

„Du mußt jetzt einmal mit mir nach Chorillo kommen," sagte sie, „und dort meine Wirthschaft ansehen, mit dem Heirathen hat es jedenfalls noch Zeit."

„Als wir am folgenden Tage uns auf dem Wege dorthin befanden, hatte ich Gelegenheit, eine eigenthümliche Bemerkung zu machen. Sie legte, wie es den Anschein hatte, viel Werth darauf, daß ich reich sei, und dennoch schien Geld fast keinen Eindruck auf sie zu machen.

„Zu jener Zeit war Peru noch nicht abgefallen von Spanien, und es herrschte dort noch die sonderbare Sitte, daß man einem neu vom Mutterlande angekommenen Gouverneur, bei seinen ersten Ausfahrten in Lima, Blumen und — — Geld auf seinen Weg streute, ja dies mehrmals wiederholte, falls er beliebt war.

„Wir ritten eben unfern der Kirche San Pedro, als der kurz zuvor nach Lima gekommene Gouverneur langsam, und in einer nach jenesmaligem Geschmack prachtvoll gezierten Carrosse, uns entgegengefahren kam.

„Eine ziemlich zahlreiche Volksmenge begleitete seinen Wagen, und aus vielen Häusern traten Frauen, welche, ihn begrüßend, mit mächtigen Mengen der reizendsten Blumen die Straße bestreuten, welche er durchzog. Aus anderen Häusern aber traten Sennores, einen Majordomo oder einen Sclaven an der Seite, der einen Sack mit Thalern trug, und aus diesem Sacke bestreute nun der Sennor mit vollen Händen ebenfalls die Straße, so daß die Hufe der Pferde und die Räder des Wagens dort über Blumen, hier über gemünztes Silber hinweggingen.

„Dann kamen arme Leute, welche dieses Geld aufhoben und mit sich hinwegnahmen. Der Sennor aber ging, ohne nur noch einen Blick auf seine Thaler zu werfen, in sein Haus zurück.

„Wenn bei uns ein reicher Mann in eine jener öffentlichen Listen, durch welche man sammelt für Vereinshallen, Monumente, patriotische Wittwen und andere zweckmäßige Dinge, aus Furcht, aus Stolz, oder einfach aus Narrheit, eine bedeutende Summe zeichnet, so imponirt dies nicht halb so viel als jenes Wegwerfen des Geldes auf die Straße, und ich betrachtete mit Verwunderung diesen eigenthümlichen Gebrauch, während Cosma, wie es schien, höchst gleichgiltig auf dieses auf die

Straße geworfene Silber blickte. Ich fragte sie, was sie von dieser Sitte denke.

„Die Sache ist nicht so einfältig, wie sie aussieht," erwiederte sie ruhig; „diese Sennores ehren den König, und geben gleichzeitig den Armen."

„Sie hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als ich sie aber fragte, ob diese Leute nicht ungeheuer reich wären, sagte sie fast geringschätzig:

„Sie haben viel Geld, aber keine Pracht."

„Diese Aeußerung wurde mir zum Theil erst später klar; als wir aber jetzt in das Freie kamen, wunderte ich mich mehr und mehr über Cosma.

„In der Stadt war sie unterwürfig, schien sich stets nur als meine Dienerin zu betrachten, und überhäufte mich zugleich mit Fragen über Europa und meine Landsleute, hier außen aber hatte sie zwar die Rolle einer Untergebenen beibehalten, aber sie hatte zugleich die einer Führerin hinzugefügt, die ihr Vaterland in ein günstiges Licht zu setzen suchte.

„Eine gewandte Reiterin, wie alle Frauen dort im Lande, brach sie, im Galopp zwischen Blumen und Bäumen hindurch sprengend und ohne den Sattel zu verlassen, einen Strauß.

„Da hast Du die wohlriechendsten Blumen des

Landes," sagte sie, „den Floripodio, den Suche und die Aroma."

„Sie hatte Recht; es gab keinen wollüstigeren Geruch, als den dieser drei Blüthen, von welchen die erste eine Datura und die letzte eine Akazie ist.

„Hast Du das Sprüchwort noch nicht gehört," rief sie darauf: „Oro en la costa, plata en la sierra? Weißt Du, was das bedeutet?"

„Silber in den Bergen, Gold an der Küste!" sagte ich, „das bezieht sich vielleicht auf den Silberreichthum der Minen und den Handel in der Stadt?"

„Cosma lachte. Sieh' um Dich, da hast Du die Erklärung. Hier unten im Flachlande sind fast alle Blumen gelb, weiß aber droben im Gebirge."

„Sie hatte wieder Recht, denn es verhält sich wirklich so, und unter zehn Blüthen in der Umgegend Limas sind sicher neun gelb.

„Allmälig aber gelangten wir in eine andere Gegend, in welcher der mächtige Cactus peruvianus fast die alleinige Vegetation bildete, und jetzt begann Cosma von den Ueberlieferungen ihres Stammes zu sprechen, und brachte tolle, fabelhaft klingende Dinge zum Vorschein, so daß ich bisweilen zu träumen glaubte, während sie mit der-

selben Naivetät und Unbefangenheit dann wieder vollkommen Glaubwürdiges berichtete.

„So kamen wir an mehreren thurmähnlichen, viereckigen Gebäuden vorüber, die etwa zwanzig Fuß Höhe und acht Fuß Breite hatten, von ungebrannten Erdsteinen aufgeführt und bisweilen mit metallenen Bändern zusammengehalten waren.

„Cosma schlug ein Kreuz, als wir vorüberritten, und sagte:

„Hier liegen Helden und Mächtige unseres Volks begraben, die längst gestorben sind, ehe Dein Volk hierher kam."

„Und Du schlägst ein Kreuz, obgleich es keine Christen sind, die hier schlummern?"

„O," versetzte Cosma, „unsere alten Götter nehmen das nicht übel, wenn ich sie grüße mit dem Gruß des neuen Gottes."

„Während ich über die Toleranz dieser alten Götter nachdachte, welche groß und lobenswerth war in Betracht dessen, was früher zwischen ihnen und der neuen Gottheit vorgegangen, fielen meine Gedanken unwillkürlich auf meinen Schwiegerpapa, dessen Bekanntschaft ich heute machen sollte, und welcher aus einem alten und berühmten Priestergeschlechte jener bei Seite gestellten Götter ab=

stammte. Es erhoben sich allerlei Bedenken in mir wegen der Aufnahme, die ich finden würde.

„Wird dieser alte, würdige Greis,“ sagte ich zu mir selbst, „vielleicht verwandt mit den alten Inkas, es billigen, daß seine Tochter, eine Art Sonnenjungfrau, in Lima auf Deiner Stube wohnt, abgesprungene Knöpfe an Deine Röcke näht und des Morgens Deinen Kaffee kocht?“

„Dann fiel mir ein, daß derselbe gegenwärtig ein Fischer sei. Wie sollte ich ihn behandeln? Als einen solchen, als Schwiegerpapa, oder als Sonnenpriester?

„Cosma riß mich plötzlich aus diesen Betrachtungen, indem sie rief:

„Hier ist Chorillo.“

„In der That lag das Dorf nur noch einige Hundert Schritte weit von uns entfernt, und was ich vorher für Felsen oder Erdhaufen gehalten hatte, war Chorillo, in welches wir jetzt unsern Einzug hielten.

„Die Bauart betreffend, so war dieselbe mehr eigenthümlich als reizend, und gehörte offenbar sowohl den ältesten Zeiten als der jüngsten Vergangenheit an.

„Die der alten Zeit angehörigen Häuser waren aus unregelmäßig geformten Steinen zusam-

mengefügt, deren eben passende Flächen man aneinander gelegt und bisweilen mit Erde oder Moos verbunden hatte. Diese Häuser waren meist rund, und hatten ein spitzes, aus einer langen Gras- oder Schilfart geformtes Dach, durch welches, so wie durch die niedere Thür, der Rauch abzog, da der ganze innere Raum nur ein einziges Gemach enthielt, das gleichzeitig Küche, Schlafzimmer und Speisekammer war.

„Die der Neuzeit angehörigen Baulichkeiten waren ganz im Sinne einer edlen Einfachheit aufgerichtet. Man hatte vier Pfähle in die Erde geschlagen, hatte durch vier andere Pfähle diese oben verbunden und vielleicht noch einige weitere querüber auf das hierdurch entstandene Viereck gelegt, dann hatte man zum Theil aus Bast geflochtene Matten, zum Theil fragmentarische Reste ausgedienter, häufig unaussprechlicher Kleidungsstücke um dieses Holzgerüst gehangen, und auf diese Weise die Fenster und das Dach gebildet.

„Da ich in Callo, der Hafenstadt von Lima, und in Mamilla, einem Fischerdorfe unfern der Algodonbai in Bolivien, bereits ähnliche Bauwerke getroffen hatte, schenkte ich denselben nur geringe Aufmerksamkeit, fand indessen die Wohnung Cosma's zierlich genug, indem ihre ziemlich geräumige

und ganz mit geflochtenen Matten behangene Hütte in Verbindung stand mit einem jener alten Gebäude, das die Küche und Vorrathskammer vorstellte.

„Cosma schlüpfte in dieses durch die kaum drei Fuß hohe Thür, und brachte mit überraschender Schnelligkeit ein Mahl zu Stande, das ich nie so ganz nach der Landessitte und zugleich so trefflich bereitet genossen hatte, und welches der Hauptmasse nach aus dem beliebten Puchero, einer Mengung aus Rindfleisch, Speck, Reis, Kohl, Erbsen, Kartoffeln und Gurken, aus einem gebratenen Huhn mit Reis und einer Menge trefflicher Früchte bestand.

„Auf dem Gesichte Cosma's glänzte die Freude und das Glück, als sie bemerkte, daß ich ihrer Kochkunst alle Ehre erzeigte, und sie war nicht zu bewegen, an dem Mahle theilzunehmen, sondern beschäftigte sich um mich, nicht wie eine Dienerin, sondern gleich einer Sclavin.

„Längst schon hatte ich an den die Wände der Hütte bildenden Matten eine eigenthümliche Bewegung bemerkt, welche kaum dem leichten Seewinde allein zugeschrieben werden konnte, jetzt fragte mich aber Cosma, ob ich erlaube, daß ihre Freundinnen und Landsleute mich sehen dürften,

und als ich bejahte, wurden alsbald die Matten bei Seite geschoben, und jetzt erschien eine Musterkarte der abscheulichsten Gestalten, welche ich je in meinem Leben gesehen hatte.

„Alles das, was bei Cosma nur leicht angedeutet war, was reizend erschien und dessen ich schon erwähnte, war bei diesen Jungfrauen und Jünglingen zum Typus der Häßlichkeit geworden, und ich erinnere mich nicht, je größere und plattere Nasen, hervorstehendere Backenknochen, spitzere Kinne und gröbere struppigere Haare gesehen zu haben, als bei diesen Gespielinnen meiner kleinen Frau.

„Als diese häßlichen und dabei noch höchst unreinlichen Geschöpfe mich zum Theil verwundert anstarrten, zum Theil aber grinsten und kicherten, fragte ich mich, ob ich wie ein großer Herr hier offene Tafel hielt vor einer neugierigen Volksmenge, oder ob ich nicht vielmehr die Rolle eines „gezähmten Europäers" spiele, den ein industrieller Wilder seinen Landsleuten zeige.

„Indem bemerkte ich einen alten Mann, der, wo möglich häßlicher und unreinlicher als die Uebrigen, auf den Hacken in einer Ecke der Hütte saß und wahrscheinlich unter den Matten hindurch und so in unsere Nähe gekrochen war.

„Der Mann gaffte mich mit solchen Zeichen der Bewunderung an, daß ich unwillkürlich lächelte und Cosma fragte:

„Was Teufel ist dies für ein abscheulicher alter Kerl?"

„Es ist Niemand," erwiederte sie unterwürfig, „es ist nur mein Vater, der auf Deine Erlaubniß wartet, ein Glas Chicha mit Dir trinken zu dürfen."

„Ich fühlte, daß ich roth wurde, zur einen Hälfte vielleicht meiner Aeußerung halber, zur andern — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll — nun, vielleicht weil mich das Aussehen meines Schwiegerpapas frappirte.

„Ich bat ihn indessen sogleich, Platz bei mir zu nehmen, und nachdem Cosma die Chicha, ein aus Maiskörnern bereitetes, gegohrenes Getränk, herbeigebracht und, wahrscheinlich auf einen Wink von ihr, die Matten niedergesunken waren und die Zuschauer sich entfernt hatten, war die Reihe an mir, in Verwunderung zu gerathen über das sonderbare Wesen des Alten.

„Nie habe ich früher oder später eine tollere Mischung von Demuth und Stolz gefunden, als bei diesem Greise, der auf der einen Seite sich ohne allen Zweifel höchlich geehrt fühlte, daß ich

seine Tochter zu meiner Geliebten gemacht hatte, auf der andern einen Stolz entwickelte auf seine Abkunft von der alten Priesterkaste der Inkas, der, so eigenthümlich es klingen mag, eher an das Erhabene als an das Lächerliche streifte.

„Ein Theil dieser Sonderbarkeit mag wohl vielleicht erklärt werden durch die wirkliche Ueberschätzung, welche seine ganze Race von jeher gegen alles Europäische hegte, und welche sich, wie ich jetzt deutlich bemerkte, bis auf die letzten unglücklichen Abkömmlinge derselben fortgepflanzt hat.

„Er hielt die Seinen für groß, unbedingt aber uns Europäer für größer.

„Da war nichts zu machen. Man mußte sich fügen, und diese Idee dehnte er eben so auf die Religion aus.

„Er war Christ, und befolgte die Lehren unseres Glaubens in so weit wenigstens, als man sie ihn gelehrt hatte.

„Nichts desto weniger aber glaubte er an die Existenz der alten peruvianischen Götter, aber — die unsrigen waren stärker und die seinigen mußten sich in die unzugänglichen Schluchten der Cordillera flüchten, während ihre Anhänger geknechtet und vertilgt wurden von den Günstlingen des mächtigen Christengottes.

„Noch sonderbarer fast klang es, wenn dieser unreinlich und ärmlich aussehende Greis von den Schätzen seines Landes und seiner Ahnen sprach, und sich den Anschein gab, als könne er über unendliche Reichthümer gebieten, während er in der That seinen Unterhalt kümmerlich durch den Fischfang erwerben mußte.

„Der Reichthümer und der fabelhaften Pracht der Inkas erwähnte er, als habe er alle diese Dinge mit seinen eigenen Augen gesehen, und als wisse er, oder könne er wenigstens leicht erfahren, wo man den Theil desselben verborgen habe, welcher der Habsucht der Europäer entgangen sei.

„Auf diese Weise schienen ihm die Bergwerke bekannt zu sein, aus welchen jener berühmte Smaragd von der Größe eines Straußeneies genommen war, welchem man einen eigenen Tempel gebaut hatte und den man göttlich verehrte, und er sprach von dem Gebrauche, zu bestimmten Zeiten alle übrigen Smaragde des Königreichs zu diesem riesenhaften Smaragd-Altvater zu bringen, gleichsam um ihm ihre Aufwartung zu machen, mit solcher Ausführlichkeit, als habe er diesen Festlichkeiten häufig beigewohnt.

„Mit Bestimmtheit erklärte er aber, daß sowohl ihm als anderen Indianern seiner Kaste

Gold- und Silberminen bekannt seien, welche noch niemals eines Europäers Fuß betreten habe und welche unermeßliche Schätze enthielten.

„Als ich ihn fragte, warum er sich kümmerlich mit seiner Hände Arbeit nähre, anstatt einen Theil seiner Schätze auszubeuten, antwortete er lächelnd:

„Man würde mich alles dessen berauben, was ich aus jenen Vorrathskammern nehmen würde, und ohne Zweifel müßte ich es mit meinem Leben büßen, wenn ich sie nicht verrathen wollte."

„Aber zu was nützt Euch dieses Gold und Silber, wenn Ihr Euch nicht getraut es an Euch zu nehmen?"

„Es kann vielleicht einst dazu dienen," versetzte er trübe lächelnd, „unsere Nachkommen zu befreien, wenn nicht, so mag es bleiben, wo es ist."

„Alle diese Mittheilungen machte mir indessen der Vater Cosma's durchaus nicht an jenem ersten Tage unserer Zusammenkunft, sondern bei Gelegenheit späterer Ausflüge nach Chorillo, und während mir von Tag zu Tag verständiger und glaublicher schien, was er sagte, schien mir zugleich sein Aeußeres bei weitem nicht mehr so vernachlässigt und ärmlich, als bei unserem ersten Zusammentreffen.

„Was Cosma betrifft und meine Liebe zu ihr, so wuchs diese mit jedem Tage, denn die Häßlichkeit ihrer Landsleute ließ sie in meinen Augen doppelt schön erscheinen, und ihre Anspruchslosigkeit und Anhänglichkeit an mich trat täglich mehr hervor.

„Ich wiederholte ihr ernstlich meinen Entschluß, daß ich sie heirathen und mit mir nach Europa führen wolle.

„Sie schlug die Augen nieder und schüttelte traurig den Kopf:

„Du würdest Dich meiner schämen müssen unter den Frauen Deines Landes," sagte sie.

„Gut," erwiederte ich, „so werde ich hier bleiben und zu Dir nach Chorillo ziehen."

„Meine braunen Brüder und Schwestern sind nicht würdig, Deine Freunde zu heißen," versetzte sie.

„Dann sagte sie:

„Warum willst Du nicht, daß es sei wie bisher? So lange Du mich liebst, ist Alles gut, und wenn ich Dir gleichgiltig geworden bin, so werde ich gehen, wie ich gekommen bin. Es ist besser, ich bin Dir eine Dienerin, auf deren Treue Du stolz sein kannst, als eine Frau, deren Abkunft Du Dich schämen müßtest."

„Eine Geliebte mit solchen Grundsätzen gehört sicher zu den außerordentlichsten Seltenheiten.

„Eine ohne Zweifel noch größere Seltenheit als Schwiegervater, oder wenigstens Pseudo-Schwiegervater, war der Vater Cosma's, der mir eines Tages ganz ernsthaft erklärte, daß, im Falle ich Gold bedürfe, ich mich nur an ihn wenden möge.

„Du wirst mich nicht verrathen," fügte er hinzu, „und wirst einen alten Mann, der Dir wohl will, und dessen Tochter Dich anbetet, nicht auf die Folter bringen."

„Bei diesen Dingen waren mir nur zwei klar.

„Einmal, daß Cosma mich wirklich mit der edelmüthigsten Aufopferung liebte, und daß ich mir fest vorgenommen hatte, sie zu meiner Frau zu nehmen, allen weißen Damen Europas und allen braunen Vettern Cosma's zum Trotze.

„Ferner, daß diese letzteren in der That auf ihre Freiheit warteten, ähnlich wie die Juden Europas auf den Messias, nur daß diese sich die Zeit, während des Wartens, mit ganz artigen kleinen Geschäftchen vertrieben, welche sie nach und nach zu den Herren von fast ganz Europa machten, so daß die unverhoffte Ankunft des Messias gegenwärtig viele derselben sogar in einige

Verlegenheit setzen würde, während jene armen Indianer müssig auf das Aufhören ihrer Knechtschaft warten, ihr Gold vergraben lassen und sich höchstens damit beschäftigen, Fische zu fangen und allmälig auszusterben.

„So oft mich kleine Geschäftsreisen von Lima entfernten, begab sich meistens Cosma nach ihrem Dorfe, von dort holte ich sie dann, war ich zurückgekehrt, stets wieder zu mir in die Stadt.

„Ich war einmal etwa acht Tage abwesend, und spät des Abends nach Lima zurückgekommen, suchte ich sogleich mein Lager, um am andern Morgen bei guter Zeit zu Cosma eilen zu können.

„Plötzlich, ich mochte kaum einige Stunden geschlafen haben, ward ich durch ein heftiges Rütteln geweckt, und gleichzeitig hörte ich jenen Schrei, den Niemand je wieder vergißt, der ihn nur ein einziges Mal gehört hat.

„Ein gräßlicher, ein entsetzlicher Schrei, ausgestoßen von der Bevölkerung einer ganzen Stadt, von siebzigtausend Menschen zugleich, in einem einzigen Augenblicke, und gemengt aus Wehklagen, aus einer Bitte an Gott, und aus Verwünschungen.

„Und zwischen diesem Chaos menschlicher Stimmen erscholl die Stimme des unterirdischen Donners, das Brüllen des Dämons, der an seinen

Fesseln rüttelt und die Erde in ihren Grundvesten erzittern macht.

„Dann folgten zwei schärferere Erschütterungen, und das Erdbeben war vorüber.

„Es war eigentlich nur ein mäßig starker Erdstoß, wie solche dort im Lande häufig vorkommen, und die, obgleich sie im ersten Augenblicke, da man nicht wissen kann, was nachfolgt, alle Welt in panischen Schrecken versetzen, doch nach einigen Minuten so rasch vergessen sind, wie sie unvermuthet gekommen.

„Ich selbst war äußerst zufrieden mit diesen Erdstößen. Sie hatten mich geweckt, und ich beschloß sogleich, nach Chorillo zu reiten und mit dem Grauen des Tages Cosma zu überraschen.

„Während ich durch die Stadt ritt, erfuhr ich, daß kaum ein Schaden geschehen war. Ein einziges Haus, welches ohnedies schon baufällig war, war eingestürzt, weiter nichts, Menschenleben waren auch nicht verloren gegangen, und indem ein großer Theil von Limas Bewohnern ihre Betten wieder suchte, ritt ich in der heitersten Laune von der Welt nach Chorillo.

„Cosma hatte mich erst einige Tage später erwartet. „Wie wird sie jubeln," dachte ich, „wenn sie Dich heute schon umarmen kann!"

„Das Licht hatte bereits den Sieg über die Dunkelheit errungen, als ich leise eine der Matten an Cosma's Hütte hob und eintrat.

„Im andern Augenblicke stürzte ich bewußtlos zu Boden.

„Als ich wieder zu mir kam, saß Cosma's Vater an derselben Stelle, wo ich ihn zum ersten Male erblickt hatte, leise Worte vor sich hinmurmelnd.

„Und Cosma?

„Nun, der Erdstoß hatte auch in jenem Fischerdorfe kaum einen Schaden gethan, nur war von dem alten Thurme, neben welchem Cosma's Lager sich befand, ein großer Stein herabgestürzt und hatte meinem armen Mädchen die Brust zerschmettert. Weiter nichts.

„Sie war todt — aber was lag an einer Fischerdirne von einem verkommenen Stamme der alten Ureinwohner? —

„Ich weiß nicht, was ich an jenem Morgen mit ihrem Vater gesprochen habe, und eben so wenig, wie ich nach Lima zurückgekommen bin.

„Wenn ich aber später, wie ich es öfter that, nach Chorillo ging, um in ihrer Hütte oder auf ihrem Grabe zu weinen, so begrüßte mich ihr Vater stets zuvorkommend und unterwürfig, etwa wie ein alter Diener seinen vormaligen Herrn.

„Von Cosma habe ich nie ein Wort mit ihm gesprochen, auch von den anderen Dingen nicht, von welchen wir uns früher unterhielten. Er schien das Gehör verloren zu haben, wenn ich darauf hindeutete. —

„Das ist die Geschichte meiner zweiten Liebe," schloß der Vetter, „der Ausgang ist wenig befriedigend, das weiß ich, und leider ist mir auch bekannt, daß dies der Fall ist fast mit allen meinen Liebesgeschichten, ja ich fürchte außerordentlich, daß die dritte, die ich Dir morgen erzählen will, noch weniger befriedigt."

III.

Die letzte Liebe des älteren Herrn.

„Es liegt," fuhr der Vetter am nächsten Abend fort, „es liegt ein langer Zeitraum zwischen dem Tode der armen Cosma und dem Begebnisse, welches ich heute erzählen will.

„Ich war in das Vaterland zurückgekehrt, und dachte meines armen Indianermädchens, wie man an einen theuren Todten denkt, der — schon

zwanzig Jahre uns verlassen hat. Dabei war ich im schönsten Zuge, alle Unarten und Thorheiten eines alten Junggesellen anzunehmen, und zu diesen letzten rechne ich auch den Gedanken, mich zu verheirathen, der, wie man mir erzählt hat, fast nie ausbleiben soll.

„Wie fast alle Erbvettern und Onkel war ich gegen meine einstigen Erben eingenommen, und wie ich Dir schon früher sagte, diesmal kaum mit Unrecht.

„Ist es nicht besser," sagte ich zu mir selbst, „Du hinterläßt eine weinende Wittwe, als lachende Erben?"

„Und da mir nicht einfiel, daß diese Wittwe vielleicht eben so lachen könne wie die übrigen Erben, so begann ich mich nach einem Geschöpfe umzusehen, welches nicht allzu jung sein, bereits einen Gatten beweint haben, aber nicht mit Kindern gesegnet sein sollte.

„In der Kunstsprache älterer Leute, welche sich verheirathen wollen, nennt man dies eine „glatte Wittwe," welche Bezeichnung für mich etwas außerordentlich Angenehmes hatte, und da ich nie lange zögerte hatte ich einmal den Vorsatz gefaßt, so theilte ich einigen Bekannten meinen Entschluß mit.

„Der Erfolg dieser meiner Offenherzigkeit war zwar kein überraschender, aber dennoch ein außerordentlicher, ein großartiger.

„Auf zarte, und mitunter wohl auch auf ziemlich unzarte, Weise stellten sich mir Wittwen vor, welche zehn Jahre älter als ich waren, gleichalterige, und endlich Geschöpfe, welche, kaum den Kinderschuhen entwachsen, dennoch bereits geliebte Gatten beweinten.

„Von der Glätte dieser Wittwen war keine Rede mehr, die meisten derselben waren mit Sprößlingen gesegnet, und man schien diesen meinen Wunsch nicht im Mindesten zu berücksichtigen; dagegen versicherte man mir verblümt mit eigenem, oder unverblümt durch den Mund vertrauter Freundinnen, daß man mich treulich pflegen oder zärtlich lieben werde.

„Das Erste verdroß mich ein wenig, da ich für „treue Pflege" noch zu jung zu sein glaubte. Das Zweite glaubte ich nicht, da ich mir für „zärtliche Liebe" zu alt vorkam, und trotzdem daß diese beiden Versprechungen der Ausdruck der reinsten Natürlichkeit waren, da man mein Vermögen bedeutend überschätzte und mich für einen Millionär hielt, beschloß ich dennoch die Ausführung meines Vorsatzes zu vertagen, und zum Theil

dies vielleicht auch aus dem Grunde, weil mir die Wahl bei dem bedeutenden Material allzu schwer erschien.

„In der Stadt, in welcher ich zu jener Zeit, und ehe ich mich hier ankaufte, lebte, wohnte eine alte Jungfer, welche eine Erbtante, so wie ich ein Erbvetter war, und ich besuchte dieselbe nicht aus dem Grunde, weil ich sie beerben oder heirathen wollte, sondern aus zwei ganz anderen Gründen.

„Einmal war jene Stadt eine industrielle, eine Fabrik- und Handelsstadt. Bei Tage war es also unmöglich, irgend Jemand zu treffen, mit welchem man hätte plaudern können, da Alles und Jedermann auf Geschäft und Speculation den löblichsten Eifer verwendete.

„Da aber am Abend alle Welt die Zeitungen verschlang und sich mit demselben Eifer politisch auszubilden suchte, so war bei Tage kein einziges, und des Abends kein vernünftiges Wort zu sprechen mit den Bewohnern jener Stadt, welche übrigens die ausgezeichnetsten Menschen von der Welt waren.

„Die Unterhaltung mit der alten Jungfer war also sowohl bei Tage als auch bei Abend höchst wünschenswerth.

„Was sie aber sogar höchst anziehend machte,

war das reizende lose Maul, welches die Tante Seraphine besaß.

„Es ist unnöthig, ein Wort zu verlieren über diese allgemein verbreitete Eigenschaft, aber die Tante verband mit derselben eine solche umfassende Kenntniß aller bereits vorgekommener oder noch in Aussicht stehender Skandale, daß ihr Umgang in der That ein höchst belehrender war, obgleich es stets räthselhaft blieb, aus welcher Quelle sie alle diese Notizen schöpfte, da sie sich weder rasiren ließ, noch einen Miethsmann hatte, eben so wenig Kaffeekränzchen oder Conventikel besuchte, und überhaupt nie ihr Haus verließ.

„Unter die unschuldigen Vergnügungen und Bedürfnisse der Tante gehörte die verjährte Gewohnheit, irgend ein Geschöpf um sich zu haben, welches sie stets und gründlich quälen konnte.

„Gegen alle für Damen ihres Alters giltige Regel hatte sie mit Ausübung dieser Leidenschaft bei Hunden und Katzen begonnen.

„Nachdem aber die ersteren sich heulend durch die Straßen entfernt, die zweiten sich aber schweigend über die Dächer zurückgezogen hatten, um nimmer zurückzukehren, wendete sie ihre Neigung jungen Mädchen zu, und so ziemlich zu der Zeit dieses Ueberganges vom Thier- zum Menschenge-

schlechte machte ich die Bekanntschaft der Tante, und hatte bald die Methode ausfindig gemacht, nach welcher sie verfuhr, um sich stets neues Material zu verschaffen.

„Sie schrieb an irgend einen ihr nahe oder fern stehenden Verwandten, der im Besitze einer Tochter war, und bat denselben, ihr das liebe Kind, von dem sie bereits so unendlich viel Gutes gehört, zu senden, um Mutterstelle an demselben vertreten zu können.

„In der Regel kam die Betreffende über Hals und Kopf in's Haus, und die Tante umarmte dieselbe, küßte sie zärtlich, bat sie Du, und Babette, nennen zu dürfen, und trug sie drei Tage lang auf den Händen.

„Am Morgen des vierten Tages aber veränderte sich urplötzlich die Scene, und sie begann ein regelrechtes Quälsystem in Anwendung zu bringen, welches nur aus reiflicher und sorgfältiger Ueberlegung hervorgegangen sein konnte. Ohne Zweifel ließ sie die drei guten Tage den vielen folgenden schlimmen nur vorhergehen, um den Abstand desto fühlbarer zu machen, und Babette nannte sie ihre Opfer wahrscheinlich aus demselben, mir nicht recht klaren Grunde, aus welchem sie

alle ihre Hunde Joli, und ihre Katzen Mimi nannte.

Was übrigens die Babetten betraf, so entflohen dieselben, nach längerer oder kürzerer Zeit, sämmtlich, und bald nach ihrer Ankunft im elterlichen Hause langte dann ein Brief der Tante an, der kaum dazu beitrug, ihnen dort das Leben zu versüßen. —

Es war ein Zeitpunkt eingetreten, in welchem die Babetten rar geworden waren, und die Tante fruchtlose Spähe hielt unter den Töchtern des Landes und ihrer Verwandtschaft nach neuen Schlachtopfern.

Da kam plötzlich ein Schreiben eines Verwandten von der alleraußerordentlichsten Weitläufigkeit, an dessen bejahender Antwort die Tante selbst gezweifelt, und bereits am folgenden Tage erschien dessen Tochter, die empfangen und Babette getauft wurde wie alle ihre Vorgängerinnen, die aber in der That aus einem ganz andern Stoffe zu bestehen, oder wenigstens sich mit einer Art von moralischem Firniß überzogen zu haben schien, der undurchdringlich für die Pfeile der Tante war.

Denn nachdem die drei guten Tage vorüber und die schlimmen begonnen hatten, wenn die

Tante ihre bissigsten Reden zu Tage brachte, die jeder ihrer Vorgängerinnen bittere Thräuen ausgepreßt hatten, gab die neue Babette ganz unbefangene und wenig passende Antworten, oder lächelte, freundlich zustimmend, ganz so, wie es häufig Harthörige zu machen pflegen.

„Zu anderen Zeiten entwickelte sie eine außerordentliche und bisweilen selbst geräuschvolle Heiterkeit, welche dann plötzlich wieder in eine jungfräuliche Schüchternheit überging, welche fast Mitleid empfinden ließ mit dem armen Geschöpfe, das nur lispelte und die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

„Aber auch diese Munterkeit und die ihr entgegengesetzte weibliche Sanftmuth paßten nur wenig oder gar nicht auf die Aeußerungen oder auf die Gemüthsstimmung der Tante.

„Wenn diese sagte: „Man scheint wenig Erziehung genossen zu haben im elterlichen Hause," oder:

„Wenn man ohnehin einen großen Fuß hat, so muß man ihn nicht stets absichtlich zeigen," oder:

„Gebrauche doch Dein Taschentuch," welche Aeußerung in meiner Gegenwart sämmtlichen Babetten zum wenigsten das Blut in die Wangen

trieb, so nickte die Gegenwärtige bei der ersten Aeußerung der Tante süß lächelnd und zustimmend mit ihrem Lockenkopfe, als wollte sie sagen:

„Aeußerst wenig Erziehung, äußerst wenig!“

„Bei der zweiten fiel sie vielleicht der Tante stürmisch um den Hals, und bei der dritten bediente sie sich ihres Taschentuchs so geräuschvoll, daß sich die Tante die Ohren zuhielt.

„Im Uebrigen fing diese an ersichtlich Boden zu verlieren. Ertrug sie gleichwohl manche dieser Sonderbarkeiten mit mehr Geduld, als ich ihr jemals zugetraut hätte, so war es doch nicht zu verkennen, daß sie sich über ihre Nichte täglich mehr zu ärgern begann, während sie die früheren mit dem kältesten Blute von der Welt gequält hatte, und wenn auf der andern Seite die früheren Babetten ihre Peinigerin fürchteten und dieselbe mit nicht zu verhehlendem Abscheu betrachteten, so schien die gegenwärtige die Tante täglich mehr zu lieben, ja bisweilen fast abgöttisch zu verehren.

„Ich selbst hatte, wie bereits erwähnt, zuerst dieses sonderbare Wesen für etwas harthörig gehalten, dann kam sie mir bisweilen ein wenig verrückt vor, und endlich — n u n endlich verliebte ich mich auf wahnsinnige Weise in sie und beschloß sie zu heirathen.

„Es ist nicht nöthig, eine glatte Wittwe zu ehelichen," sagte ich eines Tages zu mir selbst, „dieses arme Mädchen, welches die Launen der boshaften Alten so standhaft erträgt, ja ihr offenbar zugethan ist, wird Dich auf den Händen tragen, sie wird Dich anbeten, ja es ist sogar kein Zweifel, daß Du einen Erben erzielen wirst — —"

„Ein schlimmer Gedanke flog durch mein Gehirn. Sollte das Herz eines so liebenswürdigen Geschöpfes noch frei sein, sollte nicht schon ein Anderer, Jüngerer —?

„Aber für was war ich im Lande der That gewesen, im Lande der Liebe und der Liebeshändel, bei den Enkeln Don Juan's! „Vamos!" rief ich aus. „Ein feiges Herz freit keine schöne Frau!"

„Eine Viertelstunde später stand ich vor dem Hause der Tante und sah im oberen Stocke die Fenster geöffnet, Teppiche von den Fenstern hängen, und sowohl hieraus, als wie aus eigenthümlichen, bis auf die Straße dringenden Tönen vernahm ich, daß man oben scheuere, eine Beschäftigung, welche die Tante stets mit mancherlei äußerst pikanten und lehrreichen Aeußerungen über „Reinlichkeit, welche man zu Hause nicht gelernt zu

haben scheine," durchwürzte, so daß stets Thränen bei derselben flossen.

„Wie wird sie dort oben Dein armes Mädchen quälen!" dachte ich, aber ich sah mich auf das Angenehmste enttäuscht, als ich, unten eintretend, meine Zukünftige allein im Wohnzimmer fand und offenbar in gar keinem Bezuge auf die erwähnten häuslichen Geschäfte.

„Sie lag nachlässig auf dem Sopha der Tante und hatte das eine Bein auf reizende Weise auf demselben ausgestreckt.

„Wer kann das einer jungen Dame verargen, welche allein ist?

„Aber als ich eintrat, fuhr sie heftig auf und griff rasch nach ihrem Strickzeuge.

„Lassen Sie das, Babette," sagte ich, „ich weiß, Sie lieben das Stricken nicht, und zudem habe ich Ernstes, Wichtiges mit Ihnen zu besprechen."

„Sie war offenbar erschrocken und in Verlegenheit, aber sie sprach kein Wort, sondern strickte eifrig.

„Auch ich wurde jetzt plötzlich befangen, indessen nahm ich mich gewaltsam zusammen, und indem ich nahe an sie herantrat und ihr ernst in's Auge sah, sagte ich:

„Babette, eine Frage! Beantworten Sie die=

selbe aufrichtig. Es hängt" — ich wollte sagen „unser Beider Glück," ich sagte aber nur — „es hängt viel davon ab."

„Sie sah mich mit großen Augen an und mit unzweifelhafter Aengstlichkeit, dann nickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit dem Kopfe.

„Babette, ist Ihr Herz noch frei?" fragte ich mit fester Stimme.

„Ich habe niemals Augen gesehen, welche plötzlich so groß wurden und eine solche Verwunderung aussprachen, als die ihren in jenem Augenblicke.

„Dann sagte sie fast tonlos:

„So ziemlich."

„Es lag ein unendlicher Zauber in diesen Worten, in dieser holden verwirrten Jungfräulichkeit, aber dennoch, ich mußte eine bestimmte Antwort haben. Ich fuhr daher in demselben Tone fort:

„Mit einem Worte: lieben Sie bereits einen Mann? Haben Sie einem solchen Ihr Herz geschenkt, Ihre Hand versprochen."

„Gott sei Dank!" lispelte Babette, und ich glaube noch heute diese Worte als ein Selbstgespräch betrachten zu dürfen. Dann sagte sie aber mit lauter Stimme:

„Nein, dies ist nicht der Fall!"

„Wie glücklich machten mich diese einfachen Worte! Aber ich war nicht gewohnt, in dergleichen Dingen auf halbem Wege stehen zu bleiben.

„Kind!" rief ich leidenschaftlich. „Theures, liebes Kind, wollen Sie mich lieben? Wollen Sie die Meinige, wollen Sie mein Weib werden? Mein liebes, gutes, treues Weib?"

„Sie sprang hastig auf und eilte an's Fenster, indem sie ihr Taschentuch vor das Gesicht hielt.

„Guter Gott, ich habe in meinem Leben niemals Jemand weinen sehen, ohne selbst eine, wenn auch nur gelinde Anwandlung zu fühlen, selbst Thränen zu vergießen.

„Kann man es mir verargen, daß ich dort weinte, da ich wußte, daß der Sturm der Gefühle in jenem mir so theuren Herzen durch mich hervorgerufen worden war?

„Aber ich weinte still, während sie krampfhaft zu schluchzen schien, und als ich endlich eben meine Augen getrocknet hatte, wandte auch sie sich gegen mich um.

„Auch ihre Augen waren nicht mehr feucht, aber ihr liebes Gesicht war heftig geröthet.

„Wie schlug mein Herz! Nie vorher hatte ich sie erröthen gesehen, und jetzt war die reizendste

Purpurgluth in ihre Wangen gestiegen, meinethalben! Wie glücklich war ich in jenem Augenblicke!

„Babette, theures Kind, lieben Sie mich?"

„Sie sah mich schelmisch an und erwiederte einfach:

„Ja!"

„Ich kann sagen, daß ich das Gefühl meiner Seligkeit buchstäblich niederkämpfen mußte in jenem Augenblick, um einigermaßen ruhig fragen zu können:

„Wollen Sie mein Weib werden?"

„Auch über sie schien jetzt ein ähnliches Gefühl zu kommen, denn sie wendete sich einige Augenblicke ab, aber dann sagte sie mit reizender Naivetät:

„Das geht nicht, ich muß die Tante beerben!"

„Wenn Sie mich heirathen, Babette, brauchen Sie die boshafte Alte nicht zu beerben," sagte ich mit Nachdruck; „es dreht mir das Herz um, wenn ich sehen muß, wie diese Sie behandelt!"

„Lassen wir das," erwiederte Babette.

„Wenn ich die Sache zu Ihrer Zufriedenheit beende, wollen Sie dann die Meine werden?"

„Ja," sagte Babette ernsthaft und ruhig, „wenn ich die Tante beerbt habe, oder wenn die Sache,

wie Sie sagen, zu meiner Zufriedenheit beendigt ist, und wenn Sie mich dann noch haben wollen, werde ich die Ihrige."

„Einen Verlobungskuß!" rief ich entzückt und wollte sie umarmen, ja ich hatte sie schon um den Leib gefaßt, aber sie stieß mich zurück.

„Nicht berühren," sagte sie entschieden, „bis wir uns ganz angehören."

„Ich stand vor ihr und bewunderte diese Sittsamkeit, aber gleichzeitig machte ich eine Beobachtung, welche mein Glück noch vergrößerte.

„Offenbar war sie aufgeregt gleich mir, als ich sie küssen wollte, aber — wie sie vor mir stand — ihr Busen wogte nicht, er hob und senkte sich nicht.

„Ich wußte jetzt, ich bekam ein Weib, in dessen Brust keine stürmischen Leidenschaften kochen würden, sie konnte lieben, aber ein allzu heißes Blut würde sie nie ihre Pflicht vergessen lassen.

„Ich kannte die Frauen!"

„Noch häufiger als vorher kam ich jetzt in das Haus der Tante. Ich war mit Babetten übereingekommen, daß ein halbes Jahr lang kein entschiedener Schritt geschehen solle.

„Wir müssen uns doch näher kennen lernen," hatte sie gesagt; „ist dies halbe Jahr vorüber, so

können wir einen weiteren Plan fassen. Lieben Sie mich während dieser Zeit, und was mich betrifft, so schwöre ich Ihnen, daß ich nie einem andern Manne angehören werde."

„Hinsichtlich der Tante, so hatte diese bereits am dritten Tage die Geschichte errathen, aber sie that nicht dergleichen, und wurde täglich heiterer.

„Sie hatte jetzt in mir ein Subject gefunden, welches sie quälen konnte, und ich wartete von Tag zu Tag, daß sie mich plötzlich duzen und Babette nennen würde, und da sie meine Abneigung vor gewissen Dingen kannte, so war es ihr ein Leichtes, mich zu, freilich nur stummer, Verzweiflung zu bringen.

„Halbe Tage hindurch mußte ich Piquet mit ihr spielen, an anderen ihr die Zeitungen vorlesen, oder wieder an anderen jene englischen Romane, in welchen Tugend und Brustleiden sich die Hände reichen, und welche den Leser, wenn vielleicht nicht tugendhaft, doch wenigstens selbst schwindsüchtig machen können. Lud sie mich zu Tische, so konnte ich sicher sein, mit Hammelfleisch und weißen Rüben gespeist und unaufhörlich zum Essen aufgefordert zu werden, was mir eben so verhaßt war, als ich jene beiden übelriechenden Nahrungsmittel verabscheute.

„Für diese und tausend andere Quälereien entschädigte mich indessen ein Blick Babettens und ein Druck ihrer Hand, wenn ich kam oder ging, aber ich will nicht weiter von dieser meiner Prüfungszeit sprechen, welche etwa acht Wochen lang gedauert haben mochte, als mich ein Geldgeschäft auf mehrere Tage in eine andere Stadt rief.

„Ich nahm in Gegenwart der Tante, welche nicht wich und wankte, von Babetten Abschied und war in jener Stadt bereits in Acten und anderen schönen Sachen vergraben, als ich eines Tages einen Brief eines Bekannten aus meinem Wohnorte erhielt.

„Es wird Sie überraschen zu hören," schrieb der Mensch, nachdem er mir einige auf meine Angelegenheiten bezügliche Dinge mitgetheilt hatte, „daß Ihre Bekanntschaft heute morgen an einem Schlagflusse plötzlich verschieden ist."

„Brauche ich zu schildern, was ich empfand? Ist es nöthig zu sagen, daß ich weinte und lästerte wie ein Kind und ein Verzweifelter?

„Als aber meine Augen mechanisch auf den Nachsatz dieser Hiobspost fielen, las ich:

„Wollen Sie beim Begräbniß des alten Drachen sein, so beeilen Sie sich, denn die dicke Ba-

bette trifft energisch alle Anstalten zur Leichen-
feier."

„Und ich hatte gelästert! Gelästert, während
mein Glück eben jetzt entschieden war! Scherzweise
hatte man die Tante bisweilen meine „Bekannt-
schaft" genannt, und diese war gestorben!

„Leider muß ich gestehen, daß ich sie nicht, wie
man in ähnlichen Fällen zu sagen pflegt, „auf-
richtig" bedauerte, sondern daß ich perfid genug
war, ein herzliches Vergnügen zu empfinden, end-
lich am Ziele meiner Wünsche angelangt zu sein.

„Schon am andern Morgen trat ich ein in
die Thür des Trauerhauses.

„Im Thorwege und in den unteren Räum-
lichkeiten wimmelte es von fremden Menschen, das
heißt von jenen Leichenvögeln, deren Dienste so
außerordentlich unnöthig und zugleich so unent-
behrlich sind, und deren Trauermiene von der größ-
ten Gleichgiltigkeit bis zur tiefsten Betrübniß sich
steigert, je nach der Anzahl der erhaltenen Thaler.

„Ich eilte, diesen Troß nicht weiter beachtend,
auf das Zimmer der Tante zu und rannte, als
ich die Thür öffnete, an einen jungen Mann an,
den ich an der Aehnlichkeit der Gesichtszüge fast
augenblicklich als einen Bruder Babettens er-

kannte, nur schien er mir etwas kleiner und dicker zu sein.

„Ich grüßte höflich und sagte, nicht ohne eine gewisse schelmische Miene anzunehmen, welche offenbar für den gegenwärtigen Augenblick nicht sehr passend war:

„Ohne Zweifel ein Herr Bruder unseres Babettchens?"

„Nein," erwiederte der junge Mann ziemlich unverschämt, „wenn Sie mir erlauben, bin ich Babettchen selbst."

„Er rannte bei diesen Worten eilig von einer Commode zur andern, ohne Zweifel um irgend etwas zu suchen, was man zum Leichenbegängniß nöthig hatte, und schien meine Anwesenheit nur wenig zu beachten.

„Es ward mir schlimm zu Muthe, indessen sagte ich:

„Was soll aber in diesem Moment diese Verkleidung bedeuten?"

„Verkleidung? Was bin ich froh, daß ich diese Fetzen vom Leibe habe!" Er zeigte auf einen Stuhl, auf dem ich allerdings das jungfräuliche Gewand Babettens liegen sah, wenn gleich nicht in der sorgfältigsten Ordnung.

„Auch den nicht wogenden Busen sah ich dort,

der mir die Leidenschaftslosigkeit meiner Braut angedeutet hatte, und der aus Watte bestand. Es fing an zu tagen in meinem Kopfe, der junge Mensch aber tippte auf nicht sehr schmeichelhafte Weise mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn und sagte:

„Begreifen Sie endlich!" Dann gab er mir, stets umherlaufend und kramend in Kisten und Kasten, in kurzen abgebrochenen Sätzen folgende Aufklärung:

„Die Tante schrieb an unsern Vater," sagte er, „obgleich wir kaum, oder wenigstens nur sehr weitläufig verwandt sind mit ihr. Aber das war ihr gleich, sie wollte ein Geschöpf zum Quälen haben, weiter nichts. Was konnten wir thun? Meine Schwester zu senden ging nicht, einmal hätte sie doch nicht ausgehalten, dann war sie Braut und sollte in wenigen Wochen heirathen.

„Ich will gehen," sagte ich. „Ich fürchte die Alte nicht, und im schlimmsten Falle komme ich wieder, vielleicht aber gelingt's und ich erwerbe die Erbschaft." Ich hatte Unglück bisher in allen soliden Dingen. Auf der Schule gab man mir den Rath, mich zu entfernen. Als Kaufmannslehrling ertheilte ich mir selbst diesen Rath, und als Cadet, der ich später wurde, rieth man mir

gar nicht, sondern man jagte mich ohne weitere Umstände zum Teufel.

„Ich beschloß, der Tante meine Hand anzutragen bei der ersten Gelegenheit, die sich finden würde, da ich aber vorher als Jungfrau auftreten mußte, lernte ich, bis meine Garderobe in Ordnung gebracht war, bei meiner Schwester das Stricken, und da ich bei einer früheren Geliebten zum Scherz das Straminsticken gelernt und auf unserm Liebhabertheater häufig Damenrollen gespielt hatte, war mir auch um das Durchführen meiner Rolle kaum bange.

„Daß ich so außerordentlich schlecht nähte, war eben Wasser auf die Mühle der Tante. Welche bissige Redensarten konnte sie da geben!

„Nun, das Uebrige wissen Sie. Als Sie mir jenes Mal Ihre Hand antrugen, erschrak ich anfänglich bei Ihren einleitenden Worten, denn ich glaubte mich verrathen, aber dann dachte ich ersticken zu müssen, so würgte mich das Lachen. Sie nahmen das für Schamröthe. Lieber Gott! Das ist mir lange nicht passirt. —“

„Uebrigens,“ fuhr der unverschämte Junge fort, „erleichterte mir Ihre Verrücktheit meine Rolle unendlich, und ich hätte Sie gern geküßt, wenn ich, trotzdem daß ich mich täglich rasirte,

dennoch nicht hätte fürchten müssen, daß Sie mein Bart gekratzt hätte, so schwach er auch ist.“

„Während dieser erfreulichen und für mich so schmeichelhaften Mittheilungen wurde ich zugleich von einer Stelle der Stube zur andern getrieben, indem er Schubladen hin und wieder schleppte, diese aus- und einräumte, und mich auf diese Art öfters zum Ausweichen zwang, ja mir einmal, ich weiß nicht mehr welchen Gegenstand ganz unbefangen auf kurze Zeit zum Halten gab.

„Ich kam mir mit jedem Augenblick unbeholfener und lächerlicher vor, aber endlich ging diese Verlegenheit in eine gränzenlose Wuth über, und ich sagte ihm einige Worte, welche eben nicht die artigsten waren.

„Der kleine Knirps — denn so imposant mir seine Figur in den weiblichen Kleidern geschienen hatte, so widerwärtig und unbedeutend kam er mir jetzt vor — stellte sich plötzlich ernsthaft, vor mich hin und sagte vollkommen ruhig:

„Blamiren Sie sich nicht! Niemand als die alte taube Dienerin der Tante und ich wissen bis jetzt um die Sache. Bedenken Sie, wie lächerlich Sie sich machen, wenn Ihre „reellen Absichten“ auf meine Hand bekannt würden!“

„Aber ich blamirte mich dennoch, und das zwar

gründlich, denn ich fuhr fort in wenig höflichen Ausdrücken mit ihm zu sprechen, worauf er mir ruhig, aber mit vieler Bestimmtheit die Thür wies.

„Einige Tage nach der Beerdigung der Tante, welche die Seinigen vollständig beerbten, schlug ich mich mit ihm und erhielt einen wackern Degenstoß, während mein Liebesabenteuer mit einer Unzahl von Unwahrheiten und Uebertreibungen allenthalben das Stadtgespräch bildete. Ich verließ in Folge dessen jene Stadt, zog in die, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, und dann, mein lieber Vetter, warf ich, aus Dir bereits entwickelten Gründen, meine Augen auf Dich, und jetzt bin ich zu Ende mit meinen drei Liebesgeschichten.“

2.

Lima.

Kaum giebt es vielleicht für den Reisenden, besonders wenn er ein wenig Naturforscher ist, eine mehr anregende und freudigere Fahrt, als die längs einer fremden Küste. Aber dies Vergnügen wird noch gesteigert, wenn man die Hoffnung hat, demnächst diese Küste zu betreten und die Bilder näher beschauen zu können, die jetzt nahe, wie in einem kolossalen Guckkasten, doch nur flüchtig vor uns entrollt werden.

In dieser Lage befand ich mich auf der Fahrt von der Algodonbai nach Callao, dem Hafen von Lima; denn in den zehn Tagen, welche diese Fahrt dauerte, kam uns während fünf derselben nur selten die Westküste Südamerikas außer Sicht. Ihre Felswände fallen fast durchgängig steil in See, und obgleich ein Landen entweder geradezu unmöglich, oder an den meisten Stellen wenigstens sehr bedenklich wäre, so mag doch ein Schiff in

ganz geringer Entfernung von ihnen sicher seinen Weg verfolgen, da kaum eine halbe Seemeile vom Lande die See schon eine höchst bedeutende Tiefe hat.

Es ist ein wildes, pittoreskes Gemälde, welches sich dort vor den Vorübersegelnden entwickelt. Dunkle, drohende Felsmauern starren unheimlich zum Himmel empor; kein Baum, kein Strauch bekleidet sie, nur die Wogen des Meeres allein schlagen grollend an ihnen empor. Sie scheinen die fremden Eindringlinge in ihr Element zu hassen und die Zeit nicht vergessen zu haben, in welcher diese Kinder plutonischer Kräfte glühend und flammend in ihr friedliches Reich emporstiegen. Mit dumpfem, donnerndem Getön schlagen bisweilen an vierzig Fuß hohe Wellenberge gegen die Felswand, sich plötzlich und kurz vor derselben anbäumend und eben so rasch verschwindend, um die jetzt doppelt schwarz und drohend aussehenden Gesteine einige Augenblicke darnach auf's Neue zu bestürmen. Manchmal aber sendet die See auch lange geschlossene Glieder gegen ihren Feind, die aber, noch ehe sie das Ufer erreichen, über den spitzen Basaltkegeln, welche die Küste schützend umgeben, zerschellen, zürnend und tobend aufschäumen und dann spurlos verschwinden.

An anderen Stellen der Küste öffnet sich plötz=

lich die Felswand. Aber dann blickt man in kein blühendes, lachendes Thal, man sieht keine von Bananen umschatteten menschlichen Wohnungen, und keine glänzenden Vögel wiegen sich in den Zweigen schlanker Palmen. Es ist eine finstere, kahle Schlucht, welche uns angähnt, abermals lebensleer und steril, ohne Pflanze und Thier. Mächtige Ströme der Urzeit, die sich von der hohen Cordillera durch das Land stürzten, haben sie in das Gebirge geschnitten. Tausende, vielleicht Hunderttausende von Jahren gingen vorüber, seit diese Ströme versiegt sind, und ihre riesigen Betten lassen uns die Mächtigkeit einer Katastrophe nur noch ahnen, für welche wir heute keinen Maßstab mehr haben.

Bisweilen haben sich aber auch die Felsen zurückgezogen, und zwischen ihnen und der See breiten sich blendend weiße Flächen aus, die frisch gefallenem Schnee gleich in der Sonne glänzen. Es sind die Knochen von Hunderttausenden von Walfischen, Robben, Seeкühen und anderen Seesäugethieren, welche das Meer ausgeworfen hat, und von denen manche vielleicht dort bleichen, so lange Wale jene Meere bevölkern, oder seit sich jener Theil Amerikas aus den Fluthen gehoben. Denn obgleich in nächster Nähe des Guano ge-

lagert, welchen Hunderte von Schiffen jährlich in das alte Europa bringen, hat bisher doch noch Niemand daran gedacht, diese für unsere Agricultur so wichtigen Schätze gleich jenem zu verschiffen und nutzbar zu machen.

Hinter all' diesem, hinter der steilen Felswand, hinter der wilden Schlucht und hinter der mit Knochen bedeckten Fläche liegt die Wüste von Atacama, ein Meer von Felsen, dessen Seen gesättigte Salpeterlaugen sind, deren Flüsse durch einige schmale Rinnen von giftigem, kupferhaltigem Wasser repräsentirt sind, und in welcher die Temperatur des Tages auf vierzig Grad Réaumur steigt, während des Nachts jene kupferhaltigen Pfützen sich mit einer fingerdicken Eiskruste überdecken. Wenn dem Reisenden in diesem angenehmen Landstriche alle diese Schönheiten anfangen alltäglich zu werden, so sorgt die gütige Mutter Natur durch ein kleines Erdbeben, bisweilen wohl auch durch ein größeres, für eine zweckmäßige Abwechslung.

Trotz aller dieser Teufeleien ist indessen für den Naturforscher diese Wüste ganz unschätzbar. Sie enthält einen Ueberfluß der seltensten Mineralien, der interessantesten geognostischen Erscheinungen, und die meteorologischen Phänomene,

welche sie bietet, sind nicht minder merkwürdig und anregend. Ich hatte ein wenig von alledem gesehen, denn ich war so glücklich gewesen, einige Wochen in jenem pittoresken Chaos umherstreifen zu dürfen.

Endlich aber entfernt sich das Schiff von der Küste, sie kommt bald ganz außer Sicht, man befindet sich wieder auf hoher See, und es ist jetzt wieder ein Ereigniß, wenn ein Hai auf eine kurze Zeit mit dem ausgeworfenen Köder liebäugelt, wenn eine abenteuerliche Qualle still an Bord vorüberzieht, oder ein Walfisch uns seine riesigen Dimensionen zeigt, denn im stillen Ocean werden diese Thiere nicht selten bis zu solchen niedrigen Breiten gesehen, und unweit des Hafens von Callao sahen wir noch zwei solche Geschöpfe.

Nach einigen Tagen nähert man sich auf's Neue der Küste, welche jetzt einen ganz veränderten Anblick bietet. Grüne bebuschte Flächen und Hügel dehnen sich vor uns aus, auf welchen hier und da schlanke Palmen emporsteigen; weiße Häuser glänzen zwischen tief grün gefärbten Baumgruppen, und wenn auch später, bei näherer Betrachtung, bisweilen die Anzeichen einer allzu glühenden Sonne und höchst spärlicher Regen uns deutlich in's Auge fallen, so läßt sich doch die

wundervolle Pracht der Tropen fast nirgends verkennen.

Ehe man in den Hafen von Callao einläuft, passirt man noch einmal eine ganze Menagerie von Seegeschöpfen, welche zeigen, daß diese Thiere genau so das Gesellschaftliche lieben, wie ihre Collegen auf der Erde und ihr gemeinsames Oberhaupt, der Mensch. Alles speist sich dort gegenseitig auf, und in der That mit scheinbarer Liebe und Eintracht.

Wir fuhren z. B. eine längere Strecke in durch mikroskopische Thierchen vollkommen roth gefärbtem Wasser, in welchem Millionen kleiner und größerer Krabben und Krebse, kleiner und großer Fische und endlich Seevögel sich befanden, letztere aber in wirklich ungeheurer Anzahl. Die hier eingehaltene Rangordnung nun ist die folgende: die mikroskopischen Thiere dienen den kleinen Krebsen zur Nahrung, diese ihrerseits wieder den größeren; die kleinen Fische essen die Krebse und werden selbst von ihren stärkeren Stammverwandten aufgespeist. Die Seevögel endlich schwimmen zum Theil gemüthlich unter all' diesem Gethier umher und verschlucken, was ihnen am nächsten ist oder der Größe ihres Schlundes am angemessensten erscheint, während ein anderer Theil derselben aus

der Luft herabstürzt, irgend ein Individuum aus den Fluthen holt und, wie es scheint, im vollen Fluge verschlingt.

Bei solchen Thierversammlungen fehlt fast nie der Hai, und dicht vor dem Hafen harpunirten wir einen solchen, ohne indessen seiner habhaft zu werden.

Um aber wieder auf die Seevögel zu kommen, so sind sie von größerer Wichtigkeit, als mancher unserer Leser vielleicht glauben mag, und das sehr ehrenwerthe Haus Anthony Gibbs & Sons zu London in erster Hand, Tausende von Landwirthen aber in zweiter, würden ohne sie schlechte Geschäfte machen. Diese Vögel und ihre Familien und Geschlechtsverwandten sind die alleinigen Fabrikanten des ächten Peru-Guano, den Gibbs & Sons von der peruanischen Regierung auf eine Reihe von Jahren gepachtet haben, der gegenwärtig fast der ganzen cultivirten ackerbautreibenden Welt in Europa zugeführt wird, und dessen wissenschaftliche Würdigung unserem Jahrhundert aufbehalten war. Unwissenschaftlich war er indessen bereits den alten Inkas im zwölften Jahrhundert bekannt. Man düngte dort längs der ganzen Küste einzig mit Guano, und es war bei Todes-

strafe verboten, einen Vogel während der Brutzeit zu tödten.

Noch ehe wir in den Hafen einfuhren, konnten wir den Abbau des Guano auf den Cinci-Inseln ziemlich genau beobachten, und im Hafen selbst lagen über achtzig Schiffe, welche bestimmt waren, denselben nach Europa zu bringen.

Zwei und eine halbe Seemeile vom Hafen entfernt liegt die Insel St. Lorenzo, etwa eine Seemeile breit und fünf lang, steil auf der einen Seite in See abfallend, auf der andern etwas mehr abgeflacht, aber allenthalben den Eindruck machend, als sei sie da, wo sie nicht hingehöre. Genau genommen, ist dies auch wirklich der Fall, und sie ist nichts weiter als ein abtrünniges Stück Felswand, von welchem vor hundert und zwölf Jahren noch Niemand ahnte, daß es einst eine Insel werden würde. Die Sache begab sich aber ganz einfach so:

An einem schönen Octobermorgen des Jahres 1746 trat plötzlich das Meer an der Küste des jenesmaligen Callao in dem Zeitraum von einigen Secunden über eine Meile weit vom Lande zurück, um sich einige Augenblicke darauf eben so weit, wie es sich so eben entfernt hatte, jetzt in's Land hineinzustürzen. Dann wiederholte sich diese

Erscheinung noch einige Male. Die Ursache derselben war, daß sich durch eine gewaltige Erderschütterung das Festland gehoben und hierauf wieder gesenkt hatte, wodurch zuerst das Meer zurückgedrängt wurde, um im nächsten Augenblicke, nach der Senkung des Bodens, sich mit rasender Schnelligkeit wieder über denselben weithin zu ergießen.

Die Folge hiervon war — was das Meer betrifft — daß sämmtliche Schiffe, deren Anker hielten, plötzlich auf die Seite fielen, im nächsten Augenblicke von der rückkehrenden See überdeckt und zum Theil zertrümmert wurden, jene aber, deren Ankertaue rissen, was meist beim Rückkehren des Wassers geschah, mit rapider Heftigkeit landwärts geführt und dort ebenfalls zertrümmert wurden. — Was das Land betrifft, so wurde ein Theil desselben sammt der Stadt Callao von den Fluthen verschlungen. Ein anderer, weiter gegen See stehender erhielt sich, und dies ist die gegenwärtige Insel St. Lorenzo.

Alle Menschen, welche sich in Callao befanden, so wie die in der Umgebung der Stadt, verloren ihr Leben, und 'derselbe Fall trat bei der Mannschaft fast sämmtlicher Schiffe im Hafen ein, von welcher nur Einige durch ein glückliches Ungefähr

gerettet wurden. Eine englische Meile weit im Lande auf dem Wege nach Lima steht noch heute eine Denksäule, welche die Stelle bezeichnet, bis zu welcher eine große englische Kriegsfregatte geschleudert wurde und daselbst liegen blieb, während außen in See die Stelle angedeutet wird, wo das alte Callao stand. Ich habe nichts davon gesehen, obgleich man versichert, daß bei ruhiger See bisweilen ein Blick in die versunkene Stadt gestattet sei.

Man erinnert sich in Callao und Lima noch heute mit Schrecken an diese Katastrophe von 1746, und das ist vielleicht keiner der schwächsten Beweise ihrer Furchtbarkeit. Denn bei dem leichten Sinne jener Menschen lebt selten eine Tradition so lebendig im Munde des Volkes fort, wie eben diese.

Das gegenwärtige Callao bietet einen eigenthümlichen Anblick. Die Häuser, meist einstöckig, bilden längliche, von Lehm construirte Vierecke mit vollständig flachen Dächern, zu welchen man durch eine vergitterte Luke gelangt. Da fast nie ein wohlthätiger Regen diese Plateaux von dem Jahre lang auf denselben angehäuften Schmutze befreit, so bieten sie von oben gesehen einen nichts weniger als angenehmen Anblick. Besser nimmt

sich das Castell aus, welches sich rechts von der Anfahrt erhebt und die Stadt so wie den Hafen beschützt. Zur Zeit der Revolution wurde dort vielleicht einer der hartnäckigsten Kämpfe geführt, indem die letzten Reste der spanischen Truppen sich in dasselbe geworfen hatten, sich lange in demselben hielten und durch häufige Ausfälle sich den nöthigen Proviant verschafften, während sie fortwährend auf Entsatz von Spanien aus hofften. Aber dieser kam nicht, und endlich durch Krankheiten und fortwährende Kämpfe auf eine kleine Anzahl zusammengeschmolzen, so daß ihnen erfolgreiche Ausfälle nicht mehr möglich waren, beschlossen sie zu sterben. Da sie kein Pulver mehr hatten, öffneten sie die Thore und stürzten sich mit dem Schwerte in der Hand auf ihre Feinde. Es entkam nicht ein Einziger.

Ein ziemlich lebhaftes und ächt südliches Leben herrscht in den Straßen der Stadt, und zunächst in denen am Hafen. Die prachtvollsten Früchte Perus sind dort in mächtigen Massen aufgehäuft und werden von den bräunlichen Schönen des Landes ausgeboten. Seeleute aller Nationen, vom Capitän bis zum Schiffsjungen, Händler, welche alle möglichen Waaren feilbieten, vom eleganten Gentleman bis zum Negerjungen, Zollbeamte,

obligate Müssiggänger und anderes Volk treiben sich dort im bunten Gewühl auf den Quais, zwischen den Läden, den Schenkzelten und in den sonnendurchglühten Straßen umher. Aber das ist das Bild eines jeden südlichen Hafens, und so ziemlich das Recept, nach welchem der Reisende einen solchen schildert, nur mit der Ausnahme, daß der vom Binnenland Kommende meist noch vom „Walde der Masten" spricht und für die Großartigkeit der See schwärmt, während der, welcher längere Zeit Salzfleisch gegessen, nach dem Innern blickt.

Ich befand mich im letzteren Falle, und lief, nachdem ich mich im Marine-Hôtel eingemiethet, sogleich in's Freie. Bereits aber hatte man mich vor der mächtigen Anzahl von Räubern gewarnt, welche die Stadt umschwärmen sollten, und ich beschloß, nicht unvorbereitet in einen muthmaßlichen Kampf zu gehen; als ich aber, außen angelangt, nochmals nach meinen Taschenpistolen sehen wollte, hatte ich dieselben vergessen. Dies wäre im Falle eines Angriffs ein Unglück für jene Diebe gewesen, denn sie hätten, eben ohne diese Waffen, jenesmal blutwenig bei mir gefunden. Indessen traf ich nichts Verdächtiges, und außer einigen berittenen Ochsenhirten keine menschliche Seele. Aber was die Fauna

betrifft, so war dieselbe im Verhältniß noch ärmer vertreten. Einige Raubfliegen machten Jagd auf die zwei einzigen Species von Schmetterlingen, welche hier und da zu erblicken waren, ein paar kleine Vögel in unscheinbarem Gewande, welche ich noch heute im Verdacht sehr naher Verwandtschaft mit unserem Sperling habe, schlüpften durch die Gebüsche, und sonst war nichts Lebendes zu erspähen.

Vom geognostischen Standpunkte aus gewährte hingegen der Boden Interesse. Wo nicht Vegetation die Erde bedeckte, lagen acht bis zehn Fuß hoch Geschiebe und Seemuschelfragmente, und unter diesen alter Meeresgrund in Gestalt eines blauen thonigen Letten. Als sonach die See das alte Callao verschlang, hatte sie nur einen Theil ihres früheren Besitzthums wieder genommen. —

Mit einem Capitän, welcher sich als Passagier an unserm Bord befand, fuhr ich am Nachmittag nach unserer Ankunft nach Lima. Jetzt führt eine Eisenbahn dorthin, damals aber wurde man ganz auf europäische Weise in einen Omnibus gepackt, welcher sich durch innere Einrichtung und Unbequemlichkeit würdig den unsrigen anreihte. Der einzige vortheilhafte Unterschied zwischen diesen letzteren bestand in seiner Bespannung, denn wir

fuhren vierspännig und fortwährend im gestreckten Galopp. Reitende Patrouillen sprengten dazwischen an unserm Wagen vorüber, oder sie jagten eine Zeit lang neben uns her, während andere uns von Zeit zu Zeit entgegen kamen oder uns folgten. Unterließ man diese Vorsicht, so sagte man uns wenigstens, so würden keine vierzehn Tage vergehen, ohne daß der Wagen von berittenen Räubern angegriffen und beraubt würde.

Die drei Stunden, welche der Weg von Callao nach Lima beträgt, werden in weniger als einer zurückgelegt, und die Gegend hat hier schon einen üppigeren tropischen Anstrich. Man fährt durch Zuckerrohr=Plantagen, durch Pflanzungen von Orangenbäumen, und über die Gehege von einzelnen Hacienden glänzten verschiedene Blüthen und Blattformen, welche exotisch genug aussahen, aber von mir, dem schlechten Botaniker, unmöglich im Galopp bestimmt werden konnten.

Die Stürme der Revolution mögen hier arg gehaust haben, denn wir trafen noch häufig Reste von Landhäusern, welche zu jener Zeit zerstört worden waren und deren Material, nebenher gesagt, deutlich Zeugniß giebt, daß in jenen Gegenden nur äußerst selten Regen fällt. Denn fast alle, und selbst mehrere Kirchen, an welchen wir

vorüberkamen, waren aus ungebranntem Lehm erbaut. Vier Wochen eines deutschen Sommers und dessen gewöhnlicher Regensegen wären sicher hinreichend gewesen, alle jene Herrlichkeiten gründlich aufzulösen.

Endlich, la Ciudad de los Reyes — die Stadt der Könige! wie Pizarro das jetzige Lima nannte, weil er im Jahre 1535 am Tage der heiligen drei Könige den ersten Grundstein dazu legte. Aber das Lima, welches vor uns lag, war nicht das von Pizarro erbaute, und sicher stehen nicht mehr die Grundmauern eines einzigen Hauses aus jenen Tagen. Die Erdbeben waren auch hier zu allen Zeiten geschäftig, zu zerstören, und jenes vom 28. October 1746, welches Callao verschlang, legte fast auch den größten Theil von Lima in Schutt und Trümmer.

Lima, in einiger Entfernung gesehen, erinnert beinahe an das Bild einer ernsten morgenländischen Stadt, der eigenthümlichen vielen Kuppeln halber und wegen der fast gleichen Höhe der flachen Häuser. Im Innern derselben schwindet freilich dieser Glaube, und ich staunte über das rege und bunte Treiben, das uns allenthalben entgegentritt.

Es war bald Abend, als wir anlangten, aber da bekanntlich in jenen Gegenden erst zu dieser

Zeit das eigentliche Leben beginnt, so kamen wir gerade in das tollste Gewühl.

Stattlich nach europäischer Mode gekleidete Damen, mit einer oder zwei Zofen hinter sich, und zum Beschluß wohl einen dienenden Negerjungen, schritten stolz an uns vorüber, hier und da wohl auch noch eine Sennorita in der Saya und dem Manto, jener alten, eigenthümlichen koketten Tracht von schwerer schwarzer Seide, welche das ganze Gesicht bis auf ein Auge verdeckt. Fruchtverkäufer, meist mit brennendrothem Poncho, ritten im Paßgang die Straße entlang, Mönche aller Orden, entweder demüthig die Augen zu Boden schlagend, oder auch wohl würdevoll um sich blickend, kamen uns entgegen; dann Neger, Freigelassene wohl, auf stolzen Rossen und, wenigstens nach ihrer Ansicht, so europäisch als möglich gekleidet. Ferner Sclaven mit Früchten, Lichtern, Cigarren, Hemden, Limonade, Eis, Alles zum Straßenverkaufe bestimmt und mit lauter Stimme ausgerufen. Auch Soldaten bewegten sich in dem bunten Gewühle, in weißer Uniform mit hoher leichter Schirmmütze und fast alle so wohlgenährt und behäbig aussehend, daß man die vortheilhafteste Meinung von ihrer Menage fassen mußte, wenn gleichwohl die Propretät vielleicht

Manches zu wünschen übrig ließ. Dazwischen Seeleute vom Hafen in sonntäglicher Tracht, heimkehrende Arbeitsleute zu Fuß und zu Pferde, dabei die Frauen stets rittlings nach Männerart auf dem, nur mit einem Stricke gezäumten Pferde, und wenig Rücksicht nehmend auf mannigfache Verschiebungen der ohnedies leichten Gewänder. All' das summte und schwatzte, grüßte und lachte. Man sah deutlich, daß neun Zehntheile dieser Menschen blos ihrem Vergnügen nachgingen nach einem arbeitsamen oder auch durchfaulenzten Tage.

Doch plötzlich verstummt all' das Geräusch, das viele Tausende von Menschen machen. Jeder hält still, die Reiter halten ihre Pferde an, der Schmied, in der freistehenden Schmiede an der Straße, läßt den Hammer sinken, der Schneider am offenen Fenster seiner Werkstatt die Nadel. Der eine Orange essende Mann mit dem Poncho nimmt sie vom Munde, und die kleine braune Sennorita setzt das eben zu den Lippen geführte Glas mit Fresco auf den Korb des Heladero, von dem sie es eben gekauft. Selbst der Fremde steht still, denn Alles ruht, Alles ist unbeweglich, Alles schweigt! Hat ein Zauber diese ganze Bevölkerung befangen? — Ja, es ist ein Zauber, der Zauber einer alten schönen Sitte, der einer frommen,

wohlwollenden Gewohnheit! — Der erste Ton der Abendglocke ist erklungen, und wie vor Hunderten von Jahren, ruht und verstummt Jeder bei ihrem Klange auf einige Augenblicke.

Dann murmelt wohl Einer oder der Andere ein kurzes Gebet, und die Damen schlagen ein Kreuz, plötzlich aber beleben sich wieder alle Gruppen. Jeder ruft dem Nebenstehenden, sei es ein Bekannter oder ein Fremder, nie Gesehener, einen Abendgruß zu, und Fußgänger so wie Reiter setzen ihren Weg fort wie vorher.

Ich wiederhole es, das ist eine schöne alte Sitte, und sie begrüßte mich bei meinem ersten Eintreten in Lima überraschend und erfreulich zugleich. —

Wir stiegen in der goldenen Kugel ab, und nachdem wir einige Deutsche, Bekannte des Capitäns von der Heimath her, begrüßt hatten, gingen wir nach eingebrochener Nacht nach der Plaza, dem freien Platze von einigen Hundert Schritten Länge und Breite, welchen gegen Osten die Kathedrale, gegen Norden das Rathhaus, gegen Süden und Westen aber eine Art Bzzar begränzt. Dieser Platz hat drei Bestimmungen. Des Morgens verkauft man auf ihm Victualien. Das spärliche Wild, die überreiche Auswahl von Früchten und

Vegetabilien aller Art, und die Seefische von Callao liegen dort täglich in den ersten Morgenstunden in malerischen Gruppen aufgestapelt. — Des Mittags hat man ihn den Sonnenstrahlen zum alleinigen Gebrauch überlassen, die sich damit belustigen, das Pflaster glühend zu machen, welches seinerseits wieder dem Unglücklichen die Füße versengt, der es, unbekannt mit dieser Einrichtung wagt, jene höllische Region zu betreten. — Des Nachts blitzen dort, anstatt der Sonnenstrahlen, die Augen der schönsten Frauen und Mädchen der Westküste, und zugleich funkeln, beim spärlichen Schein einiger elenden Talglichter, für Millionen Brillanten.

Statt, wie es bei uns gebräuchlich, mit falschen Juwelen und Brochen von Semilor auf seidenen Divans und bei blendendem Gaslicht zu sitzen, kauern dort die Damen auf kleinen, kaum fußhohen hölzernen Bänkchen, um einen Eisverkäufer geschaart, dessen Bude aus einer alten Kiste besteht, beleuchtet von einem rauchenden Lichtstümpfchen. Aber die Minen von Golconda scheinen geplündert, um alle diese Diamanten zu liefern, mit welchen sie bedeckt sind, und man kann ein Auge verwetten für ein einziges falsches Armband bei einer von ihnen. Das sind die Frauen

und Töchter der Reichen, umschwärmt von ihren Männern und Freunden. Man knüpft Intriguen an, löst alte Verhältnisse, man betrügt sich, liebt und haßt sich, man betet sich an und beneidet sich. Kurz, dort ist die Börse der Herzen.

Aber mitten unter diesen funkelnden Damen, welche mit Herzen Tauschhandel treiben, aber nur en gros lieben, das heißt nur auf feste Bestellung, gegen Ehestand, oder auf wenigstens vierwöchentliche Liebhabertreue abgeben, sitzen die Kleinhändlerinnen der Liebe, welche in Europa häufig mit dem Namen „unglückliche Geschöpfe" bezeichnet werden. Diese Geschöpfe tragen statt der Juwelen Kränze von lebenden Blumen im Haar, sind heiter und fröhlich, nehmen Fresco, das heißt Eiswasser, wie die wirklichen Damen, und sind, was eigentlich das Unverzeihlichste ist, meist sehr hübsch. Aber man ist in Lima duldsam, fast unanständig duldsam nach unseren Begriffen, und so findet man in dieser bunten Reihe von Tugend und Laster, von versteckter und von unverhüllter Leidenschaft nichts, was gegen die Sitte verstößt, selbst die Damen nicht!

Lima liegt unter 12° 3′ 38″ Breite und 77° 8′ 30″ Länge, ist die Hauptstadt von Peru, der Sitz des Präsidenten, hat 56 Kirchen, eine Uni=

versität von 60 Professoren und einer unbekannten Anzahl Studenten, eine Bibliothek, ein Museum, eine großartige Münze, ferner zwei Hospitäler und 80,000 Einwohner.

Es war dringend nöthig, dem soliden Leser meiner etwas unsoliden Schilderung des dritten Stadiums der Plaza etwas Reelles zu bieten, und deshalb die vorstehenden Punkte.

Beleuchten wir flüchtig einige derselben und wenden uns sogleich zu den Kirchen. Ohne Zweifel giebt die Bauart einer Kirche den besten Anhaltspunkt für den Geschmack der Zeit, in welcher sie erbaut wurde, und die Gesammtheit läßt auch auf die Geschmacksrichtung der jenesmaligen Bewohner der Stadt schließen, in welcher sich diese Kirchen befinden. Fast alle Kirchen Limas wurden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut, da das mehrfach besprochene Erdbeben die alten zerstört hatte. Aber es ist schwierig zu sagen, in welchem Stile die Neubauten aufgeführt sind. In meinem Tagebuche finde ich verzeichnet: „maurischer Zopf", und dieser Ausdruck ist vielleicht nicht ganz unrichtig. Beinahe die sämmtliche Architektur jener Kirchen erinnert auf das Deutlichste an den maurischen Stil, während auf der andern Seite wieder die Nichtswürdigkeit

des Zopfes nirgends zu verkennen ist, und das zwar nicht etwa wie bei uns in manchen Kirchen, in welchen man die ursprüngliche edle Gothik durch Anhängung eines Rococcomäntelchens zu decken und zu verbessern suchte, sondern es sind in den Kirchen zu Lima der maurische Stil und jener der Rococcozeit fast durchgängig schon ursprünglich so verschmolzen, daß an eine spätere Veränderung nicht zu denken.

Im Wesen der Bewohner Limas aus jener Zeit mag etwas Aehnliches gelegen haben, und noch heute tritt uns häufig die Reminiscenz an altspanische Sitte und Ritterlichkeit erfreulich entgegen, während aber auf der andern Seite der Zopf, zum größten Theil wenigstens, dem Streben der Neuzeit gewichen scheint. Der Reichthum der Kirchen aus der alten Zeit hat auch diesem Streben Rechnung getragen, und der größte Theil des jenesmaligen Glanzes, so wie die fabelhafte Pracht der goldenen Gefäße und der edlen Steine, wurde zur Zeit der Revolution verkauft, um die Kosten des Kriegs gegen die Spanier zu bestreiten.

Die öffentlichen Gebäude sind im ähnlichen Stile gehalten wie die Kirchen, doch weniger phantastisch. Was aber die Häuser der Privaten be-

trifft, so tragen sie den eigenthümlichen Charakter des Südens, und die in den volkreichsten Straßen, welche noch nach der älteren Art erbaut sind und mehr den nationalen Typus zeigen, machen offenbar den besten Eindruck. Selten trifft man Privatgebäude mit drei Etagen, und fast alle Häuser haben nur ein Erdgeschoß mit einem Stockwerk. Um dieses letztere laufen häufig bunte hölzerne Gallerien, welche Schatten, Luftzug und einen versteckten Blick auf die Straße gewähren. Unter diesen Häusern stehen wohl auch einstockige, in derselben Zeit erbaut, aber ich zweifle, ob ein Neubau noch in diesem Stile aufgeführt werden wird. Man liebt allzu sehr europäische Moden, und einzelne neu erbaute Häuser zeigen bereits deutlich das Streben, auch in Dach und Fach den europäischen modernen Geschmack nachzuahmen.

Im Uebrigen ist Lima gegen Westen, Süden und Osten mit Mauern von Lehm umgeben, welche etwa neun Fuß Höhe und sechs Fuß Breite haben; gegen Norden aber ist die Stadt durch den Fluß Rimac gedeckt, über welchen eine hübsche Brücke in eine Art Vorstadt führt.

Was die wissenschaftlichen Institute von Lima betrifft, so mag nur die Bemerkung gestattet sein, daß meines Erachtens unter zwölf Graden süd-

licher Breite nicht der Boden liegt, auf dem wissenschaftliche Forschungen selbstständig gedeihen. Ich sage selbstständig. Verpflanzt dorthin mögen sie fortwachsen wie der Kaffeebaum und die Baumwollenstaude jener Gegend in unseren Treibhäusern. Man lehrt und lernt dort, was man bei uns entdeckt und der Natur abgerungen hat. Ich glaube nicht, daß die Jugend, das heißt der verhältnißmäßig kurze Culturzustand jener Länder, die Schuld hiervon trägt; das heiße Blut ihrer Kinder, ihr Temperament ist die Ursache, und zwanzig Breitegrade mehr gegen den Pol zu lassen bereits ein ganz anderes wissenschaftliches Leben entstehen und gedeihen, so wie z. B. in Santjago de Chile, wo sich treffliche Sammlungen befinden und ein großes, wohleingerichtetes chemisches Laboratorium, in welchem fortwährend gearbeitet wird.

Malerei, Plastik, Musik haben zunächst in Lima vielleicht eine Zukunft. Rechnende, wägende, Jahre lang über einen und denselben Gegenstand brütende Naturforscher aber werden kaum, oder doch wenigstens in höchst spärlicher Anzahl, geboren werden in einem Lande wie Peru. Ich glaube, daß von diesem Standpunkte aus die Uni-

versität von Lima mit ihren Hülfsinstituten zu betrachten ist.

Das Museum, Museo national y latino genannt, ist zum Theil ein Beweis für diese Ansicht, wenn vielleicht wohl auch angenommen werden kann, daß man dort noch gegenwärtig in der Art und Weise, wie eine solche Sammlung anzulegen, um ein halbes Jahrhundert zurück sei. Man scheint dort Alles aufbewahrt zu haben, von dem man erfuhr, daß es in Europa irgendwie gesammelt wird. So findet sich ein buntes Gemenge von Mineralien, Münzen, Pflanzen, alten peruanischen Ausgrabungen, Versteinerungen, Mumien, ausgestopften Vögeln, chinesischen Raritäten, kurz, ein gränzenloses Durcheinander der verschiedenartigsten Dinge. Immerhin aber bleibt es schätzbar, dieselben gesammelt zu haben, und es gelingt vielleicht auf diese Art, den Sinn eines Theiles der Bevölkerung wenigstens für einzelne Fächer zu wecken.

Die alten peruanischen Ausgrabungen, welche ich dort gesehen habe, sind höchst interessant, und die Waffen von Kupfer, die Götzenbilder aus Gold und Silber und Stein versetzen uns in eine Periode und sprechen von einem Volke, von welchem nur dunkle Traditionen bis auf unsere Zeit ge-

drungen sind. Möge es der Cultur, welche jene armen Teufel bis auf wenig armselige Reste vertilgt hat, jetzt gefallen, diese letzten Ruinen zu erhalten und vielleicht so noch ein Stück Geschichte einer untergegangenen, höchst interessanten Menschenrace zu gewinnen.

Allgemein bekannt, ja sprüchwörtlich geworden, ist der Gold- und Silberreichthum der alten Peruaner. Die reichen Minen des Landes sind aber heute noch nicht versiegt, und man trifft in der That in Lima einen Ueberfluß von aus edlen Metallen gefertigten Geräthschaften und Luxusgegenständen. Da man nie überflüssiges Geld haben kann, so will ich blos sagen, daß auch dieses noch gegenwärtig in reichlichem Maße circulirt. Zur Zeit der spanischen Herrschaft aber muß dies noch mehr der Fall gewesen sein. Wenn von Spanien aus ein neuer Gouverneur nach Lima kam und zum ersten Mal durch die Straßen fuhr, um sich den Einwohnern zu zeigen, traten die Reichen vor ihre Häuser und bestreuten seinen Weg mit Piastern. Dann kamen die Armen und lasen diese Piaster auf, die so dicht lagen, daß Pferde und Räder auf Silber liefen.

Selbst in diesem Lande aber, in welchem man Thaler ungezählt auf die Straße warf, kam es

vor, daß irgend ein Caballero einmal kein Geld hatte. Er ging dann ganz unbefangen zu einem Freund und ließ sich fünfhundert oder tausend Thaler geben. Brachte er aber nach einiger Zeit dieses Geld zurück, so war dieser Freund ganz erstaunt und sagte halb entrüstet: „Wie, was denken Sie! Diese Kleinigkeit! Lassen Sie es doch um's Himmelswillen gut sein; ich komme wohl auch einmal zu Ihnen, wenn mir es fehlt."

Treffliches Land! Bei uns kommt nichts dergleichen vor. Ohne Zweifel würde allerdings das lebhafteste Erstaunen rege werden, brächte ein Freund tausend Thaler unaufgefordert zurück, welche man ihm ohne „genügende pupillarische Sicherheit" geliehen; da aber dies nicht stattfindet, fällt auch die Verwunderung weg. Welche nützlichen Winke für unsere reichen Caballeros sind aber durch dieses Beispiel gegeben, einem dringenden Bedürfnisse unseres Vaterlandes abzuhelfen, und die Zahl der über unsere Zustände Mißvergnügten zu mindern! —

Ich glaube, daß die gegenwärtige Quelle des Wohlstandes und Reichthums in Lima und Peru überhaupt vorzugsweise in größerem Grundbesitz und dem Bergbau liegt. Fabriken in größerem Maßstabe wenigstens, als bei uns, sind keine vor=

handen, und wenn auch die einzelnen Handwerke vertreten sind, häufig durch Ausländer, Deutsche und Franzosen, so werden doch die feinen Luxusartikel und alle jene tausend Lächerlichkeiten der Mode aus Europa gebracht. Die Einfuhr und der Verkauf dieser Gegenstände bietet einen bedeutenden Handelszweig, der ebenfalls wieder nicht selten durch Europäer betrieben wird.

Außer den Angestellten des Staates, den Soldaten und den Priestern hat man also in Peru reiche, sehr reiche Leute, welche große Hacienden besitzen, Bergwerkbesitzer, welche unglaubliche Mengen von Gold und Silber aus ihren Gruben nehmen, Handwerker, welche die gewöhnlichen nöthigen Gegenstände verfertigen, und Kaufleute, welche die ungewöhnlichen, unnöthigen, aus Europa kommen lassen. Dann hat man die kleinen Gutsbesitzer, welche die Stelle unserer Kleinbauern vertreten. Endlich lebt in Peru ein Schlag Menschen, wie sie allenthalben in heißen Ländern getroffen werden, welche kaum arbeiten, kaum etwas besitzen, ja sogar, wie mir schien, kaum etwas essen, oder doch mindestens sehr wenig. Ein halber Tag Arbeit, für einen reichen Caballero verrichtet, reicht für diese Leute hin, die Bedürfnisse einer ganzen Woche zu befriedigen. Sie bedürfen keines Holzes

zur Feuerung für den Winter, denn die strengste Kälte ist in ihrem gesegneten Vaterlande achtzehn Grad Wärme. Sie bedürfen keiner theuern Kleidung, um damit zu prangen, denn es fällt ihnen nicht ein, am Sonntag den Caballero spielen zu wollen. Sie brauchen keinen Regenschirm, denn es regnet nicht, und endlich zahlen sie keine Steuer, denn da sie nichts besitzen, fordert man auch keine von ihnen.

Meistens werden durch diese glücklichen Menschen die Revolutionen und Aufstände bewerkstelligt, welche man in Lima von Zeit zu Zeit abzuhalten pflegt; das heißt: die Leute, welche einen Aufstand für wünschenswerth halten, bedienen sich ihrer zur Ausführung. Dies ist ein leichtes, rentables Geschäft, bei welchem man zwar bisweilen getödtet wird, das aber auf der andern Seite jedenfalls wieder den großen Vortheil hat, daß es höchstens einen halben Tag währt; denn länger dauert kaum ein solcher Aufstand, und eine anhaltende Arbeit scheut der Peruaner dieses Schlages am meisten. Eine weitere Annehmlichkeit ist die eines kleinen Nebenverdienstes, denn meistens plündert man bei solchen Gelegenheiten einige Läden und Gewölbe, deren Besitzer unvorsichtig genug waren, ihre Etablissements nicht vor-

der rechtzeitig zu verschließen, da man fast stets schon des Tags vorher die Stunde des Ausbruchs allgemein kennt.

Ein deutscher Schneider, den ich in Lima kennen lernte, that dies ebenfalls nicht, da die Thüren seines neu gemietheten Hauses so leicht gearbeitet waren, daß sie der geringsten Anstrengung kaum widerstanden haben würden. Aber er nahm seine zum Verkauf bestimmten Kleidungsstücke aus den Ballen und füllte dieselben mit Heu an. Dann setzte er sich mit heroischen Gedanken und gekreuzten Beinen auf einen Tisch, scheinbar emsig mit der Verfertigung eines Paares Beinkleider beschäftigt, und erwartete die Ankunft der Plünderer. Diese kamen, drangen ein und rissen sogleich einen Ballen in Stücke. Die Vordersten, welche den Ballen geöffnet hatten, standen erstaunt vor ihrem Funde, ihre Hintermänner lachten sie aus und bemächtigten sich sogleich eines zweiten. Jetzt aber war die Reihe zu lachen an den ersten, er enthielt wieder Heu. Man riß nun noch einige weitere Ballen auf, und als man in jedem denselben Artikel fand, brachen Alle in Gelächter aus, bewarfen sich gegenseitig mit dem gefundenen Heu, schalten den Schneider einen Lumpenhund, und verließen den Laden, ohne weiter etwas zu beschädigen.

Der Schneider nahm anscheinend keine Notiz von alledem, sondern arbeitete ruhig fort. Er hatte sich vorgenommen, den Leuten eine jämmerliche Geschichte zu erzählen, auf welche Weise er dazu gekommen sei, dieses Surrogat in seinen Ballen zu verwahren; aber es war nun überflüssig, und ich schenke dieselbe, aus dem nämlichen Grunde, dem verehrten Leser.

Indessen ersieht man aus dem Gesagten, daß diese Burschen mehr leichtsinnig als habsüchtig sind, und obgleich sie beleidigt gern ihre Messer ziehen, dennoch einen Scherz nicht übel nehmen.

Der Charakter der Peruaner, so weit ich sie wenigstens in Lima kennen lernte, ist überhaupt nicht bösartig. Dies sieht man z. B. an der Art, wie sie die Sclaven behandeln.

Zur Zeit der Revolution wurde die Sclaverei insofern aufgehoben, als beschlossen wurde, keine neuen Sclaven vom Auslande her mehr einzuführen. Man hält, wie mir Deutsche berichteten, dieses Gebot getreulich, indessen ist dennoch die Sclaverei durch dasselbe nichts weniger als aufgehoben, indem die einmal vorhandenen Schwarzen natürlich Sclaven blieben, sich fortpflanzten, und dadurch stets ein Nachwuchs erzielt wird. Man zieht sich also in den einzelnen Familien gewisser-

maßen seine Schwarzen, wie man etwa einen Nachwuchs von Kaninchen erzielt, aber man behandelt sie durchgängig gut, und namentlich die zur Bedienung des Hauses bestimmten werden wie zur Familie gehörig betrachtet, und mögen sich bisweilen manchen Unfug ungestraft erlauben.

Ich habe in den vorstehenden flüchtigen Skizzen, ohne eigentlichen Plan und auf die Nachsicht des Lesers bauend, von Lima erzählt, wie mir die einzelnen Bilder wieder vor Augen kamen und ich mich eben des Erlebten erinnerte. So sei mir erlaubt, in diesem Systeme ganz verschiedene Dinge zusammenzustellen, zu beharren und von den Haussclaven auf den Ehestand überzugehen.

Die verheirathete Bewohnerin von Lima, ich spreche von der reicheren Classe, bei welcher Handarbeit im Hause selbst nicht unumgänglich nöthig, bekümmert sich fast durchgängig nicht im mindesten um das Hauswesen, sondern diese Sorge bleibt vollständig der Dienerschaft und den Sclaven überlassen. Eher noch läßt sich vielleicht der Herr des Hauses bestimmen, auf irgend eine Weise den häuslichen Geschäften nachzugehen. Die Dame schmückt sich, liegt zu Hause auf dem Sopha, in der Messe auf den Knieen, und des Abends nimmt sie auf der Plaza ihren Fresco ein. Dann macht

sie bis tief in die Nacht entweder die Honneurs in ihrem eigenen Hause für einige Fremde und bekannte Familien, oder geht selbst auf Besuch in das Haus einer Freundin.

Der Mann begleitet vielleicht seine Frau auf die Plaza, er empfängt vielleicht auch mit ihr die abendlichen Gäste des Hauses. Es kann aber auch sein, daß er in einem andern Hause als Freund figurirt, oder daß er sich wochenweise auf seiner Hacienda oder bei seinen Bergwerken aufhält. Jedenfalls aber setzt er das unbedingteste Vertrauen in seine Frau, und während er selbst vielleicht mit der Sennorita eines Freundes ein Einverständniß unterhält, betrachtet er einen ähnlichen Fall bei der seinigen für eine Unmöglichkeit.

Dies ist eine Mengung von Gutherzigkeit, Leichtsinn und Eitelkeit, welche auch an anderen Orten bisweilen stattfinden soll.

Plötzlich aber ändert sich die Scene auf eine erschreckende Weise. Der Mann glaubt sich getäuscht; ohne Zweifel hat er falsch gesehen, aber nichts desto weniger erfaßt ihn die rasendste Eifersucht, die furchtbarste Wuth, und dies ist die Periode der Dolchstiche, im Falle der vermuthete Nebenbuhler sich nicht rechtzeitig aus dem Staube macht. Die zweite Periode, die der gekränkten Un=

schuld, beginnt wie allenthalben mit Thränen, Schwüren, Ohnmachten, vielleicht auch mit Gegenvorwürfen, aber sie endet auf eine ganz andere Weise, als, Brasilien ausgenommen, an irgend einem andern Orte der Welt.

Man hat in Lima unter den vielen dort befindlichen Klöstern eines, welches einzig und allein von sehr alten Nonnen bewohnt ist, und welches ein einziger, noch älterer und allgemein als höchst redlich anerkannter Priester beaufsichtigt. In dieses Kloster begiebt sich nun die unschuldige Dulderin und beginnt eine Anzahl geistlicher Bußübungen. Sie trägt dabei einen Drahtgürtel und geißelt sich, ohne Zweifel nicht allzu grausam, aber jedenfalls hinlänglich. Die alten Nonnen bestimmen die Anzahl der Gebete, welche sie täglich sprechen muß, und unterstützen durch zweckmäßig angeordnetes Fasten die Wirkungen der Gebete, des Gürtels und der Geißel. Nach drei oder vier Wochen ist die Entsündigung zu Ende. Dann holt der Gatte die Weißgekleidete und bräutlich Geschmückte im Triumph aus dem Kloster. Die beiderseitigen Eltern, die Verwandten, die Freunde, die Dienerschaft, Alle begleiten den Zug, und zu Hause wird ein glänzendes Fest gefeiert. Alles ist vergessen und von Allen vergessen.

Die so entsündigte Frau hat wieder die vorige Achtung, keine Freundin zieht sich von ihr zurück, sie ist keine Verfehmte, keine allen anderen weiblichen Zungen preisgegebene Geächtete mehr. Der Mann selbst glaubt jetzt an die neue Tugend seiner Gattin, ihre Reue, ihre Buße hat ihn versöhnt, er hat vergessen und vergeben. — Die Stimme der ganzen Bevölkerung hat diesen uralten Gebrauch in Peru durch ihre Anerkennung geheiligt. Nach unseren Begriffen ist er eine Unmöglichkeit, eine solche ungeheure Unmöglichkeit, daß von ihm nicht weiter zu sprechen ist.

Es bleibt nur noch übrig, eine kurze Schilderung von der Umgebung Limas zu geben. Sie ist reizend, wenn gleich nicht in dem Grade, wie jene von Rio Janeiro, und hätte ich jenesmal nicht diesen Maßstab angelegt, so würde ich sie unbedingt noch entzückender gefunden haben. Der Fluß Rimac verleiht der Ebene um Lima all' den Zauber, welchen überhaupt ein Strom über eine Landschaft ausgießt. Plantagen von Zuckerrohr, von Baumwolle und von mächtigen Orangenbäumen ziehen sich längs seinen Ufern hin, und weit ausgedehnte Kleefelder bedecken theilweise die Flächen, welche er durchschneidet. Auf diesen erheben sich ferne Haciendan, und auf den gangbarsten

Straßen ladet häufig genug eine Fonda ein, uns mit dem zu erquicken, was eben die Jahreszeit oder der Unternehmungsgeist ihrer Besitzer bietet.

Etwa in gleicher Weite vom Flusse und kaum viel weiter von der Stadt entfernt, erheben sich Berge, gegen Norden das Amancas-, gegen Süden das Bartholomäusgebirge, welche die Landschaft begränzen und ihr den Reiz der Abwechslung verleihen.

Blickt man vorüberreitend in die von niederen Lehmmauern umgebenen Gärten, so staunt man über die Menge der trefflichsten Früchte, welche dort gezogen werden. Die Bewohner Limas scheinen mehr auf tüchtigen Obstbau zu sehen, als auf romantische Gruppen und Zierstrauchwerk. Aber der üppige Baumschlag vieler dieser Nutzfrüchte, und ihre Größe und Schönheit, ziert und schmückt selbst hinlänglich.

Die lieblichste aller lebenden Früchte, die edle Pfirsiche, blickt in fabelhafter Größe aus ihrem Laubzelte zu uns herunter. Neben ihr glüht ein Granatapfel, ein Liebesapfel scheint mit der Cheremoya kokettiren zu wollen, dieser Phantasiebirne der Tropen, mit ihrem würzigen Geschmack, der birnähnlich ist, so wie die Form der Frucht. Neben ihr reift die Tuna. Wie die Cheremoya der

Birne, so gleicht sie der Stachelbeere. Sie ist hellgrün, durchscheinend, und ihr transparentes hellgrünes Fleisch enthält Tausende von kleinen Kernen und ähnelt im Geschmack sehr der Stachelbeere. Aber diese Pseudostachelbeere hat die Größe eines Gänseeies.

Bisweilen trifft man in solchen Gärten Cacaobäume mit einer ganzen Generation von Blüthen, jungen und vollständig reifen Früchten. Neben ihnen, bescheiden auf dem Boden kriechend, erblickt man die nützliche Batate, die ihre süßen Wurzelknollen in der Erde verborgen reifen läßt, während Melonen neben ihnen behaglich auf ihren eigenen Blättern liegen, oder die Ananas ihren grünen Federbusch stolz auf dem Scheitel trägt und ihr aromatisches Fleisch in der Sonne der Tropen zeitigt, die allein im Stande ist, dieser edlen Bromelie die wahre Weihe zu ertheilen.

Ich habe selten in einen solchen Garten geblickt, ohne daß man mich eingeladen hätte, abzusteigen und einzutreten, und diese Aufforderung ging nicht allein von dem Herrn aus, sondern Damen, Kinder, und selbst die Sclaven bitten den anständig gekleideten Fremden, einzutreten und das Haus nicht zu verschmähen.

Gegen Westen blickt man von Lima aus gegen

die See, und besteigt man den dicht bei der Stadt gelegenen Monte San Christoval, so hat man einen wirklich wundervollen Blick über Lima selbst, das entfernte Gebirge und die gegen Osten sich ausbreitende fruchtbare Fläche, während gegen Südwesten und Westen das Auge auf einige Dörfer fällt, unter welchen besonders Miraflores sich vortheilhaft auszeichnet und beinahe ein Dorf von Villen genannt werden kann, da dort eine Menge zierlicher Landhäuser von den reichen Bewohnern von Lima erbaut worden sind. Endlich streift der Blick über Callao auf das Meer.

Dieses Meer ist erhaben und göttlich, aber als ich es nach einer Fahrt von hundert und sechzehn Tagen, nach meiner Abreise von Lima, zum ersten Male wieder verließ, war ich dennoch froh, Abschied von ihm nehmen zu können, so sehr froh, daß ich den aufrichtigen Wunsch nicht unterdrücken kann, der verehrte und günstige Leser möge nicht gleiches Entzücken empfinden bei dem Abschied, welchen ich jetzt von ihm nehme.

3.

Eine Hacienda bei Lima.

„Ich begreife nicht, wie Sie nicht entzückt sind über die Fortschritte der Cultur, welche uns hier allenthalben entgegentreten, über die Bildung, welche sich aller Orten kund giebt, und vor Allem über das, hoffentlich bald gänzliche Verschwinden jener geschmacklosen Landestracht, welches uns zu der schönen Hoffnung berechtigt, in Bälde auch die Westküste Amerikas auf gleicher Stufe der Gesittung mit dem intelligenten Theile Europas zu sehen.“

Diese Worte sprach in der Fonda italiana zu Lima ein äußerst anständig und sauber gekleideter junger Kaufmann Namens Günther zu dem Landschaftsmaler Herbst, welcher ruhig entgegnete:

„Was Sie, mein süßer Junge, Bildung und Cultur nennen, besteht im schwarzen Frack, runden Hut und in eleganten Beinkleidern, und die schöne Hoffnung, zu welcher Sie sich berechtigt

glauben, beruht ohne Zweifel vorzugsweise auf der Aussicht, diese schätzbaren Artikel an die mode-tollen Creolen mit hundert Procent Nutzen ver-schachern zu können."

Eben wollte ich mich begütigend in den Streit der beiden Landsleute mengen, welche nicht selten über diesen Gegenstand schon ärgerliche Worte ge-wechselt hatten, als unser gemeinschaftlicher Freund, der Padre Josepho, das Wort ergriff.

„Peruaner von Geburt," sagte er, „kam ich in meinem zwölften Jahre nach Europa, brachte dort theils in Deutschland, theils in Frankreich fünf-zehn Jahre zu, um meine Studien zu machen, und ganz übel habe ich meine Zeit in Eurem Va-terlande nicht angewendet, das wißt Ihr, habe ich gleich im Uebermuth der Jugend vielleicht biswei-len toller gelebt, als sich mit meiner zukünftigen Bestimmung vertrug. Ja, ich hatte mich einge-lebt in's alte Europa, und es gab Zeiten, wo ich ernstlich daran dachte, für immer dort zu bleiben. Als ich aber, nach Jahren heimkehrend, in Callao zuerst den Boden meiner Väter wieder betrat, da warf ich mich laut schluchzend zur Erde, sie mit tausend Thränen benetzend, und geberdete mich so leidenschaftlich, daß selbst meine heißblütigen Landsleute mich fast für verrückt gehalten hätten.

So kann ich wohl sagen, daß ich die Cultur Europas kenne, und zugleich mein Vaterland liebe. Deswegen aber mag ich vielleicht wohl am ersten Euren Streit schlichten. Ich hoffe mit Günther, daß manche schroffe Seite unseres Volkes durch europäische Gesittung sich ebene, aber ich bin der Meinung, daß, wie Herbst meint, diese Bildung nicht durch die französischen Moden vertreten wird, wie leider ein großer Theil meiner Landsleute zu glauben scheint, und ich glaube ferner, daß die eigenthümlichen Sitten eines Volkes, so wie seine nationale Tracht, es nicht ausschließen von dem Wissen und der Bildung eines andern. So bin ich denn der Meinung, daß jene Modetracht ein schlechter Ersatz ist für unsern Panamahut, für den Poncho und das zierliche Wamms unserer Caballero's, und," fügte er hinzu, indem er auf sein Mönchsgewand zeigte, „ich spreche unpartheiisch, denn ich darf ja keins von beiden letzteren tragen."

Ich pflichtete ihm bei, und nachdem nach einiger Zeit Günther und Herbst halbversöhnt, aber stets noch streitend die Fonda verließen, lud mich der Padre ein, ihn morgen zur Hacienda seines Bruders zu begleiten, der fast eben so lange wie er in Europa gewesen, aber nichts desto weniger die

Sitten und Gebräuche seines Landes fast unverändert beibehalten hatte.

Natürlich schlug ich ein. Ich konnte mich nicht lange in Lima aufhalten, und so war mir die gebotene Gelegenheit doppelt erwünscht.

Als am andern Morgen der Padre vor der goldenen Kugel erschien, dem Gasthofe, in welchem ich wohnte, erstaunte ich über das kriegerische und dabei malerische Costüm desselben. Das schwarze Ordenskleid, nicht wie bei unseren Mönchen von schwerem Tuch, sondern, wie in jenen Ländern allgemein, von feinem Thibet, schlug malerische Falten um die kräftige und hohe Gestalt des Padre, und wurde von einem Seidengürtel gehalten, an welchem eine Art Jagdmesser von zierlicher altspanischer Arbeit hing. Den großen, breitkrämpigen schwarzen Hut, den seine Ordensregel zu tragen gebot, hatte er mit einem grauen Calabreser vertauscht, dazu eine Büchse am Sattel und Pistolen in den Halftern. Zwei ebenfalls bewaffnete Knechte folgten ihm.

Da auch ich, wie gewöhnlich, gut bewaffnet war und eben zu jener Zeit ein wirklich schönes Pferd besaß, so hatte unsere kleine Caravane in der That kein übles Aussehen.

Als wir die Stadt verlassen hatten und längs

dem zu jener Zeit großentheils trockenen Flußbett des Rio Rimac hin galoppirten, mochte der Padre mich wohl dabei ertappt haben, daß ich ihn mehrmals betrachtete, und er sagte lächelnd zu mir: „Sie wundern sich, daß ich statt des Scapuliers ein Schwert und statt des Breviers eine Büchse führe, jedoch gut ist gut, und besser ist besser. Allein und im Mönchskleide will ich unser ganzes Land durchwandern, und ich bin sicher, unangefochten allenthalben durchzukommen; da ich aber das Vergnügen habe, in Ihrer Gesellschaft zu reisen, wünschte ich, im Fall man Sie belästigen würde, neben versöhnenden Worten des Himmels auch einige irdische Argumente zur Hand zu haben. Es kommen," fuhr er fort, „zwar Raubanfälle nicht so häufig vor, als man zu glauben scheint, aber dennoch ist es schlimm genug, nur einmal unbewaffnet in die Hände solcher Gauner zu fallen." Ich pflichtete ihm bei, denn mir war wohl bekannt, welche Furcht man in Lima allgemein vor den Räubern in den Umgegenden der Stadt hegte, und ich wußte, daß selbst der Präsident nur unter Begleitung von zwölf berittenen Soldaten die Stadt verließ, und daß vor noch nicht langer Zeit eine kecke Bande während der

Nacht mitten in Lima mehrere Läden geplündert, und das zwar beritten und mit offener Gewalt.

Wir trafen auch wirklich bald darauf, als wir durch die Ginstergebüsche des Flußbettes ritten, einen Trupp von fünf Kerlen, welche verdächtig genug aussahen; aber der Padre sprengte sie hart an und spielte auf so liebenswürdig unbefangene Weise mit seiner Büchse, daß sie, ohne jedoch vom Boden aufzustehen, höflich grüßten und uns ungehindert weiterziehen ließen. —

Die Gegend um Lima ist reizend, wie fast allenthalben unter den Tropen, und es tritt dort der vielleicht nicht sehr häufige Fall ein, daß die Cultur zu ihrer Verschönerung beigetragen hat. Selten von Regen heimgesucht, wären viele Strecken wohl öde, oder doch wenigstens nur spärlich mit Pflanzen bewachsen, hätte die menschliche Hand nicht hinreichend für künstliche Wässerung gesorgt, und so Reis, Zuckerrohr und Baumwollenpflanzen hervorgerufen, welche in weiter Ausdehnung sich durch das Thal hinziehen.

Der Romantiker, dem die Einförmigkeit dieser Nutzpflanzen vielleicht anstößig, und die Kleefelder, mit welchen sie wechseln, sicher zu prosaisch sind findet reiche Entschädigung an den Palmen, diesen Repräsentanten der tropischen Pflanzenpracht,

welche entweder vereinzelt mit ihren schlanken Stämmen himmelan streben, oder auch in pracht- vollen Gruppen geeinigt, irgend eine Hacienda be- schatten.

Gegen Osten nimmt das Flußbett des Rimac an manchen Stellen einen großen Theil des Tha- les ein, und giebt Zeugniß, daß zu gewissen Zei- ten der Fluß zu einer mächtigen Breite anschwel- len muß, wenn auch dies nicht jährlich der Fall sein mag, da fast das ganze Flußbett mit Ge- sträuch, vorzugsweise einer Ginsterart, bewachsen ist. Zu den Seiten des Flußbettes dehnt sich in- dessen die Ebene am weitesten aus, denn gegen Norden begränzt das Amancas-, gegen Süden aber das Bartholomäusgebirge die Aussicht. Ge- gen letzteren Gebirgszug wandten wir uns jetzt. Der fast allgemeine Charakter der Bergform an der Westküste Amerikas verläugnete sich auch hier nicht, indem schon die Vorläufer des Gebirges, steil und kegelartig aus dem Boden steigend, sich uns drohend entgegenzustellen schienen, gleichsam als einzelne vor den Hauptzug hingestellte Wächter.

Aber das peruanische Pferd, so wie das chile- nische, läuft im Galopp eine Anhöhe hinan, bei welcher man unsere Thiere in Europa, in Deutsch-

land wenigstens, am Zügel nach sich ziehen muß, während es an anderen Stellen, welche wir gewöhnt sind mit dem Alpenstock zu besteigen, einer Katze gleich aufwärts klimmt, selten strauchelnd, nie stürzend, immer zuverlässig.

So befanden auch wir uns bald auf einem dioritischen Kegel, von dessen Plateau sich eine wundervolle Fernsicht bot auf die grotesken Bergformen des Amancasgebirges im Süden, während unter uns, und mehr gegen Westen, Lima lag, an eine morgenländische Stadt erinnernd mit seinen Kuppeln und Zinnen und den glänzenden weißen Häusern seiner Vorstädte. Die Sonne, welche die nächtlichen Küstennebel, die fast jeden Abend sich niedersenken, beinahe gänzlich besiegt hatte, lag glänzend über der reichen Landschaft, und nur auf der Spitze des Cero Perdito kämpfte noch ein purpurfarbiger Wolkenschleier gegen die mächtige Königin des Lichtes an. Eine Menge kleiner Orte lag zerstreut unter Gruppen von Palmen oder niederem Buschwerk, oder auch in Mitte von Zuckerrohrpflanzungen; so Marques, Romerat, Magdalena, Miraflores und endlich Callao, die Hafenstadt Limas. Während aber so der Vordergrund des köstlichen Bildes von kühnen Bergformen gebildet war, die sich weit geöffnet hatten,

um einen Blick auf das prachtvolle Land zu gestatten, wurde dieses von der See begränzt, welche sich, in unendliche Ferne verlierend, endlich mit dem tiefblauen Himmel zu vereinigen schien, wetteifernd mit demselben in wundervoll azurblauer Färbung, gleichwie in unermeßlicher Erhabenheit.

Dort hatte ich wieder Gelegenheit, zu beobachten, wie empfänglich das Volk in jenen Ländern für die Naturschönheiten seines Vaterlandes ist, ja wie stolz auf dieselben. Ich hatte mein Pferd vortreten lassen an den Abhang des Berges und hatte schweigend den herrlichen Anblick genossen, als ich meinen Blick auf die Diener des Padre warf. Aber auch diese blickten wie ich in das Thal und die Ferne, offenbar gleich mir entzückt und ergriffen, und als ich dem Einen sagte: „Ihr habt ein schönes, schönes Land," rief er, leidenschaftlich die Arme ausstreckend, aus: „Ja, Herr! Gott ist gut, Gott ist groß!" Und dies sagte er nicht etwa in seiner Eigenschaft als Diener eines Priesters, denn ich habe bei ähnlichen Gelegenheiten Männer dort solche Ausrufungen thun hören, die nichts weniger zur Schau trugen als Frömmigkeit und Glauben.

Auch Padre Josepho hatte stumm in die Landschaft geblickt, er schien nicht zu hören, was ich

mit den Knechten gesprochen, aber sein bleiches Gesicht war schwach geröthet und sein dunkles Auge glänzte lebhaft. Da riß er plötzlich, fast gewaltsam, sein Pferd zurück und rief: „vamos! in die Berge! man erwartet uns!“ Und jetzt begann ein tolles Reiten, steil bergab und dann durch eine steinige Schlucht, dann wieder bergan und wieder einen jähen Abhang hinab, aber stets im Galopp, bisweilen auf kaum fußbreiten Pfaden, rechts ein Abgrund, links eine Felswand, den rechten Fuß im Bügel, schwebend über einer Tiefe von dreihundert Schuhen, den linken am Felsen streifend, aber stets vamos! vorwärts!

Endlich lichtete sich die Schlucht, welche wir zuletzt passirten, und bald lag ein landschaftliches Bild vor uns, das jenem, welches wir vor Kurzem verlassen, wenig an Schönheit nachstand, war gleich sein Charakter ein etwas veränderter.

Ein kleines Städtchen am Fuße des Gebirges verschwand fast vor der Menge von bald größeren, bald kleineren Hacienden, die sich, meist umgeben von Negerhütten, in der fruchtbaren Ebene erhoben, und man sah auf den ersten Blick, daß auf der Seite, auf welcher wir uns jetzt befanden, mehr Originalität herrschte als drüben, wo der

stete Verkehr mit Fremden solche täglich mehr verwischte.

„Dort ist die Besitzung meines Bruders," sagte der Padre, indem er auf einen Punkt in der Ferne deutete, „und hier ist die seines schwarzen Freundes, des Signor Lorenzo, wie man ihn allenthalben in der Umgegend nennt. Es ist ein braver Kerl, dieser Lorenzo," fügte er hinzu, „wenn gleich schwarz wie die Nacht; wir verdanken ihm viel, sehr viel, und meinem Bruder rettete er das Leben."

Als ich fragte, wie es zugegangen, erwiederte er mir: „In der Hacienda werden Sie ohne Zweifel das Alles ausführlich erfahren; damit Sie aber keine falschen Begriffe von den hiesigen Verhältnissen zwischen Weißen und Farbigen bekommen, bemerke ich Ihnen, daß Lorenzo ein Freigelassener meines verstorbenen Vaters ist, und daß man das fast vertrauliche Verhältniß zwischen den Meinigen und diesem Neger, wenn gleich vielleicht nicht gern sieht, doch wenigstens nicht mit Unfreundlichkeit betrachtet, da alle Welt in der Nachbarschaft weiß, wie sehr wir ihm verpflichtet sind. Im Uebrigen," fügte er bei, „ist die Stellung der Sclaven bei uns keine allzu drückende, und viel-

leicht nirgend auf der Welt werden sie besser behandelt, als eben hier zu Lande."

Ich pflichtete ihm bei, denn mir war bekannt, daß nach der Revolution das Einführen neuer Sclaven wirklich, und nicht blos scheinbar, wie an anderen Orten, aufgehoben worden war, und daß man zwar die einmal im Lande befindlichen Neger, so wie deren Kinder, nicht frei gelassen hat, und sie stets als Sclaven betrachtet, allein dieselben fast durchgängig gut behandelt.

Wir hatten uns endlich unter ähnlichen Gesprächen der Hacienda genähert, und Don Carlos, so hieß der Bruder des Padre, empfing uns freundlich und mit deutschem Gruß im Hofe des Hauses. „Kommen Sie nur gleich herein," sagte er, „und verschmähen Sie ein kleines Frühstück nicht, denn wer mit meinem Bruder geritten ist, hat eine tüchtige Bewegung gehabt." Ich entschuldigte mich wegen meines Ueberfalls, erfuhr aber, daß der Padre bereits von mir gesprochen und im Voraus unsern Besuch angesagt hatte.

Don Carlos selbst war ein hübscher Mann von etwa vierzig und etlichen Jahren, mit mehr von der Sonne gebräunten Zügen, als man sie sonst bei den Creolen höherer Stände findet, welche meist einen gelblichen Teint haben. Er

trug einen ziemlich starken Bart, was ebenfalls nur selten dort getroffen wird, und seine Kleidung bestand aus leichten Sommerbeinkleidern, einer farbigen Seidenweste und einem Sommerrock nach Art der westindischen Pflanzer, aber auf dem Kopfe hatte er einen trefflichen Panamastrohhut, den ich, da ich mir einige Kenntniß in dergleichen Dingen erworben hatte, auf fünf bis sechs Unzen schätzte, nach unserm Gelde etwa zweihundert bis zweihundertundvierzig Gulden. Dies ist, nebenher gesagt, ein etwas hoher Preis nach unseren Begriffen. Nichts desto weniger hat man in Peru sowohl wie in Chile dergleichen Hüte, welche mit zwölf Unzen bezahlt werden, und Cigarrentaschen zu zwanzig bis vierzig spanischen Thalern sind ebenfalls keine Seltenheit.

Don Carlos sagte mir, während wir über den geräumigen Hof schritten, daß kurz vor uns bereits Besuch angelangt sei, und nachdem wir in das gemeinschaftliche Familienzimmer eingetreten waren, wurde ich den Anwesenden vorgestellt. Es war Don Ferdinando nebst seiner Gattin, und Sennorita Jesus, die Nichte des Hausherrn. In Betreff des Namens Jesus für eine Dame muß ich beifügen, daß an der Westküste Amerikas, besonders aber in Peru, Frauen denselben sehr häufig führen.

Was aber die verschiedenen Don's betrifft, so mag bemerkt werden, daß „Don" stets und allein nur dem Taufnamen einer Person beigesetzt und gewissermaßen als eine Art Ehrentitel betrachtet wird, indem man nur Leute von höherer Stellung, oder solche, welche man besonders ehren will, so bezeichnet. Im Gespräche nennt man solche Personen dann auch wohl Cavallero, während man gemeinhin blos mit Sennor anspricht, und noch geringer gestellte Personen mit „Hombre" (Mensch, Mann). Die Frauen aber, einerlei ob ein Kind von einigen Jahren, oder eine Matrone von achtzig, verheirathet oder ledig, und wessen Standes sie auch seien, werden einzig „Sennorita" betitelt. Ich habe dies stets für eine ganz außerordentlich bequeme Einrichtung gehalten, aus tausend und einem Grunde.

Don Ferdinando war ein ganz gemüthlicher Mann, oder vielmehr Cavallero, so ziemlich einfach gekleidet wie Don Carlos, aber ohne Bart. Als Eigenthümlichkeit an ihm mag vielleicht bemerkt werden, daß er von der Leidenschaft befangen schien, häufig französische und englische, meistens aber defecte Worte einzuschalten. Seine Frau, Sennorita Carolina, ein wirklich hübsches Weib mit wahren Kohlenaugen und einem Haar

von tief blauschwarzer Farbe, schien hingegen einen ganzen Juwelenladen geplündert und sich damit geschmückt zu haben, und war buchstäblich beladen mit Gold und Diamanten. Dabei war sie nach der neuesten französischen Mode gekleidet, und in fast vollständiges Ballcostüm, während ihr kleiner Junge genau so affenähnlich herausgeputzt umherstolzierte, wie man nicht selten auch bei uns die hoffnungsvollen Sprößlinge reicher oder wenigstens eitler Eltern umherlaufen sieht.

Die Dame Jesus, die Nichte von Don Carlos, bildete das Gegenstück zu den Beiden. Sie trug fast unverändert die alte Tracht der spanischen Creolinnen, und hatte diese, da sie mit ihren Gästen so eben von deren Hacienda erst nach Hause gekommen war, noch nicht abgelegt. Dies ist die Saya und der Manto. Die Saya ist ein Rock von Wolle oder Seide, hier von letzterem Stoffe, nach der alten Sitte unten an den Füßen so eng, daß die Trägerin kaum trippeln konnte. Die jetzigen Damen aber, und so auch die Nichte unseres Gastfreundes, haben das Kleid unten erweitert, so daß es in eine Menge von Falten höchst malerisch von den schlanken Hüften abfällt. Der Manto, eine Art von Schleier, ebenfalls von dickem, schwerem schwarzen Seidenzeuge, wird am

Gürtel befestigt und so über den Kopf geschlagen, daß nur das eine, meist das linke Auge der Dame zu sehen ist. So bot die Nichte des Don Carlos, eine hohe, schlanke Gestalt mit der reizenden Hand und dem lieblichen Fuß, welchen fast alle Peruanerinnen besitzen, eine höchst liebliche und zugleich imponirende Erscheinung. Auch sie sprach, wie ihr Onkel, fast vollständig gut deutsch, und war, wie ich später fand, gut bewandert in unserer Literatur. Beides, und besonders für Frauen jenes Landes, ein sehr seltener Fall.

Das Frühstück, welches bald nach unserem Eintritt aufgetragen wurde, bestand in Seefischen, Schinken und Bordeauxwein von vorzüglicher Güte. Dann folgte eine Auswahl der trefflichsten Früchte des Landes, von welchen ich nur der Cheremoya gedenken will, welche einer Birne ähnlich sieht und auch im Geschmacke an die feinsten Sorten dieser Frucht erinnert; der Tuna, die einer kolossalen Stachelbeere zu vergleichen; und der Ananas, welche an Größe und an Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig ließen.

Fast waren wir mit dem Frühstück zu Ende, als von außen die Töne einer Guitarre erklangen. „Ach," sagte Don Carlos, „Signor Lorenzo giebt seine Tanzstunde; wollen wir die Zuschauer ab=

geben?" Natürlich sagte ich zu, und wir nahmen unter dem Balcon des Hauses Platz, während Sennorita Jesus ihre Freundin auf diesen selbst führte.

Signor Lorenzo begrüßte uns halb unterthänig, halb freundschaftlich, wobei er nicht ermangelte, trotz seiner guten sechzig Jahre zwei Reihen der blendend weißesten Zähne zu zeigen, welche je ein Neger besessen. Er trug ebenfalls einen ziemlich feinen Panamastrohhut, mit einer hellblauen Schleife geziert, und einen weißen Poncho von feiner Wolle, mit blauen Streifen durchwirkt. Diese Ponchos, das unvermeidliche Kleidungsstück der alten Landestracht, bestehen aus einer gewebten Decke, in deren Mitte eine längliche Oeffnung angebracht ist, um den Kopf durch dieselbe zu stecken. So fällt der Poncho mantelartig über Schultern, Brust und Rücken, und wirft bisweilen so ziemlich malerische Falten. Je nach Feinheit des Gewebes und Materials ist der Poncho im Preise sehr verschieden, indem es deren zu einigen Thalern bis zu drei oder vier Unzen Gold giebt. Mächtige Vatermörder von untadelhafter Weiße versteckten fast die Hälfte des ebenholzfarbigen Gesichts, während Beinkleider von feinem Tuche und fast hochgelber Farbe seinen Anzug vollendeten.

Der würdige Mann war damit beschäftigt, einem Negerpaare des Don Carlos die Zambacueca zu lehren, d. h. demselben jenen Anstand beizubringen, welchen er bei der Ausführung dieses amerikanischen Fandango für unerläßlich hielt. Die Zambacueca wird stets nur von einem einzigen Paare getanzt und besteht aus einer Menge zierlicher und mehr oder weniger leidenschaftlicher Bewegungen, indem sich der Mann zuerst lockend und schmeichelnd nähert, während das Weib flieht, und dann, hat sich der erstere zurückgezogen, ihm schmeichelnd und aufmunternd folgt. Ein Taschentuch wird hierbei in allerlei verschiedenen Bewegungen geschwungen, winkend und lockend, schützend und abwehrend, und auf die graziöse Handhabung des Tuches kommt viel an.

Während ein brauner und ziemlich zerlumpter, auf dem Boden kauernder Bursche eine verstimmte Guitarre mißhandelte, gab Lorenzo mit ruhiger Würde, bald tadelnd, bald lobend seine Anweisungen, und das Negerpärchen machte auch in der That seine Sprünge besser, als ich dieselben nicht selten von weißen Herren und Damen ausführen sah. Ich skizzirte die Gruppe der Zuschauer und Tanzenden unter dem Vorsprunge des Landhauses, und als mir bei dieser Gelegenheit die von den

anderen Hacienden etwas abweichende Form auffiel, versprach mir Don Carlos, den Grund hiervon, so wie den seiner Freundschaft für Lorenzo zu erzählen, wenn wir die anderen Theile seiner Besitzung besichtigt haben würden.

Der Charakter aller Landhäuser in jenen Gegenden ist fast durchgängig der, daß man den Raum nicht spart, und ferner, daß die meisten Gebäude auf irgend eine Seite hin frei und offen sind. Das Dreschen des Getreides durch Menschenkraft wird nur von wenigen Eingewanderten betrieben, und ein einziger Engländer oder Amerikaner sollte, so ging das Gerücht, eine Dreschmaschine besitzen. Ganz allgemein aber wird das Dreschen vollständig unter freiem Himmel durch Pferde betrieben. Man hat einen großen, vielleicht hundert Schritte im Durchmesser haltenden Platz, mit starken Pallisaden kreisförmig eingefriedigt; in Mitte dieses Platzes wird das Getreide zu einem mächtigen Haufen aufgeschichtet und nur ein etwa fünfzehn Schritt breiter Raum im Innern des Kreises längs den Pallisaden gelassen. Auf diesen wirft man eine Schicht Garben, und treibt dann dreißig bis vierzig Pferde, fast durchgängig Stuten, im tollsten Galopp über diese Garben, wodurch, freilich auf etwas rohe Weise, die Körner

ausgetreten werden und zu Boden fallen, während der Wind das in kleine Stückchen zertretene Stroh nach allen Seiten hin zerstreut. Freilich geht dies verloren, allein man bedarf es kaum, da man das Vieh nicht in Ställen hält, sondern es frei in den Bergen weiden läßt, und auch die Pferde, welche man zum Gebrauch im Hause hat, keine Streu bekommen.

Ein größerer Haciendenbesitzer hat natürlich oft hundert und mehrere Pferde, von denen aber stets der größere Theil, häufig stundenweit von der Hacienda entfernt, im Freien weidet, während die eben auf einige Wochen zum Gebrauch bestimmten innerhalb des Hofes der Hacienda in einem eingezäunten Platze eingesperrt sind; der sogenannte Stall, welchen wir bei Don Carlos sahen, bestand aus einem viereckigen eingezäunten Raum, dessen einzelne Wände etwa vierzig Schritt lang waren, und an einer derselben war eine Art auf Balken ruhender Schuppen angebracht, unter welchem die Thiere nach Belieben vor der Sonne Schutz finden konnten. In einem großen Troge befand sich Gerste, in einem zweiten Wasser, und mächtige Haufen frischen Klees wurden von Zeit zu Zeit in Mitte des Platzes aufgeschüttet. Von den etwa dreißig Pferden, welche sich dort frei herumtum=

melten, wurden dann die zum Gebrauch bestimmten mit dem Lasso herausgefangen.

Nachdem wir die Getreidefelder besichtigt hatten, in welchen ungeheure Haufen Weizen, zum Theil noch in Garben, meist aber bereits ausgedroschen, aufbewahrt wurden, besahen wir die Vorräthe von frischen Früchten aller Art, von welchen täglich eine große Menge nach Lima gebracht wurde, dann die Schlachthäuser, und begaben uns endlich ziemlich ermüdet zum Wohngebäude der Hacienda zurück.

Die Mittagsmahlzeit war so reichlich, wie man gewohnt ist, sie auf allen größeren Landgütern an allen Punkten der Erde zu finden, deren Besitzer sich wirklich mit Feldbau beschäftigen, auf der andern Seite hingegen so auserlesen, wie sie nur bei Leuten von gutem Geschmack gefunden wird. Aber ich fand fast kein Gericht, was als national bezeichnet werden konnte, indem fast alle Speisen den Anstrich französischer Kochkunst hatten. Eis, Dulces, d. h. trefflich eingemachte Früchte, und die herrlichen frischen Früchte des Landes machten, ähnlich wie beim Frühstück, den Schluß der Mahlzeit.

Nach Tische führte mich Don Carlos in ein kleines Eckzimmer des Hauses, um Siesta zu halten,

und ich hatte Gelegenheit, genau die Einrichtung desselben zu besehen. Zweistöckig, d. h. Erdgeschoß und erster Stock, waren in den unteren Räumen fast alle Gemächer, nach der alten Sitte des Landes, mit dunklem Holze vertäfelt und ganz ähnlich unseren alten deutschen Stuben mit Bänken rings an den Wänden versehen, mit Ausnahme des Speisesaals, wo ein modernes Sopha und Stühle standen, und meist nächst dem Sopha ein Nipptisch mit allen den eleganten Werthlosigkeiten beladen, welche man auch in Europa auf ähnliche Weise zur Schau trägt, theilweise aber selbst mit sehr soliden Artikeln, mit deren einem man vielleicht zehn europäische Nipptische hätte glänzend ausstatten können. So sah ich dort z. B. eine ganze Suite altperuanischer Ausgrabungen, Götzenbilder von gediegenem Silber, abenteuerlich geformte Gefäße von getriebenem Gold, vor Allem aber die prachtvollsten und seltensten Mineralien, meist durch Silberstufen vertreten, von einer Größe, wie sie solche europäische Cabinette kaum aufzuweisen haben. Don Carlos hatte Minen in den Bergen, und es ist Sitte bei den Bergwerksbesitzern, besonders schöne Stufen, welche in ihren Werken gefunden worden, auf solche Weise aufzubewahren. Eine kleine Stufe von Jodsilber,

gering an Silberwerth, aber eine mineralogische Seltenheit, ließ ich mir dort zum Geschenk aufdringen, und sie ist auch jetzt noch eine Zierde meiner Sammlung.

Das erste Stock des Hauses, fast gänzlich in europäischem Geschmack und kostbar genug eingerichtet, bot nichts Besonderes, nur fielen mir die engen Fenster im maurischen Stile auf. Durch ebenfalls nicht sehr weite Thüren konnte man auf allen vier Seiten des Hauses auf den Balcon gelangen, an dessen vier Ecken mächtige Gruppen der prachtvollsten Topfpflanzen angebracht waren, so daß man namentlich auf der schmalen Seite des Hauses fast gänzlich umgeben war von einem wahren Schatze der tropischen Flora.

Als ich nach ziemlich kurzer Ruhe mich wieder von meinem Lager erhoben hatte und durch's Fenster blickte, sah ich bereits den Padre und Lorenzo im eifrigen Gespräch von den außerhalb des Hofes liegenden Negerhütten kommen; ich ging hinab, gesellte mich zu ihnen, und der Rest des Tages wurde benutzt, um einen kleinen Ritt in die Umgegend zu machen, von welchem Don Carlos sich entschuldigen ließ, da er bei Don Ferdinando und seiner Frau bleiben mußte, welche um keinen Preis der Welt in der nachmittägigen Hitze

die Hacienda verlassen hätte, schon des Teints halber, wie Sennorita Carolina ganz unverhohlen sagte.

Als uns die beginnende Nacht im Speisesaal versammelt hatte, wo Paraguay-Thee, Backwerk und Dulces genommen wurden, erinnerte ich den Hausherrn an sein gegebenes Wort, mir die Geschichte der Hacienda zu erzählen, welche, wie es schien, mit der von Lorenzo enge in Verbindung stand. Er sagte freundlich zu und begann:

„Was ich Ihnen erzählen will, hat keinen Anspruch auf irgend ein romantisches Interesse. Ein wenig Revolution, ein wenig Mord, etwas Brandstiftung und viel Edelmuth, das ist Alles. Für mich aber, der die Sache mitgemacht, hat das freilich ein anderes Ansehen. Sie wissen, daß im Anfange der zwanziger Jahre bei uns der Unabhängigkeitskampf ausgefochten wurde und unser ganzes Land in den Flammen des Bürgerkrieges stand. Es lautet eigenthümlich, allein ist nichts desto weniger wahr, daß wir Peruaner im Anfange gar nicht an Befreiung von der spanischen Herrschaft, an einen Abfall vom Mutterlande dachten, sondern von den bereits siegreich aus dem Kampfe hervorgegangenen Chilenen so zu sagen dazu gezwungen wurden. Nachdem aber einmal Blut

geflossen war, schlug man sich allenthalben mit Wuth und Erbitterung, und hier vielleicht mehr als irgendwo anders wurde Privathaß mit in das Spiel der öffentlichen Politik gezogen.

„Mein Vater, ein streng rechtlicher, aber unbeugsamer Mann in dem, was er einmal beschlossen, hatte zuerst ruhig erwogen, auf welche Seite er sich neigen sollte. Ich glaube, daß er sich für die spanische Parthei entschieden hätte, wäre diese nicht mit so unendlicher Schwäche vertreten gewesen, daß ein Sieg für sie als Unmöglichkeit erkannt werden mußte. Es ist wahr, daß die spanischen Soldaten sich wie Löwen schlugen, allein von Spanien selbst wurden sie so wenig, ja eigentlich gar nicht unterstützt, daß der Tag vorauszusehen war, wo der letzte Mann gefallen sein würde; die Westküste war für Spanien verloren, dies war klar. So erklärte denn mein Vater in einer Versammlung der angesehensten Männer, daß er, um längeres nutzloses Blutvergießen zu beenden, es für die Pflicht eines jeden Mannes halte, sich den sogenannten Patrioten anzuschließen, und viele der zu jener Zeit noch Schwankenden schlossen sich ihm an. Nichts desto weniger ward mein Vater verdächtigt, es insgeheim mit den Spaniern zu halten. Es gehört nicht hierher,

aus welchen Gründen und durch wen, dies würde zu weit führen, aber eines Tages wurde mein Vater durch Freunde gewarnt, weil ein Haufe Patrioten eine andere ihm gehörige Hacienda, welche von hier etwa sechs Leguas*) entfernt liegt, ausplündern und in Brand stecken wollte. Da mein Vater das Haus, in welchem wir uns jetzt befinden, schon früher hatte fester bauen lassen, als es hier gewöhnlich Sitte, weil in jener Zeit die Ueberfälle berittener Banden keine Seltenheit waren, so schien ihm der Anschlag auf jenes unbeschützte Landhaus wahrscheinlich; er nahm zwölf der kräftigsten Neger mit sich und begab sich auf den Weg, um einestheils die Hacienda, noch mehr aber das Leben meines Bruders Josepho zu schützen, der sich dort befand. Ehe aber mein Vater noch jene schlimme Nachricht erhielt, hatte sich hier Folgendes zugetragen. Theils aus Besorgniß der fortwährenden Unruhen halber, theils auch weil meine ältere Schwester sich bald verheirathen sollte, hatte mein Vater einen großen Theil seines Vermögens an sich gezogen, und jene bedeutende Summe befand sich in Gold in der Hacienda. Fast ein engleichen Werth hatte unser Familien-

*) Eine Legua gleich $1^1/_2$ Stunde.

schmuck, der sich ebenfalls hier befand. Lorenzo, der zu jener Zeit ein Mann von etwa dreißig Jahren war, stets das volle Vertrauen meines Vaters besessen und ihn allenthalben auf seinen Streif- und Jagdzügen in's Innere begleitet hatte, war auch hier mit der Eintreibung eines großen Theils der Gelder betraut worden; als er aber an jenem Tage meinem Vater Rechnung ablegte, beschuldigte ihn dieser, bei der Eintreibung einer namhaften Summe zu saumselig zu Werke gegangen zu sein. Lorenzo, der vollkommen im Rechte war, entschuldigte sich, und half ihm hierauf seinen Schatz in das geheime Versteck zu bringen, welches innerhalb der Hacienda in einem kleinen unterirdischen Gewölbe angebracht war. Hier vermißte mein Vater ein kleines Diamantgehänge von altspanischer Arbeit, und gab, wohl aufgeregt durch all' das Unangenehme, was zur Zeit auf ihn einstürmte, Lorenzo auf den Kopf hin die Schuld, dasselbe entwendet zu haben. Dieser, im Gefühl seiner Unschuld, widersprach, und das vielleicht heftiger, als er hätte thun sollen, und der Streit wurde, schon nachdem das Gewölbe geschlossen war, so heftig, daß mein Vater Lorenzo in Ketten legen ließ und schwur, ihn des andern Tages hängen zu lassen. Zwar hatten schon zu jener Zeit die Herren nicht

das unbedingte Recht mehr über Leben und Tod ihrer Sclaven, aber es wäre im vorliegenden Falle meinem Vater ein Leichtes gewesen, seine Drohung zu verwirklichen. Sie können sich daher den Schrecken denken, der bei diesem Vorgange sich aller auf der Hacienda Anwesenden bemächtigte, zu welchen auch ich gehörte, damals ein elfjähriger Knabe. Aber kaum war Lorenzo gefesselt worden, als jene Nachricht von dem beabsichtigten Ueberfall auf unser anderes Besitzthum anlangte. Mein Vater übergab die Oberaufsicht einem alten, treuen, aber schwachen Neger, und schwang sich rasch mit seinen Leuten in den Sattel, noch im Wegreiten den strengsten Befehl gebend, Lorenzo gefesselt zu lassen.

„Aber an jenem Tage sollten sich Schrecken auf Schrecken häufen. Kaum war mein Vater eine halbe Stunde hinweggesprengt, als athemlos und auf den Tod erschöpft einer unserer Neger, welcher in Lima gewesen war, auf der Hacienda anlangte und die Nachricht brachte, daß ein starker Haufe Patrioten sich auf dem Wege nach der Hacienda befände, diese zu plündern und in Brand zu stecken gedächte, und meinen Vater, den man hier vermuthete, ermorden wollte. Es scheint eigenthümlich, daß in einer solchen Zeit nicht alle

Sclaven die Gelegenheit benutzt und sich befreit haben, allein es ist Thatsache, daß nirgends ein Versuch hierzu sich kundgab, sondern daß fast alle Neger bei ihrem Herrn blieben und für die Parthei fochten, welche dieser eben ergriffen hatte.

„Indessen machte man sich zu jener Zeit sehr wenig daraus, einen Weißen zu tödten, ein Schwarzer wurde noch weniger in Betracht gezogen, und man kann daher leicht denken, daß bei jener Nachricht Alles bei uns in Angst und Verzweiflung gerieth. Da erhob Lorenzo seine Stimme aus dem Winkel des Gemaches, in dem wir uns befanden und wo er noch immer gefesselt lag, und verlangte, man solle ihn losbinden. Allein trotz des allgemeinen Schreckens wagte doch Niemand, dies zu thun, obgleich Alle wußten, daß, war Rettung möglich, sie nur von ihm kommen konnte, denn sein Muth und seine Klugheit waren bekannt genug. Jetzt rief mich Lorenzo zu sich und sprach: „Don Carlos," — es war, nebenher gesagt, das erste Mal, daß er mich mit Don anredete, — „laßt mich losbinden, Ihr seid jetzt hier der Herr; ist es halbwege möglich, so rette ich Euch, Eure Habe und jene schwarzen Schufte dazu. Bei Jesus Christus schwöre ich Euch, erschlagen sie

mich nicht, so stelle ich mich morgen Eurem Vater.“

„Da kam ein Gefühl über mich, das mir die Brust zu sprengen drohte, denn ich hatte ohnedies Lorenzo immer sehr lieb, ich stampfte mit dem Fuße und sagte: „ich schwöre Dir ebenfalls, daß Dir mein Vater kein Haar krümmen soll;“ und darauf befahl ich, ihn zu befreien. Man gehorchte mir ohne Widerrede, und schon nach einer halben Stunde war das ganze Haus in Vertheidigungszustand gesetzt.

„Die männlichen Sclaven, welche, wie noch heute, mit ihren Familien da außen unweit der Vorrathshäuser wohnten, zog Lorenzo in die Hacienda, die Kranken, ganz Alten und die kleinen Kinder brachte er hier in dies Gemach; den Frauen aber und den mehr erwachsenen Kindern befahl er, unverzüglich zu fliehen, und bestimmte ihnen einen Sammelplatz im Gebirge. Schießbedarf und Munition war glücklicherweise genug im Hause, und die meisten Schwarzen waren ziemlich geübte Schützen, da sie meinen Vater häufig auf seinen Jagdzügen begleiteten. Nachdem also alle Zugänge der unteren Etage so fest wie möglich verrammelt waren, wurden alle Gewehre in das obere Stockwerk gebracht, die ohnedies engen

Fenster noch mit starken Holzstücken versetzt, so daß sie vollkommene Schießscharten bildeten, und nachdem Lorenzo reichlich Speisen und geistige Getränke, diese jedoch in gehörigem Maße, hatte austheilen lassen, wartete man der Dinge, die da kommen sollten. Lorenzo hatte mich beschworen, in das Zimmer zu den Greisen und Kindern zu gehen, aber ich erwiederte ihm, daß ich ihn niederstechen würde, im Fall er diese Worte wiederholte, und blieb bei den Männern.

„Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen, der Mond war glänzend wie heute über das Gebirge gestiegen und erleuchtete die ganze Ebene, aber trotzdem konnten wir, die wir ängstlich auf der Lauer lagen, immer noch nichts Verdächtiges bemerken. Da plötzlich — und uns Allen schlug wohl mächtig das Herz — tönte Hufschlag über die Ebene, und nach wenigen Minuten zeigte sich ein dunkler Haufe, der eben in der Richtung, von welcher Sie heute zu uns kamen, sich rasch auf die Hacienda zu bewegte. In einer Entfernung von etwa dreihundert Schritten, ohne Zweifel, um die Neger, welche sie noch in ihren Hütten wähnten, vor der Zeit nicht zu allarmiren, machten die Reiter Halt und schienen sich zu berathen, dann sprengte plötzlich eine Abtheilung auf die

Sclavenwohnungen zu, während der größere Haufe sich rasch bis auf etwa hundert Schritte der Hacienda näherte. Ein einzelner Mann ritt hierauf fast bis an das Haus und forderte mit lauter Stimme, daß man ihm öffnen solle. Lorenzo fragte nach seinem Begehr, worauf der Reiter antwortete, daß er und seine Freunde gekommen seien, den Verräther Muenos — dies ist, wie Sie wissen, unser Familienname — zu hängen, und eben so mit Allen zu verfahren, die es wagen würden, ihn zu vertheidigen; würden wir ihn aber ausliefern und uns mit ihnen vereinigen, so solle uns nichts zu Leide geschehen. Lorenzo gab zur Antwort, daß der Herr abwesend, alle Männer in der Hacienda aber entschlossen seien, nicht mit Dieben und Räubern gemeinschaftliche Sache zu machen, sondern sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Statt der Antwort hob der Mann vor der Hacienda seine Büchse und feuerte nach der Oeffnung, durch welche Lorenzo mit ihm gesprochen hatte; die Kugel fuhr in das Holz dicht neben Lorenzo's Krauskopf; aber fast gleichzeitig blitzte auch seine Büchse, der Mann fiel lautlos vom Pferde, und dieses rannte, vielleicht von der Kugel gestreift, wie toll über die Ebene.

„Jetzt noch, nach langen Jahren, bin ich über-

zeugt, daß jene Menschen einen Europäer zum Führer hatten, wie es zu jener Zeit wohl nicht selten der Fall war, denn anstatt, wie ohne Zweifel unsere Leute gethan haben würden, mit Geschrei um das Haus zu sprengen und unsichere Schüsse auf dasselbe abzufeuern, saß der Haufe ab, koppelte die Pferde und marschirte in geschlossener Reihe gegen das Haus. Aber gerade diese Taktik sollte ihnen verderblich werden. Mein Vater hatte in seiner reichen Gewehrkammer auch zwei sogenannte Musquetons, Flinten mit oben an der Mündung stark erweitertem Lauf, welche mit gehacktem Blei geladen werden, und auf die gehörige Entfernung eine furchtbare Wirkung äußern. Lorenzo nahm, als sie sich näherten, eins dieser Mordinstrumente zur Hand und wartete, bis der Haufe sich etwa bis auf vierzig Schritte genähert hatte. Dann gab er Feuer, nahm rasch das zweite Musqueton und wiederholte den Schuß. Ich hatte ebenfalls eine leichte Büchse ergriffen, und stand zitternd vor Aufregung an einer Luke, aber nie werde ich die Verheerung vergessen, welche diese beiden Schüsse hervorriefen. Sicher zwanzig Männer fielen todt oder wenigstens tödtlich verwundet zu Boden, während Alle, die es konnten, in wilder Flucht sich zurückzogen, und die

Verwundeten, die ihnen nicht rasch genug folgen konnten, ein furchtbares Geschrei erhoben.

„Unsere Leute in der Hacienda hielten sich auf Lorenzo's Befehl still, um den Feind über unsere Anzahl zu täuschen, indem wir etwa blos zwanzig Köpfe zählten, während die außen trotz des erlittenen Verlustes wohl immer noch siebzig bis achtzig Mann stark waren. So trat eine Zeit lang, mit Ausnahme des Stöhnens der Verwundeten, eine unheimliche Stille ein, denn auch der Feind hatte sich zurückgezogen und ließ nichts von sich hören. Plötzlich brach rasch an mehreren Orten zugleich Feuer in den Negerhütten und Vorrathshäusern aus, und beim Schein der von ihm in Brand gesteckten Gebäude kam jetzt der Feind zum zweiten Male an, diesmal aber in vier kleine Haufen getheilt, welche von eben so vielen Seiten aus das Haus zu stürmen suchten. Ich will Sie nicht mit den Einzelnheiten des Kampfes ermüden, es war ein Blockhauskampf in aller Form, wie Sie solchen, wahr oder erdichtet, in hundert Romanen lesen können. Wuth und Verzweiflung auf beiden Seiten; außen Rache und Beutelust, innen die sichere Ueberzeugung, eines qualvollen Todes zu sterben, gelang es dem Feinde, einzudringen. Wir blieben endlich Sieger. Als die

Gebäude in Asche lagen, deren Feuer uns des günstigen Windes halber zum Glück nicht bedrohte, und nachdem wohl ein anderthalb Stunde langer Kugelwechsel stattgefunden hatte, zogen sich die Stürmenden zurück.

„Es ist schwer zu begreifen, warum jene Schurken nicht ernstlich versuchten die Thüren des Hauses zu sprengen, und sich blos damit begnügten, nach den Fenstern zu schießen und Feuer in die Nebengebäude zu legen. Aber vielleicht waren sie nicht mit Aexten und dergleichen versehen, weil sie auf keinen ernstlichen Widerstand gefaßt waren.

„Wir, die Belagerten, hatten sechs Todte, aber keinen einzigen Verwundeten, was sich erklärt, wenn man bedenkt, daß wir gänzlich gedeckt standen, und nur beim Feuern einen Theil des Kopfes und der Brust bloßgeben mußten; traf aber dorthin eine Kugel, so war sie freilich tödtlich, und es wurden auf diese Weise fünf unserer Kämpfer erschssoen. Der Sechste war ein alter Neger, der mitten unter den Kindern und Kranken von einer Kugel getroffen war, welche ihren Weg durch eine schlecht verwahrte Stelle der Thür gefunden haben mußte. Es war die einzige Kugel, welche dorthin eindrang.

„Was mich betrifft, so hatte ich in jener Nacht drei Menschen getödtet. Freilich war man in jener Zeit gewöhnt, täglich von Mord und Blutvergießen zu hören, doch sah ich diese drei von mir Erschossenen Jahre lang in meinen nächtlichen Träumen, keineswegs als Schreckensgestalten, aber stets eingeflochten in jene Träume von Kampf- und Schlachtscenen, welche lebhaften Knaben so häufig eigen sind, und noch heute ist mir die an Wahnsinn gränzende Aufregung vollkommen gegenwärtig, welche ich empfand, als jenes Mal der erste Mensch von meiner Kugel fiel. Die Angreifenden hatten sich so ziemlich außerhalb Schußweite zurückgezogen, luden dort ihre Gewehre, liefen vor, feuerten gegen uns, und zogen sich dann schleunigst wieder zurück. Da ich für meine Jahre schon gut mit Schießgewehren umzugehen verstand, lud ich die Büchsen für unsere Neger, während diese vorsichtig an den Luken lauerten, bis sich einer der Angreifenden näherte. Das Zimmer war natürlich zum Ersticken mit Pulverdampf angefüllt, dabei selbst für einen Eingeborenen eine grauenhafte Hitze, und nur das allernothwendigste Licht, um die Luken gegen Außen hin so wenig als möglich zu erleuchten. Vor mir an einer derselben stand Jose Maria, ein riesiger, aber äußerst gut-

müthiger Schwarzer, den ich von Kindheit an besonders geliebt hatte, und trotz des Kampfes lächelte er mir immer freundlich zu, so oft ich ihm die frischgeladene Büchse reichte. Plötzlich neigte er sich zurück und fiel lautlos zur Erde, indem er mich fast zu Boden gerissen hätte. Eine Kugel war in sein rechtes Auge gedrungen — er war todt. Thränen der Wuth stürzten aus meinen Augen, und ich trat an die Luke, um zu sehen, ob ich im Stande sei, seinen Mörder zu erblicken. Da sah ich einen langen Kerl mit dunklem Poncho in raschem Laufe zu den Seinen zurücklaufen. Ohne Zweifel hatte er Jose Maria erschossen. Ich faßte jetzt Posto an der Oeffnung, indem ich meine Büchse schußfertig hielt, und bald darauf lief er wieder vor, fast bis auf vierzig Schritte von meinem Standpunkt, und hob sein Gewehr, wie es mir schien, nach meiner Richtung hin anschlagend. Aber ich kam ihm zuvor, indem ich mit sicherer Hand nach dem Herzen zielte und rasch Feuer gab. Der Mann sprang wohl über eine halbe Elle hoch in die Luft, und fiel dann der Länge nach auf den Boden. Es überkam mich da ein Gefühl von Schauder, gemengt mit einer wilden Freude, welches sich mit nichts vergleichen läßt, was ich später in meinem ziemlich bewegten Leben empfunden.

Auf ähnliche Weise streckte ich bald darauf noch zwei Feinde nieder, und da alle die Unseren genug mit sich selbst zu thun hatten, gab Niemand sonderlich auf mich Achtung, aber ich wurde in jener Nacht um zehn Jahre älter — ich war durch Mord und Blut in einer Nacht zum Manne gereift. —

„Des andern Tages am frühesten Morgen kam mein Vater, der durch Nachbarn von dem Ueberfalle benachrichtigt worden war, mit einem Trupp bewaffneter Freunde und allen seinen Negern angesprengt. Ich trat, nachdem man die Pforte geöffnet hatte, vor und stattete Bericht ab, nicht wie ein Knabe, sondern wie der erwachsene Sohn des Hauses. Lorenzo hatte die Waffen abgelegt und sah still vor sich nieder. Aber es war Allen klar, daß, hätte er bei der ersten Aufforderung den Feinden die Thore geöffnet, ihm kaum einer der Sclaven Widerstand geleistet hätte, daß mein Leben und der größte Theil des Vermögens verloren gewesen wäre, eben so, daß er durch jene ersten Schüsse, welche er auf die Feinde gethan, alle unsere Leute zur kräftigsten Gegenwehr gezwungen hatte.

„Mein Vater umarmte ihn mit Thränen in den Augen, gab ihm die Freiheit und jene Hacienda, die ihn zu unserem Nachbar machte. Bald

darauf schickte mein Vater meinen Bruder und mich nach Europa, theils um dort unsere Studien zu machen, theils wohl auch, um uns in den fortwährenden Bürgerkriegen nicht ähnlichen Gefahren auszusetzen. Als mein Vater nach mehreren Jahren plötzlich starb, erhielt Lorenzo zum zweiten Mal unser Besitzthum in jenen bewegten Zeiten, indem er es mit der Gewissenhaftigkeit eines Ehrenmannes verwaltete. Josepho, welcher aus Gründen, die gegenwärtig nicht hierher gehören, den geistlichen Stand wählte, und ich, der ich unsere Güter übernahm, wollten ihm aus Dankbarkeit einen Theil derselben abtreten. Er wies Alles mit Entschiedenheit von sich, aber nicht die Freundschaft, welche wir gegenseitig hegten und pflegten bis auf den heutigen Tag."

So schloß Don Carlos seine Erzählung. Ich selbst aber ließ mich überreden, noch einige Tage auf der Hacienda zu bleiben, besuchte während dieser Zeit Lorenzo auf seinem Eigenthum, und begleitete endlich den Padre in sein Kloster, wo ich nach der Gastfreundschaft, die man mir erzeigte, eben so gut ein Jahr hätte bleiben können, als einige Tage. Als ich aber endlich eines Abends, ermüdet von einem langen Ritte, in Lima angekommen war und in der Fonda italiana mein

Abendbrod nehmen wollte, traf ich Günther und Herbst, welche auf das Hitzigste stritten, ob es wünschenswerth im Interesse der Menschheit sei, einen Frack oder einen Poncho zu tragen.

4.

Einige Tage in Rio Janeiro.

Brasilien! Wer hat als Knabe nicht an Brasilien gedacht, wer sich nicht dorthin gewünscht, entweder mit dem Ungestüm des kindlichen Alters, oder mit jener träumerischen Sehnsucht, welche so häufig in der Zeit aufzutreten pflegt, in welcher ein dickbestrichenes Butterbrod allmälig aufhört das Ideal unserer Wünsche zu sein? Brasilien mit seinen riesigen Palmen, seinen glänzenden Papageien und edelsteingleichen Colibris, mit seinen blinkenden Faltern, seinen possirlichen Affen und blutdürstigen Wilden, mit seinen Tigern und Schlangen, mit seinem Urwalde und all' seinen Abenteuern!

Und dort lag sie vor uns die Küste des wunderbaren Landes, zwar noch in ziemlicher Entfernung, aber doch schon vergoldet von der scheidenden Sonne, wunderliche Bergformen zeigend und eine brausende Brandung. Aber die Sonne

schwand und mit ihr die Küste, und was der Mond beleuchtete — waren es Nebelstreifen, Wolken oder Klippen? Wir wußten es nicht, denn die Leuchtthürme am Lande, oder vielmehr deren Drehfeuer, stimmten nicht mit unseren Karten, was, nebenher gesagt, auch schon Anderen begegnete, als dazumal uns. So hielten wir ab vom Lande, begleitet von spielenden Delphinen, die glühende Furchen durch's Meer zogen, und kämpften gegen den Wind an, der mächtiger zu werden und Lust zu haben schien, uns eher in die Felsen zu treiben, als in den ersehnten Hafen. Doch wurden wir seiner Herr, und die Nacht verging wie manche andere bei hoher See und frischem Winde.

Die Schiffsgenossen (es war ein Auswandererschiff und nach Californien bestimmt) saßen gruppenweise im Zwischendeck und in den Kajüten im Gespräch über Rio Janeiro, denn dieser Hafen der Hauptstadt Brasiliens war es, in welchen wir morgen einlaufen sollten. — Mancherlei Pläne wurden geschmiedet, mancherlei Hoffnungen ausgesprochen, aber auch Befürchtungen wurden laut, wie vor dem südlichen Fieber und den giftigen Schlangen. Endlich aber suchten die Passagiere dennoch die Kojen, trotz der stampfenden Bewegungen des Schiffes und des Heulens des Win-

des; nur die Seeleute handirten noch auf dem Verdeck, und ich hörte, daß stets mehr Segel geborgen wurden.

Am andern Morgen indessen näherten wir uns rasch dem Lande. Wunderliche Bergformen tauchten aus dem Schooße der alten Thetis auf, scharf abgeschnitten am tiefblauen Himmel, bald phantastischen Thieren ähnlich, bald schlafenden Riesen. Indessen dauerte es doch bis Nachmittag, ehe wir uns der Küste bedeutend näherten. Dann aber begannen auch die Vorläufer eines größeren Hafens uns zu begrüßen; größere Schiffe, entweder gleichen Cours mit uns haltend, oder uns entgegen segelnd, kamen in Sicht. Bald folgten ihnen kleinere Fahrzeuge, nahe an unserm Bord vorüberfahrend und bemannt mit allerlei tollem Menschenvolke, welches sonderbar genug und nicht selten höchst einfach bekleidet war. Mächtige Züge von Delphinen durchkreuzten die See, und eine große Anzahl von Seevögeln umschwärmte das Schiff oder folgte den Schwärmen der Delphine, wahrscheinlich um sich der kleineren Fische zu bemächtigen, welche stets den Seesäugethieren nachziehen.

Wir hegten die Hoffnung, noch diesen Abend „an Land" zu kommen, aber schon wieder war es zu spät, für heute noch in den Hafen einzu-

laufen. Man hatte Förmlichkeiten mit den Hafenbeamten zu bestehen, es mußten unsere Papiere geprüft werden, Zoll- und Sanitäts-Commission mußte gebührende Einsicht nehmen vom Schiffe und von uns, der lebendigen Waare; das Alles aber durfte nicht mehr des Abends nach sechs Uhr vorgenommen werden, und so warfen wir Anker etwa eine englische Meile vom Eingange des Hafens.

Ach, was war ich für ein altes Kind an jenem Abend, in jener Nacht! Aber auch welcher Abend, welche Nacht! Im Backbord und schon hinter uns der Leuchtthurm, dessen Feuer sich bereits wacker drehten. Auf Steuerbordseite kleine Felseninseln mit Palmen geziert, — mit Palmen, den ersten lebendigen, freien, nicht mit Blechschildern behangene und im Treibhause mit künstlicher Erde aufgezogene Palmen, welche ich sah! Vor uns die Küste in wundervoll tropischer Pracht, mit tief dunklem Laubwerk von phantastischer Form, glänzend und funkelnd im Lichte der sinkenden Sonne, und bisweilen, wie es schien, gewaltsam durchbrochen von einer grotesken Felswand. — Und dann, als die Sonne verschwunden und der Mond nun allen Zauber einer tropischen Nacht ausgoß über das Land und die See! —

Jetzt erst wurden menschliche Stimmen vom Lande vernommen, leise Klänge, unverständlich zwar, doch mich wunderbar berührend. — Ein großer Schmetterling umflatterte das Licht der Schiffslaterne, glühende Leuchtwürmer durchzogen die Luft, und zugleich drang ein würziger, wollüstiger Duft, durch den Landwind getragen, zu uns. Die Kinder der Flora hatten ihre Kelche erschlossen und sendeten uns gastlich ihre Wohlgerüche. — Ich kann mich wohl kaum eines Augenblicks erinnern, in dem ich hoffender, glücklicher gewesen wäre und, wenn man will, kindischer geschwärmt hätte. Doch ich war gerechtfertigt durch das Benehmen der übrigen Passagiere. An siebzig Männer, und wohl von sehr verschiedener Bildung, standen fast die halbe Nacht stumm und schweigend auf Deck und blickten athemlos hinaus in jene göttliche Nacht und hinüber zu dem duftenden Zauberlande, das sie morgen betreten sollten.

Mit dem Seewinde zogen wir des andern Tages langsam in den Hafen ein. Man hat mehrfach und sicher mit Recht ausgesprochen, daß der Hafen von Rio Janeiro einer der schönsten Punkte der Welt sei. Das eigentliche Hafenthor ist an 3000 Schritte breit, links durch einen etwa 1300 Fuß hohen Felsenkegel, der unter dem Namen

des Zuckerhuts bekannt ist, rechts durch das Fort Sqnta Cruz begränzt. Ehe man aber durch das weite Becken des Hafens bis zur Stadt gelangt, hat man fast noch eine Stunde oder zwei englische Meilen zurückzulegen.

Schon bei dieser Fahrt fällt uns der tropische Ausdruck der Landschaft, das eigenthümlich fremdartige Leben, recht deutlich in's Auge. Rings um das mächtige Becken des Hafens liegt die Stadt, und mehrere Forts, theils auf Felseninseln im Hafen selbst, theils am Lande, schützen Beide. Aber zwischen den Kanonen steigen Palmen empor, und wo die Strategie nur halbwege ein Auge zugedrückt hat, wuchert die üppigste Vegetation. So blicken uns auch allenthalben zwischen den Häusern der Stadt wunderbare Pflanzenformen entgegen, und dicht hinter den letzten Gebäuden erhebt sich, mächtige Bergformen bedeckend, majestätisch der Urwald. Abgesehen aber von den Hunderten von Schiffen aller Nationen, welche im Hafen theils vor Anker liegen, theils kommen und gehen, bildet die lebhafteste Staffage eine Anzahl von Booten, die nach allen Richtungen hin die tief grün gefärbten Wogen durchschneiden, theils um die Schiffe zu besuchen, theils aber auch um Ladungen zu bringen oder einzunehmen. Fast alle

diese Boote sind mit Negern bemannt, welche übrigens lustig und guter Dinge erscheinen, ja selbst übermüthig, indem uns einige derselben offenbar verhöhnten, die Zunge entgegenstreckten und Schimpfworte zuriefen. Es erklärte sich später, daß diese würdigen Onkel Toms uns für nach Californien auswandernde Nordamerikaner gehalten hatten, welche zu jener Zeit in Rio Janeiro in schlechtestem Andenken standen.

Nach mancherlei mit den Beamten des Hafens ausgestandenen Förmlichkeiten betraten wir endlich das Land und wurden bald durch einen schwedischen Kaufmann, der uns schon an Bord einen Agenten zugesendet hatte, um uns zu bestimmen, unsere etwaigen Einkäufe bei ihm zu machen, in ein erträgliches Hôtel gebracht.

Unzweifelhaft ist für den Fremden, der daran nicht gewöhnt ist, anfänglich die Menge von Negern, welche sich allenthalben auf den Straßen herumtreiben, das Auffallendste in Rio Janeiro. Aber merkwürdiger Weise gewöhnt man sich außerordentlich schnell an diese schwarze Bevölkerung, welche meistens singend und lachend, arbeitend, d. h. lasttragend, oder auch faulenzend die Straßen durchzieht.

Die Bauart der Stadt ist weniger auffällig

und nichts weniger als glänzend; ich erinnere mich zwar an mehrere große Gebäude, welche etwa an den Stil von 1780 oder 1790 mahnen, einigemal auch an den ächten und aufrichtigen Zopf, die Mehrzahl aber, der Privatwohnungen wenigstens, besteht aus nicht sehr großen Häusern mit Erdgeschoß und nur einem Stockwerke, wie ähnliche häufig in unseren Landstädtchen gefunden werden. Eigenthümlich sind kleine Balcone, welche fast an keinem Hause fehlen, bisweilen blos die Breite eines Fensters einnehmen, manchmal aber auch zwei und mehrere Fensterstöcke durchlaufen. Sie springen indeß kaum mehr als einen halben Fuß weit in die Straße vor, so daß sie nicht betreten werden können, und wahrscheinlich blos den Zweck haben, nach Belieben frische Luft in die Zimmer zu führen. Auch von öffentlichen Bauten und Kirchen läßt sich nicht viel Tröstliches sagen. Erstere sind langweilige, obgleich vollkommen anständige Häuser, die Kirchen aber, wenn auch zum Theil reich geschmückt, immerhin meist höchst geschmacklos. Nebenher gesagt, habe ich das Gleiche fast in allen Theilen Südamerikas gefunden, welche ich besuchte, mit Ausnahme von St. Jago de Chile, wo viele Kirchen erträglich, die Kathedrale aber wirklich trefflich zu nennen ist.

Alles das mag aber von den inneren Theilen der eigentlichen Stadt gelten, welche sich in einer Ausdehnung von gewiß anderthalb Stunden gürtelförmig um die Landseite des Hafens zieht. Die Landhäuser aber, welche durch Feld und Wald bis an die Berge, ja selbst durch die prachtvollen Thäler bis an den eigentlichen Urwald reichen, sind häufig liebliche, reizende Erscheinungen. Ohne Zweifel werden zwar nur wenige derselben den Anforderungen eines streng durchgeführten Stils entsprechen, doch waltet offenbar bei den meisten das südeuropäische Element vor, man kann vielleicht sagen, das italienische mit maurischen Anklängen. Freilich mag die Fülle des tropischen Baumschlages, in dem diese Villen versteckt liegen, oder die glühende Blüthenpracht, aus welcher sie sich erheben, wohl nicht wenig zu einem günstigen Urtheile über sie selbst beitragen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die weiße Bevölkerung Rio Janeiros, so unterscheidet man auf den ersten Blick den Fremden, oder den erst kürzlich Eingebürgerten, von den Creolen oder den schon längere Zeit in Brasilien lebenden Europäern. Während die Gesichtsfarbe des Ersteren braun gebrannt ist von der Sonne, wie es auch in Europa bei Leuten, welche sich viel im Freien

bewegen, der Fall, so hat der längere Zeit in Brasilien Lebende fast stets einen gelben Ton, und beinahe alle diese Leute schienen mir sogar, wenn gleich nicht schwächlich, aber fast krankhaft auszusehen.

Die Tracht ist natürlich die europäische. Ich sage natürlich, hätte aber eigentlich sagen sollen, höchst unnatürlich, denn es giebt wohl kaum etwas Abgeschmackteres, als bei etwa achtundzwanzig Grad Wärme in schwarzem Frack und obligater Halsbinde und dem unvermeidlichen schwarzen Filzcylinder auf dem Kopfe umherzulaufen. Aber dieser „Unvermeidliche," dieses testimonium paupertatis, dieses geistige Armuthszeugniß für unsere ganze fashionable Welt hat seinen Triumphzug auf der ganzen Erde längst vollendet, und so hat es auch in Rio Janeiro beinahe gänzlich die zweckmäßigen breitkrämpigen Strohhüte verdrängt, so wie die bequeme weißleinene Jacke dem schwarzen Tuchkleide weichen mußte. Nur noch wenige Brasilianer sah ich mit der letzteren über die Straße gehen, und ich kann nicht einmal sagen, ob dies wirklich „gebildete Leute" waren, d. h. solche, welche über mehrere Hunderttausend Thaler zu verfügen haben. — Schmucksachen sieht man bei den beiden Geschlechtern mehr als bei uns gebräuchlich oder viel-

leicht mit gutem Ton vereinbar, doch mag das hingehen. Man kann eine ziemliche Menge Brillanten auf dem Leibe haben, ohne allzu schwer an ihnen zu tragen. — Nimmt man zu dieser glänzenden modischen Tracht eine höchst sorgfältige Haarpflege, so hat man das Bild des vornehmen Brasilianers, wie er, meist langsamen Schrittes und nicht mit der Hastigkeit des Chilenen oder Peruaners, über die Straßen geht, und wie ihm, so wie überhaupt jedem Weißen, selbst der schwer belastete Neger sorgfältig ausweichen muß.

Ich habe mich nicht um das Leben in den sogenannten höheren Kreisen von Rio bekümmert. Um dies vollständig studiren zu können, hätte es längerer Zeit bedurft, als mir zu Gebote stand, und ich zog es vor, in Rio Originelles aufzufassen und zu kosten, statt mich mit einer europäischen Copie zu langweilen. Jene Massen von Negern, von welchen ich vorhin gesprochen, diese weißen, in's Gelbliche spielenden Gentlemens, dazwischen Fremde der verschiedensten Völker Europas, so ziemlich unterscheidbar an ihrem nationalen Benehmen, und häufig repräsentirt durch den kräftigen und gewandten Schlag von Seeleuten, — sie alle bilden zusammen die Bevölkerung der Stra-

ßen Rios bei Tag und bei Nacht, und geben ein Bild, das lebhaft und interessant genug ist.

Ich habe schon gesagt, daß ich die ersten Tage einzig dazu verwendete, mir die Stadt und ihre Bewohner anzusehen. Hierzu wurde mir durch das Johannisfest eine treffliche Gelegenheit geboten, welches gerade in die ersten Tage unseres Aufenthalts in Rio fiel. Jeder, der Gelegenheit hatte, öffentlichen Festen in südlichen Ländern beizuwohnen, wird mir beistimmen, daß jene dort einen ganz andern Charakter tragen, als bei uns. Offenbar wird bei uns mehr Kunstsinn, mehr Pracht und Gepränge entwickelt, auch speist man besser und trinkt ein Erkleckliches. Dort, näher am Aequator, freut man sich dagegen mehr.

Der alte tropische Philister legt bei solchen Gelegenheiten seine Grandezza ab und springt und singt, oder treibt wenigstens allerlei Narrenpossen. Er wird ein Kind mit den Kindern, läßt Drachen steigen und kleine Luftbälle, ja, er wird sogar freigebig. Ich will nicht eben behaupten, daß all' dieser Jubel, welchen ich dort in Rio mit ansah, einzig und allein des heiligen Johannes wegen stattfand, aber so viel ist sicher, daß eine ungetrübte und allgemeine Freude sich allenthalben kund-

gab und ein ganz göttlicher Leichtsinn allgemein an's Licht trat.

Wie man in Chile eine ganz besondere Vorliebe für Papierdrachen hat, und alte, silberhaarige Männer mit unverkennbarem Interesse das Steigen derselben verfolgen, so scheint man in Rio die Luftbälle zu lieben. Tausende und wieder Tausende derselben von allen Größen, Formen und Farben, beleuchtet und mit Feuerwerk versehen, stiegen nach eingebrochener Dunkelheit zum nächtlichen Himmel empor, und mit ihnen wetteiferten die Raketen und anderes Feuerwerk, welches von allen öffentlichen Plätzen und fast aus allen Häusern ihnen nachgesendet wurde. Weiß Gott, wie es zugeht, daß nicht bei jedem Johannisfeste halb Rio in Flammen aufgeht; so viel ich aber weiß, ist durch all' diesen Spectakel noch kein nur einigermaßen bedeutender Brand entstanden.

Fast noch gefährlicher als diese Raketen, Schwärmer und allenthalben abgebrannten farbigen Leuchtfeuer erscheinen übrigens die Freudenfeuer, welche in allen Straßen angezündet werden. Man scheint alles alte unbrauchbare Holzwerk aufgespart zu haben bis auf diesen Tag, und Jeder schleppt derlei herbei und erhält so das einmal irgendwo entzündete Johannisfeuer, welches bisweilen fast

bis an die Dächer der Häuser auflodert. Ich habe in den engsten Straßen solche Feuer gesehen, welche die Breite des ganzen Weges einnahmen und lustig aufflammten. Kamen dann Wagen — und an jenem Abend fuhr Alles, was Equipage hatte — so hieb man auf die Pferde, und mit einigen raschen Sätzen war Roß und Wagen durch und vorüber. Oft blieben bei dieser Feuerprobe brennende Holzstücke an den Rädern hängen und wurden eine ziemliche Strecke lang mit hinweggeführt. Ich habe mich gefragt, was unsere Straßenpolizei zu einem solchen Treiben sagen würde?

An jenem Tage scheint man sich in Rio gegenseitig zu beschmausen, wenigstens sieht man durch die geöffneten Fenster aller Orten lustige Gruppen heiterer, fröhlicher Menschen.

Mir, dem Fremden, blieb endlich nichts übrig, als mich in ein Café zu verfügen, welches, trügt mich nicht meine Erinnerung, von einem Engländer gehalten wurde. Ich traf dort einen Franzosen, der mit uns die Reise gemacht hatte, und einen Deutschen, der mehr als zwölf Jahre in Nordamerika gewesen war. Dieser schimpfte weidlich über das ganze Fest. Es sei von vornherein ein Zeichen der Verdummung, ein Heiligenfest auf solche Weise zu begehen, es werde viel Geld aus-

gegeben, Zeit verschwendet und nichts verdient. Der Franzose war mehr auf meiner Seite und ihm gefiel der Lärm und allgemeine Jubel. „Der Teufel solle das ewige Schachern und Geldverdienen holen; ginge es ihm nach, so sei täglich irgend ein Fest, ganz gleich für wen, aber nobel!" Die Beiden kamen sich fast in die Haare, doch gelang mir's, begütigend den Streit zu schlichten.

In jener Nacht des Johannisfestes machte ich zum ersten Male die Bekanntschaft der übel berüchtigten Muskitos, welche mein einfaches Lager im Hôtel Sprengel summend umschwärmten. Doch ließ sich's ertragen, und manches blutsaugende Ungeziefer hat mich in Deutschland ärger gepeinigt, als sie.

Da es mir nur vergönnt ist, dem freundlichen Leser einzelne Bilder aus Rio vor Augen zu führen, so mag er mich, ehe wir unsern Blick auf die Umgebung richten, auf den Victualienmarkt begleiten, der das Eigenthümlichste und vielleicht Schönste in seiner Art ist. Recht klar wird erst dort dem Fremden, in welchem üppigen, von der Natur in reichlichstem Maße gesegneten Lande er sich befindet.

Die zum Markte bestimmten Räumlichkeiten sind im Vierecke gebaut, und die einzelnen Reihen

des Eßbaren so ziemlich getrennt. Unsere in Deutschland gezogenen Gemüse fand ich fast alle dort vertreten, aber in mächtiger Größe und, wie es schien, in liebenswürdiger Variation. Wie übermüthig brüstete sich dort nicht das bei uns so bescheidene Geschlecht des Kohls, welche fabelhafte Rüben lagen dort, im stolzen Selbstbewußtsein, neben der vornehmen Artischoke und tausend anderen genießbaren Kindern der Flora, die ich nicht kannte, und deren erfragte Namen ich leider wieder vergessen. — Selbst die lieblichen kleinen Boten des Frühlings — ich meine nicht die sentimentalen Veilchen, sondern die wohlschmeckenden, trefflichen Radieschen — fehlten nicht und kokettirten liebenswürdig mit den Salaten, die frisch und leichtsinnig ihre Häupter hoben. Mehr Ernst behauptete die Zwiebel. Sie schien sich ihres Ranges bewußt, den sie verdientermaßen im Süden einnimmt, und unabsehbare Reihen des dort so edlen Geschlechts dehnten sich vor meinen Blicken aus.

Man mag wohl glauben, daß die Früchte den Gemüsen nicht nachstanden. Mehr noch als jene repräsentirten die stolze Ananas, die Cocosfrucht in allen ihren Nuancen, die prachtvolle Feige, die Banane, die große eßbare Citrone und eine

Unzahl anderer glänzender Früchte das tropische Klima. Ich will nur noch der Orangen gedenken, jener trefflichen Frucht, welche unbedingt neben der Ananas und der Pfirsiche den ersten Rang einnimmt, die aber in Brasilien dreimal größer ist, als jene, welche zu uns gebracht wird, und von einem wirklich unbeschreibbaren Wohlgeschmacke. Und von allen diesen lockenden, duftenden Dingen gab es mächtig aufgethürmte Berge, hinter welchen meist, wirklich zierliche, Negermädchen schäkernd und lachend saßen und Heimischen und Fremden, Schwarzen und Weißen unaufhörlich ihre Waare anboten.

Der Geflügel- und Wildmarkt war ebenfalls trefflich versehen. Wildenten, Hühner und schnepfenartige Vögel bildeten ein wahres ornithologisches Cabinet, und von zahmem Geflügel fand sich die trefflichste Auswahl alles bei uns Bekannten, neben schätzbaren amerikanischen Variationen, unter welchen das große, hochbeinige Huhn sich vortheilhaft auszeichnete. Minder gut hingegen waren die Vierfüßler vertreten, und ich kann mich, mit Ausnahme von zahmen und wilden Schweinen, eigentlich keines Repräsentanten erinnern. Indessen wurde durch die lebenden Thiere, welche in dieser Abtheilung zum Verkaufe aus-

geboten wurden, vieles Leben in diese Gruppe gebracht. Ich glaube, daß alle diese Affen, Papageien, Aras, Stachelschweine und kleinen Unzen, welche dort in ihren Käfigen sich seltsam genug geberdeten, vorzugsweise für Europa bestimmt sind, d. h. dort in Commission gekauft und dann Menagerien einverleibt werden.

Reichlicher aber als Ceres, Pomona und Diana, hatte Neptun den Markt geschmückt. Ich habe auf dem Fischmarkt weder den Mangel an Material, noch den widerlichen Geruch gefunden, welchen einige Reisenden bemerkten, sondern im Gegentheil Reinlichkeit und eine enorme Menge des fabelhaftesten Gethiers, von dessen Existenz ich früher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Fische von acht bis neun Schuh Länge, ganz und zerstückt, und wieder kleine, kaum Zoll lange, noch lebend in Gefäßen mit Seewasser, Muscheln, Krebse, vom mächtigen Hummer an bis zum winzigen Taschenkrebse, eßbare Seesterne, kurz eine wirkliche Unzahl und der Form nach bisweilen ganz verrückt, häufig aber auch höchst appetitlich. —

Nicht viel Tröstliches ist von der ersten Excursion zu berichten, welche ich in die nächste Umgegend von Rio unternahm.

Noch drei Passagiere der Kajüte und ich hatten uns besprochen, am andern Morgen die Spitze des Corcovado, des schönsten Berges unweit der Stadt, zu besteigen, aber am Tage vorher wollte ich noch allein einen Ausflug machen. Ich miethete ein Boot mit zwei Negern und steuerte guten Muthes in das weite Becken des Hafens. Noch bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, warum dort meine beiden Schwarzen so furchtbare Angst vor einem Dampfer äußerten, der uns entgegenkam. Ich hielt auf die Seite und wollte das daherbrausende Schiff auf etwa fünfzig Schritte vorüberlassen. Die beiden Bursche aber begannen unter sich ein lebhaftes Gespräch in weiß Gott welcher afrikanischen Mundart, dann riefen sie mir offenbar in Angst und Verzweiflung irgend etwas zu. Ich begriff nicht. Nun aber zeigten sie auf das Dampfschiff und duckten sich nieder. Jetzt riß ich, im Anfang selbst erschrocken, das Boot im rechten Winkel herum, und ich glaube, daß wir jetzt dem Dampfer nicht viel an Schnelligkeit nachgaben, so eifrig zogen nun meine Ruderer ihre Riemen.

Ist Gefahr dabei, sich auf fünfzig Schritte einem segelnden Dampfschiffe zu nahen, war es verboten, auf solche Entfernung an einem Kriegs-

dampfer vorüberzufahren, oder hielten sie mich für einen Lebensmüden, der sich übersegeln lassen wollte, — wie gesagt, ich weiß es nicht, denn ich versäumte später, Kundige zu fragen.

Nach diesem Intermezzo schlug ich wieder meine frühere Richtung nach dem steilen Felsenkegel, dem Zuckerhute ein. Dort stieg ich an's Land, sendete das Boot fort und schickte mich an, durch das Labyrinth von Strauchwerk und Schlingpflanzen einen Weg zum Felsen selbst zu finden.

Nachdem ich mit unsäglicher Mühe eine Bahn gebrochen und endlich ein kleines Plateau erreicht hatte, von welchem aus man nothdürftig über den üppigsten Pflanzenwuchs hinwegblicken konnte, sah ich für meine Person wenigstens die vollständige Unmöglichkeit ein, die steilen, fast senkrecht vor mir aufsteigenden Felswände weiter zu erklimmen, und die beabsichtigten geognostischen Studien an Ort und Stelle fielen, der starken Verwitterung des Gesteins halber, auch nur höchst spärlich aus. Ich suchte und fand endlich den Rückweg, der mir, zu Lande wenigstens, die vierfache Zeit kostete, und kam spät Abends in Rio an, woselbst ich indessen merkwürdiger Weise

unser Hôtel so schnell fand, als hätte ich Jahre lang die Stadt bewohnt.

Im höchsten Grade lohnend aber war unser Ausflug auf den Corcovado. Es ist dies der höchste Berg in der Nähe der Stadt, und von ihm führt eine gigantische Wasserleitung das Wasser der Coryoca, eine Quelle des Rio Catètes, fast über zwei Stunden weit in die Stadt.

Kaum wird irgend eine Partie in der Umgegend Rio Janeiros einen besseren Begriff von der landschaftlichen Schönheit des Landes zu geben vermögen, als eben jener Weg. Nichts weniger als sehr beschwerlich, denn man steigt wenigstens zwei Dritttheile der Strecke ganz allmählig bergan, bietet sich dazu fast jeden Augenblick dem Auge ein anderes wundervolles Bild dar. Bald schreitet man durch die Pracht des mächtigen Urwaldes und bewundert, fast in Dunkel gehüllt, die riesigen Stämme, die wuchernden Lianen und die glühende Blumenpracht, welche an manchen Stellen des Waldes durchschimmert. Da wird es plötzlich Licht, und in zauberhafter Beleuchtung liegt Rio vor uns, das mächtige Becken des Hafens umgürtend, und selbst wieder umschlossen von einer Unzahl bewaldeter Berge, hinter welchen stolz das Orgel- und Sterngebirge

aufsteigt. In der Ferne ist das unendliche Meer, jetzt erst begreifbar in seiner ganzen Größe durch die Folie des Landes. Bald ist es scharf geschieden vom tiefblauen glänzenden Himmel, bald aber lassen es phantastische Wolkengebilde undeutlich und mystisch mit ihm verschmelzen.

Aber der Wald schließt sich wieder hinter uns, um kurz darauf sich nach einer andern Richtung hin wieder zu öffnen. Rio ist verschwunden, und wir blicken jetzt von einer steilen Höhe hinab in eine jener so unendlich reizenden Thalschluchten, wie sie nur in der Umgegend Rios gefunden werden dürften. Unter Bananen, Cacao- und Kaffeebäumen und zwischen Orangeplantagen, welche mit ihren fernhin glänzenden Früchten wie überschüttet sind, liegen unzählige Landhäuser, stolz oder bescheiden, fast immer aber wundervoll schön. Mächtige Palmen überragen sie, und von den Thalwänden blickt der Urwald in das ihm entrissene Gebiet.

Wir schreiten indessen rüstig vorwärts, und auch dies Thal verschwindet. Da öffnet sich wieder allmälig die undurchdringliche Laubwand, prachtvolle Cacteen treten an ihre Stelle, und bedecken fast gänzlich einen steilen Abhang, auf dessen Kamm wir hinziehen. Ist es eine andere

Thalschlucht? Nein, wir blicken jetzt gegen Westen und sehen einen Theil des „Inneren" vor uns.

Ueber den Urwald hinweg schweifen unsere Blicke in die weite Ferne, welche die grünen Waldkronen des jungfräulichen Bodens zu einem dichten, moosartigen Teppiche verwebt, und die Ströme, die ihn durchziehen, silbernen Bändern gleich erscheinen läßt. Mitunter ein Gebirgszug, da und dort ein Nebelstreif, dann Wolken, — oder sind es Berge? Wie weit trägt überhaupt hier unser Auge! Wohnt dort vielleicht noch der Sohn der Wälder frei und unabhängig, oder hat ihn die sanfte Cultur schon mit Beinkleidern versehen und ihm einen Regenschirm verehrt, und nagt der Zahn der Sägemühle schon an jener dunkeln Waldespracht? —

Wir waren wacker angestiegen und machten endlich Halt, um nach all' diesen romantischen Genüssen etwas ordinäre Prosa einzunehmen, in Gestalt eines mächtigen Stückes gebratenen Rindfleisches und einiger anderer Zuthaten, welche M., ein kindliches Gemüth von dreißig und etlichen Jahren, mitgeschleppt hatte. Ich beredete ihn hierzu, indem ich ihm die lehrreiche Geschichte vom klugen Aesop vor Augen hielt, der bei den Reisen

seines Herrn immer den Proviantkorb zu tragen vorzog, da derselbe stets leichter, aber nie schwerer ward. Wir Anderen trugen leere Gesteintaschen und Botanisirkapseln, um etwa gesammelte Naturalien darin zu verwahren. Doch kamen sie auch wieder leer nach Hause, M. aber schwerer belastet als beim Auszug. Ich hatte des Morgens und noch in der Nähe der Stadt eine ziemliche Menge der trefflichsten Orangen gekauft und sie ebenfalls in die Tasche unseres Aesop gesteckt, was er sich wohl gefallen ließ, da er von Zeit zu Zeit sich heimlich eine zueignete. Hatte ich nun einige Stücke Gesteins zerschlagen, so sah ich nach meinen Orangen, nahm auch wohl die eine oder die andere heraus, um sie einem der Genossen zu bieten, brachte aber dafür stets eine Stufe an ihre Stelle. Fast wurde er „unkindlich," als er des Abends diese Perfidie gewahrte, doch wußte ich ihn zu versöhnen.

Wir tafelten an der Hauptfassung der Quelle; wie schon erwähnt, wird dieselbe von hier aus durch eine Strecke von beinahe zwei Stunden bis in die Stadt geführt, und der Weg geht stets dicht an dem in der Leitung rauschenden Wasser dahin. In kurzen Zwischenräumen sind Oeffnungen in dem gewölbten Aquäduct, durch welche man

das strömende Wasser sehen und trinken kann, obgleich ein inneres Gitter vor Eindringlingen schützt.

Von jener Hauptfassung an geht der Pfad schneckenförmig den steilen Bergeskegel aufwärts. Der Typus des Pflanzenwuchses ist jetzt ein veränderter, und es beginnen die baumartigen Farrn, jene wundervollen Formen mit ihren schlanken Stämmen und dem zarten, zitternden Blattschmuck, mit welchem der leiseste Windhauch kosend spielt. Welche Menge botanischer Seltenheiten stehen dort unbeachtet in glänzender Pracht, und welche unendlich größere Menge derselben hat vermodernd den üppigen Boden gebildet, aus welchem die jetzige Generation hervorsprießt!

Die Hunderte von einzelnen reizenden Bildern von welchen ich oben einiger flüchtig erwähnte, sind auf dem Gipfel des Corcovado zu einem einzigen Panorama von einer Pracht vereinigt, welche nicht zu beschreiben, nicht zu malen, ja nicht zu überblicken ist. Dort hat mich das Heimweh wacker geschüttelt, aber vielleicht eine bessere Species des gewöhnlichen Heimwehs, welches häufig basirt ist auf defecte Schuhsohlen und mangelnde Aetzung. Dort habe ich zum ersten und wohl auch zum letzten Male irgend wie einen Namen à la Ziglak

verewigt, ja drei Namen schrieb ich dort auf eine Felswand, drei Namen theurer junger Herzen, mit denen ich, ach so gern, das Glück getheilt hätte, jene Pracht zu beschauen, zu genießen. Das war mein Heimweh.

Während aber jetzt der freundliche Leser mir auf einer stundenweiten Wanderung durch den Urwald gefolgt ist, hat er noch nicht eine Silbe vernommen von der Thierwelt, welche gewöhnlich jenes „Waldesdunkel" bevölkert. Das hat aber seinen guten Grund, denn ich weiß wenig zu berichten. Nur einige Vögel von unscheinbarem Gefieder, sperlingsartiges Gesindel, belebten hier und da den Baumschlag. Vom wunderbaren Käfervolke jener Breitegrade keine Spur, wenn gleich andere Insecten nicht eben spärlich vorhanden waren, so zum Beispiel die prächtigen, fast handgroßen Schmetterlinge Brasiliens, welche man allenthalben abgebildet sieht, und die dort übermüthig an den hohen, glatten Baumstämmen auf und ab liefen, mit den glänzend schillernden Flügeln schlugen und ausschwitzende süße Säfte behaglich schmausten. Der Grund jener verhältnißmäßig ärmlichen Fauna liegt ohne Zweifel darin, daß viele Privaten, so wie auch öffentliche Händler, in Rio Janeiro sich mit dem Naturalienhandel

nach Europa befassen und ihre Neger auf den Käferfang und die Vogeljagd schicken. Anderen Insecten, mit Ausnahme der Käfer, streben jene Händler weniger nach, da diese meist höchst zerbrechlich und der Transport schwerer ist. So wurden um Rio die oben genannten Thiere nicht nur selten, sondern sind fast verschwunden, und um einen Colibri zu sehen, mußte ich später mehrere Meilen weit in's Land.

Auf dem Rückwege hatten wir Gelegenheit, einen Negertanz zu sehen. Es war Sonntag, und die Sclavenbesitzer sehen es gern, wenn sich an solchen Tagen die Schwarzen belustigen. Kaum habe ich aber je etwas Abgeschmackteres und Widerlicheres gesehen, als dieses Tanzvergnügen. Beide Geschlechter standen sich, in zwei Reihen aufgestellt, gegenüber, dann sprang ein Mann vor eine der Frauen und vollführte eine Menge der unanständigsten Geberden, welche später von den schwarzen Damen wiederholt wurden. Zuletzt löste sich Alles in ein wildes und buntes Durcheinanderlaufen auf, welches mit einem unangenehmen, mißtönenden Geschrei begleitet wurde. Eine getrocknete und über ein Faß gelegte Kalbshaut, welche man mit einem Prügel bearbeitete, vertrat die Stelle der Musik.

Einen besseren Eindruck als diese von Afrika auf brasilianischen Boden verpflanzte Volksbelustigung machte eine kleine Schenke, die von einem alten, wahrscheinlich freigelassenen Neger gehalten wurde. Sie lag auf einem Hügel, der fast den ganzen Hafen und einen Theil eines jener bereits erwähnten prachtvollen Thäler beherrschte, und obgleich das Innere ziemlich unreinlich aussah, war doch das Aeußere mit einer solchen Menge der wundervollsten Schlingpflanzen decorirt, ja fast versteckt durch dieselben, daß man nicht leicht einen lieblicheren Anblick haben konnte. Wer den Reiz des Südens genießen will, muß den Schmutz mit in den Kauf nehmen, das ist eine alte Erfahrung. So ignorirten wir die inneren Räume und tranken unter der Thür ganz guten portugiesischen Wein, zugleich schwelgend in der reizenden Fernsicht und der zauberhaften Beleuchtung, welche die sinkende Sonne über Stadt, See und Wald ausgegossen. Spät Abends kamen wir in die belebten Straßen Rios zurück, von der großartigen Natur plötzlich in das Treiben und Leben einer südamerikanischen Stadt versetzt, deren Bewohner, ausruhend von den Mühen des Tages, eine Kühle von + 23° R. genießen, Eiswasser trinken und Liebesintriguen verfolgen.

So wenig es ein Reisender, welcher nur einige Tage in Rio Janeiro verweilt, versäumen wird, den Corcovado zu besteigen, eben so wenig unterläßt er es wohl, den sogenannten botanischen Garten unweit der Stadt zu besuchen. Wie die Wasserleitung des Corcovado, wurde auch der letztere von einem Klostergeistlichen gegründet. Der Stifter hatte die Idee, alle nützlichen Pflanzen der Tropen dort zu cultiviren und zu beobachten, welche passend für irgend einen Theil Brasiliens sein würden, und dieselben alsdann auszubreiten und ihren Anbau zu befördern. Nicht ganz, aber doch theilweise wurde dieser Gedanke auch realisirt, und es ist für Brasilien viel Gutes aus ihm hervorgegangen.

So wie wir an dem Tage, an welchem wir den Corcovado besuchten, in Orangen schwelgten, versahen wir uns beim Gange nach dem botanischen Garten mit Ananas, von welchen, nebenher bemerkt, eine nach unserm Gelde etwa vierundzwanzig Kreuzer kostete. Ich kann nicht sagen, daß jene herrliche Frucht der Tropen ein anderes Aroma als die bei uns in Treibhäusern gezogene gehabt habe, doch waren sie frisch, noch warm von der Sonne und wohl noch einmal so groß wie die größten der unseren, was Alles bestens

anzuerkennen. Weiß Gott, wie es kam, aber M., der uns auch heute begleitete, schleppte bald wieder willfährig den ganzen erstandenen Vorrath jener trefflichen Bromeliaceen, überwachte indessen mit mißtrauischer Sorgfalt seine Taschen und jeden Versuch, ihn zum unwissentlichen Träger mineralogischer Schätze zu machen, welche nicht selten von den zu Tage gehenden Felsen geschlagen wurden.

Merkwürdig und selbst jedem Laien auffällig ist der hohe Grad von Verwitterung des Gesteins, wie ich es hier sowohl, als auch auf dem Wege nach dem Corcovado allenthalben gefunden habe. Während bei uns die Oberfläche eines Felsens auf einige Linien, im äußersten und wohl seltenen Falle auf eben so viele Zolle das Phänomen der Verwitterung zeigt, findet man in Brasilien, wenigstens in der Umgegend von Rio, eine Zersetzung, welche sich auf viele Fuß tief verfolgen läßt. Häufig hat das Gestein noch ganz das Ansehen eines festen Felsens, aber man kann einen Stock ohne sonderliche Mühe bis an die Hand in dasselbe stecken, und findet dann bei genauerer Betrachtung, daß nur die Form geblieben, die Substanz aber eine andere geworden ist, sich zersetzt hat. Es hat sich der feste Stein in Erde verwandelt, und nur

einzelne mineralische Bestandtheile haben sich theilweise erhalten, so wie zum Beispiel Quarz.

Ohne Zweifel sind die warmen und zu gewissen Zeiten häufigen Regen, welche wieder mit der glühenden Sonnenhitze wechseln, eine Hauptursache dieser Erscheinung. Wie die außerordentliche Fruchtbarkeit jenes Bodens durch dieses rasche Verwittern noch mehr gehoben und befördert werde, liegt auf der Hand. Während bei uns ein nacktes Felsenplateau Jahrhunderte, ja Jahrtausende blos eine steinige kahle Oberfläche darbietet, auf welcher höchstens einige Flechten oder Moose kümmerlich gedeihen, wird dort, ist durch irgend eine Ursache das Gestein bloßgelegt und hat dasselbe nur einigermaßen zersetzbare Bestandtheile, bald auf der Oberfläche eine Schicht entstehen, welche mannigfache Pflanzen zu ernähren im Stande ist, durch deren Verwesung der junge Boden bald zur fruchtbarsten Dammerde geworden sein wird.

Man braucht, um den botanischen Garten zu erreichen, wenn man zu Fuß geht, etwa zwei Stunden, und der Weg ist wenig ermüdend, und angenehm, wenn er gleich nicht so wechselnde und reiche Bilder bietet, wie andere Ausflüge um Rio. Ist man aber eingetreten, so staunt das Auge über die vielfältige Pflanzenpracht, die sich dort

entfaltet, und über den Reichthum der Formen, welche selbst für Brasilien überraschend sind. Einfach erklärt sich dies aber durch das bereits oben Ausgesprochene, daß man nämlich alle nutzbringenden Gewächse der Tropen hier zu vereinigen suchte und wohl auch Zierpflanzen nicht ausgeschlossen hat.

So sind Gruppen entstanden, deren Baumschlag die kühnste Phantasie nicht wunderbarer und reizender schaffen könnte. Die ursprüngliche Anlage war wohl im altfranzösischen Stile gedacht, aber die übermüthige Vegetation jener Breiten emancipirte sich großentheils bald von den Fesseln jener Etikette, wenn auch noch einzelne Glieder desselben wohlgezogen in anständiger Reihe stehen; so zum Beispiel eine Allee des Brodfruchtbaums, welcher mit seinem abenteuerlichen kegelförmigen Stamme eigenthümlich genug aussieht.

Die größte Fläche des Gartens besteht aber aus Parthien von Bäumen, welche sich nach Gutdünken oder specieller Zuneigung zusammengesellt zu haben scheinen. Um eine mächtige Palme haben sich ein paar Kaffeebäume geschaart, prahlend mit ihren rothen Beeren, doch scheinbar im collegialen Verhältnisse mit einem Cacaobaume, der hoffärthige Blüthe und Früchte in allen Graden der Reife

zur Schau trägt. Wollüstig duftend umschlingt eine Vanillepflanze den schlanken Stamm des Cacaobaumes, der wieder seine Stammverwandte, die prächtige Cacao-Malve, zu beschützen scheint, welche ihre zierlichen Blüthen zu seinen Füßen entfaltet. Dazwischen vermitteln üppig emporsprossende Bananen die Einheit der Gruppe.

An einer andern Stelle haben sich hohe Mangobäume geeinigt, sie neigen ihre Kronen zusammen und scheinen von den Geheimnissen Indiens zu flüstern, welchen ein wohl dreißig Fuß hoher Gewürznelkenbaum neugierig zu lauschen scheint, während der bescheidene Cocastrauch in ihrer Gesellschaft wohl an die reine Luft seiner peruanischen Cordillera denkt, wo er, Wunder übend, göttlich verehrt wird. — Malitiös und bissig hat sich der schwarze Pfeffer abgesondert, er schlingt seine rankenden Glieder um Bambusstäbe und blickt mit Verachtung auf ein Theefeld, das von einigen, selbst uncultivirt aussehenden Chinesen cultivirt wird, den Resten einer Truppe dieses sonderbaren Volkes, welche man, um die Theezucht zu versuchen, aus ihrem Vaterlande hatte kommen lassen.

So finden sich dort eine Anzahl von Gewürzen und kostbaren Nutzpflanzen vereint, während zugleich ein wunderbarer Blumenflor die Luft mit

Wohlgerüchen durchwürzt und das Auge durch seine Farbenpracht blendet. Hier und da sind kleine Lauben angebracht, zwar steif, verschnörkelt und nach Sitte der Perrückenzeit aus Stäben und Leisten regelrecht zusammengefügt, aber die prachtvollen Schlinggewächse, welche sich in üppiger Fülle um und durch die Stäbe winden, machen eben diese Lauben zu einer vorzüglichen Zierde des Gartens. Ich erinnere mich einer solchen in der Nähe eines kleinen köstlichen Teiches und unweit zweier kolossaler Bambusgruppen, welche so eigenthümlich schön und zugleich so phantastisch war, daß ich selbst unwillkürlich nach einer entsprechenden menschlichen Staffage suchte, nach einem grimmigen alten Vezier, einer verliebten Sultanstochter, einem blonden, unmäßig keuschen Christenritter, oder nach einem Nabob mit einer Nachtmütze von Diamanten, aus der Zeit, wo diese ehrenwerthe Kaste noch nicht von den Söhnen des stolzen Albion säcularisirt worden.

Die schwarzen Sclaven, die allenthalben arbeiteten, waren eigentlich eine ganz passende Zugabe, aber trotz der kurzen Zeit unseres Aufenthalts waren wir doch schon so an ihren Anblick gewöhnt, daß sie uns kaum besonders auffielen.

Nachdem wir den botanischen Garten verlassen

hatten, nahmen wir in einem unfern desselben gelegenen Gasthause ein kleines Mahl ein. Da keiner von uns eine Silbe Portugiesisch sprach, so versuchte ich Französisch und dann in leider höchst mittelmäßigem Englisch unsere Wünsche zu verdeutlichen. Der Wirth kauderwelschte uns etwas entgegen, brachte indessen das Verlangte, als aber nach kurzer Zelt ein anderer zum Hause gehöriger Mann eintrat, sagte er zu diesem in gutem Deutsch: „Ich möchte doch wissen, was das für Landsleute sind; Hiesige sind's nicht.“ Es gab eine heitere Scene, als wir uns nun auch in's Gespräch mischten. Später kamen noch zwei Mädchen in fast malerischem Costüm von ihrer Arbeit im Hausgarten zurück, und wir plauderten mit den Landsleuten, bis die Sonne gesunken. Es waren Württemberger, seit etwa einem Jahre eingewandert und, wie sie sagten, zufrieden mit ihrer neuen Heimath, obgleich sie die alte nicht vergessen. Wir versprachen, sie noch einmal zu besuchen, aber wir konnten später unser Wort nicht erfüllen.

Auch dem schönen Brasilien habe ich mein Versprechen der Wiederkehr nicht lösen können. Ich gab es ihm und mir selbst, als wir seine prachtvolle Küste verließen und nach Cap Horn steuerten, jener Region der Erde, wo Heulen und

Zähneklappern ist. Aber als ich nach anderthalb Jahren durch den atlantischen Ocean wieder heimwärts fuhr, winkte ich freundliche Grüße über das weite Meer nach dem schönsten Lande der Erde, das ich je gesehen.

5.

Die Puma und deren Jagd.

Die Puma, Felis concolor, oder der amerikanische Löwe, ist eines der gefürchtetsten Raubthiere der Westküste von Südamerika, obgleich ihr der Name des Löwen nicht zukommt und das Thier wohl blos wegen seiner gelben Farbe so genannt worden ist.

Eine ausgewachsene Puma ist ohne den Schweif fast fünf Schuh lang und an drei Schuh hoch. Der Schweif mißt zwei Schuh, und die Farbe des Thieres ist lichtbraun, bisweilen fast goldgelb. Man kann sagen, daß eine starke Puma einem kleinen Löwenweibchen sehr ähnlich ist; aber der zur übrigen Größe des Thieres verhältnißmäßig kleine Kopf giebt demselben etwas Schlangenartiges und den Ausdruck der Geschmeidigkeit und Gewandtheit, welche es auch in hohem Grade besitzt.

Merkwürdig ist die weite Verbreitun g der Puma

welche weder Hitze noch Kälte zu fürchten scheint. Sie wird in Canada getroffen, in Mexiko, fast in ganz Brasilien, in der argentinischen Republik und in Patagonien, so weit das Festland von Amerika gegen Süden reicht, und eben so in Peru, Bolivien und Chile, und während sie einerseits sich in den wärmsten Strichen der bezeichneten Länder wohlzubefinden scheint, wird sie auch wieder hoch oben auf der Andenkette getroffen, dicht an der Gränze des ewigen Schnees, und wohl auch über jene unendlichen Schneefelder hinweg, das flüchtige Guanaco verfolgend.

Wie die Phantasie des Menschen aller Orten auszuschmücken und zu vergrößern beliebt, so hat man sich auch von der Puma fabelhafte Dinge erzählt und ihre Stärke und ihren Blutdurst weit übertrieben. Die Wahrheit ist indessen, daß die Puma selten oder nie einen Mann angreift, der auf seiner Hut ist und sich ernsthaft zur Wehr setzt, wenn gleich Beispiele vorhanden, daß sie Frauen und Kinder angefallen und getödtet hat. Indessen schleicht sie einem einzelnen Wanderer bisweilen den ganzen Tag hindurch in einiger Entfernung nach, bleibt stehen und verbirgt sich, wenn der Reisende anhält, und weicht zurück, geht er ihr entgegen. Uebernachtet aber der Mann,

wie es in jenen Gegenden häufig der Fall ist, im Freien, so überfällt sie dann den Schlafenden, oder erwürgt wenigstens dessen Pferd. Doch sind dies seltenere Fälle, und an starke Pferde oder Ochsen wagt sie sich nur ungern.

Desto gefährlicher ist sie den Schafheerden und den Kälbern, welche sie dutzendweise würgt, den meisten das Blut aussaugt und ein und das andere Stück hinwegträgt, um es in Ruhe zu verzehren, wohl auch zu vergraben. Indessen verschmäht sie auch nicht, nach ächter Katzenart, in einzeln stehende Gehöfte und Häuser einzusteigen und dort befindliche Speisevorräthe zu rauben, findet sich eben nichts Besseres.

Daß die Besitzer von Schaf- und Rinderheerden die geschworenen Feinde der Puma sind, läßt sich nach dem eben Gesagten leicht denken, und in Chile sind allenthalben Preise ausgesetzt für den, der eine tödtet und den Kopf derselben in eine größere Hacienda einliefert.

Die Jagd der Puma wird an der Westküste von Amerika mit dem Lasso, der gefürchteten Wurfschlinge der Eingeborenen, und zu Pferde getrieben. Es läßt sich denken, welchen wilden und romantischen Reiz eine solche Verfolgung bietet, und

hören wir, was ein deutscher Augenzeuge hierüber berichtet.

Ich war, erzählt derselbe, auf Besuch bei einem Landsmanne, der im Auftrage der Regierung Vermessungen anzustellen hatte, und einige Stunden von Valdivia, einer der südlichsten Provinzen der Republik Chile, zu jener Zeit ein freundliches Häuschen bewohnte, wie sie dort allgemein getroffen worden, und welche, ganz von Holz erbaut, sehr den Schweizerhäuschen ähneln, die hier und da in unseren Gärten zur Zierde aufgestellt sind.

Mein Freund war vor der Sonne aufgestanden und hatte sich entfernt, um seinen Geschäften nachzugehen, ich aber lag noch zwischen Wachen und Träumen, einem europäischen Langschläfer sehr ähnlich, behaglich unter meinen Decken, als plötzlich ein wildes, verworrenes Geräusch an mein Ohr schlug und fast in demselben Augenblicke Ambrosio, mein Knecht, mit dem Ausrufe: „un leon! un leon!“ an mein Lager stürzte.

Ich hatte im Augenblicke begriffen, um was es sich handelte, und war fast eben so schnell vollständig in den Kleidern, als Ambrosio, der sich sogleich wieder entfernte, mein Pferd gesattelt hatte. Die Art aber, wie der amerikanische Löwe gejagt wird, und welche mir wohl bekannt war, ist die,

daß, sobald irgend ein Chilene in der Nähe seines Hauses einer Puma ansichtig wird, er sich auf das nächste beste Pferd schwingt, den Hunden ruft, und mit geschwungenem Lasso wie blind und toll das alsbald fliehende Raubthier verfolgt. Es giebt in Chile weniger zusammenhängende eigentliche Dorfschaften, als bei uns, und selbst wo diese sind, liegen die einzelnen Häuser meist in einiger Entfernung, wohl auf Flintenschußweite, auseinander. Weit häufiger aber sind einzelnstehende Gehöfte, welche eine halbe Stunde weit und weiter auseinander liegen. Aber jeder dieser vereinzelt wohnenden Chilenen hat seine Pferde, und eben so fehlt in keinem Hause eine Menge von Hunden, deren Anzahl häufig der Besitzer selbst nicht kennt, und welche selten unter zehn ist, häufig aber das Doppelte überschreitet.

Allenthalben, wohin sich nur die Jagd wendet, vermehrt sich die Zahl der Jäger und Hunde, denn Alles springt zu Pferde, um, gefolgt von sämmtlichen Hunden des Hauses, Antheil zu nehmen.

Ohne Verabredung theilt man sich ein, denn es kommt darauf an, das verfolgte Thier vom Walde abzuhalten und wo möglich auf's freie Feld oder wenigstens auf ein Terrain zu bringen, wo

man zu Pferde zu folgen vermag. Dort wird endlich der ermüdete Löwe, dem man mit stets erneuten Kräften immer näher gekommen ist, eingeholt, mit dem Lasso gefangen, und entweder mit Knütteln erschlagen, oder zu Tode geschleift.

Ich war rasch im Sattel, Ambrosio deutete mir die Richtung an, welche die Jagd genommen, und rief mir zu, zu folgen, er selbst aber sprengte nach einer entgegengesetzen Seite wie wahnsinnig davon.

Das Haus meines Freundes lag zwischen einigen Büschen, so daß nach der Seite hin, nach welcher sich der Lärm gezogen hatte, die Aussicht gesperrt war; aber kaum hatte ich nach einigen Minuten das Freie gewonnen, als sich meinen Blicken ein ganz eigenthümliches Schauspiel darstellte.

Auf der ganzen vor mir liegenden Fläche, welche zwar mehrfache Unebenheiten und hügeliges Land einschloß, doch aber in ziemlichem Umkreise übersehen werden konnte, waren Reiter und Hunde zerstreut, welche scheinbar planlos nach allen Richtungen hin zu eilen schienen, obgleich sie alle denselben Zweck verfolgten.

Ich hatte mich, indem ich einige Augenblicke anhielt, indessen bald orientirt. Einige, welche

auf ein kleines Gehölz in der Nähe des Cruces-Flusses zueilten, wollten offenbar die Puma verhindern, sich zu Busche zu begeben, Andere hatten ohne Zweifel im Sinne, eine Felsenschlucht zu besetzen, welche längs der rechten Seite der Ebene hinzog, Viele aber waren neue Ankömmlinge, welche von den auf der Ebene hier und da zerstreuten Wohnungen und von den Ufern des Flusses herbeikamen und sich den verschiedenen jagenden Parthien erst anschließen wollten.

Die Männer aber, welche die eigentliche Hauptjagd machten, d. h. die Puma verfolgten, konnte ich anfänglich nicht unterscheiden. Plötzlich jedoch sah ich das Thier selbst über die unter mir liegende Fläche hinweg und auf die bereits erwähnte Felsenschlucht zueilen, welche von Denen, die sie besetzen sollten, noch nicht erreicht war. Hinter dem Thiere her waren in einzelnen Abständen etwa zehn Reiter, die nächsten der Puma, in etwa zweitausend Schritten Abstand, und zwischen diesen Berittenen und dem verfolgten Thiere etwa zwanzig der flüchtigsten Hunde, während die anderen, in einer langen Kette folgend, die übrigen Reiter verbanden.

Die Jagd mußte, während ich mich angekleidet und zu Pferde gesetzt hatte, bereits einen

Bogen gemacht haben, denn sie näherte sich jetzt wieder der Stelle, an welcher ich mich befand, und ich konnte so ziemlich Alles unterscheiden. Es war in der That ein herrlicher Anblick. Die wilden sonnenverbrannten Männer mit dem schwarzen flatternden Haare, dem fliegenden Poncho *) und dem stets bereitgehaltenen Lasso, auf ihren Pferden, welche die Jagdlust ihrer Herren offenbar theilten und pfeilschnell dahinflogen, die endlose Meute der kläffenden Hunde, und endlich voran in wilden unregelmäßigen Sprüngen der verfolgte Löwe. Kaum aber warf ich einen Blick auf die prachtvolle, von der glänzenden Morgensonne beleuchtete Landschaft, in der sich dies Alles begab, auf das tiefe schimmernde Grün des Gehölzes, auf die in der Entfernung blitzenden Wellen des Cruces, auf den dunkeln Urwald, der den Horizont begränzte, und endlich auf die noch über diesen hervorragenden, im Sonnenlichte glühenden, schneebedeckten Spitzen der hohen Cordillera, denn die tollste Jagdlust begann auch mich zu erfassen, und indem ich meinem Pferde den Ziegel schießen ließ, suchte ich im raschesten Laufe mich den Dahinjagenden anzuschließen. Aber diese waren

*) Die mantelartige Bekleidung der Chilenen.

rascher als ich, und der Löwe seinerseits wieder schneller als sie, und so erreichte er die Schlucht vor seinen Verfolgern, und ich kam an derselben an, als bereits die ganze wilde Jagd verschwunden war.

Wenn ein europäischer Reiter, der die Sicherheit der chilenischen Pferde nicht aus Erfahrung kennt, sich am Eingange einer solchen Schlucht befände, so würde er nicht absteigen und sein Pferd an der Hand führen, sondern er würde geradezu umwenden, indem er es als eine vollständige Unmöglichkeit ansehen würde, daß ein Pferd dort überhaupt Fuß fassen könnte. Ich indessen hatte während eines längeren Aufenthalts in jenem Lande nicht selten ähnliche Ritte wohl oder übel mitmachen müssen, und war von der Zuverlässigkeit des chilenischen Pferdes durch Erfahrung so überzeugt, daß ich keinen Augenblick Anstand nahm, in die Schlucht einzudringen.

Aber eine andere Frage war, auf welchem Wege? Die Schlucht war ohne Zweifel durch Wassergewalt entstanden, und trennte den Hügel, durch welchen sie sich hinzog, in zwei Hälften. Der schmale, an manchen Stellen kaum zehn Schritt breite Grund derselben, zur Winterszeit ohne Zweifel das Bett eines Baches, war noch

jetzt an manchen Stellen feucht und sumpfig, allenthalben aber so dicht mit Pflanzen und Schlinggewächsen bedeckt, und zum Ueberflusse noch mit der Coligne, einem Rohre, was besonders die Dichtigkeit der dortigen Wälder bedingt, bewachsen, daß kaum ein Mann, unmöglich aber ein Pferd hätte durchdringen können.

Es blieben also noch die beiden Wände der Schlucht steil, abschüssig, an vielen Stellen mit bröcklichem Gestein bedeckt, eine Unmöglichkeit für ein deutsches Pferd, indessen für ein chilenisches eine Kleinigkeit.

Aber welche Seite sollte ich wählen, wenn ich auf die kommen wollte, auf welche sich die Puma geflüchtet hatte.

Daß der sumpfige, mit Pflanzen bedeckte Boden der Schlucht von Hunden durchstöbert wurde, sah ich an den zahlreichen Fährten am Eingange, aber auch auf beiden Seiten der Thalwände waren, und wie mir schien fast gleich viele, Spuren von Pferdehufen; ob aber das Geschrei, das gegenseitige Zurufen, das Antreiben der Pferde und Hunde, das aus nicht bedeutender Ferne hervordrang, von rechts oder links kam, war unmöglich zu unterscheiden. So wählte ich denn auf gut Glück die rechte Seite, trieb mein Pferd,

so rasch es ging, über gute und schechte Stellen, und hörte bald zu meinem Vergnügen, daß ich dem Orte näher kam, wo sich die Jagd befand.

Ich hatte mehrere Stellen zurückgelegt, an welchen der Weg kaum einige Hände breit war, und während mein rechter Fuß die ansteigende Felswand streifte, schwebte mein linker über der Tiefe, keine sehr bedeutende Tiefe zwar, aber doch immer eben hinlänglich, um im Falle des Hinabstürzens zuverlässig Hals und Beine zu brechen. Endlich schien sich der Pfad wieder zu senken und gleichzeitig breiter zu werden, indem die Schlucht nach links zu einen Winkel bildete.

Ich hatte, indem ich näher kam, bereits errathen, daß die Puma sich gestellt oder versteckt haben müsse, denn das Rufen der Jäger schien auf ein und derselben Stelle zu bleiben. Jetzt plötzlich, indem ich um die Ecke bog, konnte ich den ganzen Schauplatz übersehen.

Auf einem etwa fünfundzwanzig bis dreißig Schritte haltenden Plateau, auf der mir entgegengesetzten Seite der Schlucht, tummelten sich sechs bis sieben Reiter und waren beschäftigt, die Pferde Anderer, die abgesessen waren, zu halten, denn obgleich das chilenische Pferd das folgsamste Thier von der Welt ist und Stunden lang auf seinen

Herrn wartet, der ihm den schweren Zügel über den Kopf gezogen und vor ihm auf den Boden geworfen hat, wenn er sich entfernen will, ändert doch die Gegenwart einer Puma die Gestalt der Dinge und macht Vorsicht nöthig.

Auf dem Plateau standen einige nicht sehr starke Stämme der Alerze, einer Cypressenart, welche indessen häufig eine enorme Größe erreicht, und die Wand der Schlucht bis an das Plateau war ebenfals mit Bäumen und Sträuchen bewachsen. Die Puma hatte sich, ohne Zweifel stark ermüdet, in die Sohle der Schlucht versteckt gehabt, war aber durch die Hunde wieder aufgescheucht worden und hatte das Plateau erreicht, wahrscheinlich kurz vorher, ehe die Jäger dort angelangt waren. Hier hatte sie gethan, was sie thörichter Weise häufig in ähnlichen Fällen thut, sie hatte sich, wie man in der Jägersprache zu sagen pflegt, gebäumt und saß auf einem etwa dreißig Schuh hohen Stamm einer Alerze, welcher, je nachdem sie eine Bewegung machte, nach allen Seiten hin schwankte.

Hätte einer der Untenstehenden eine Flinte gehabt, so wäre es dem ungeschicktesten Schützen unmöglich gewesen, das Thier zu fehlen. Ich selbst, auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht hal=

tend, hatte zwar Taschenpistolen bei mir, allein auf eine Entfernung von beiläufig vierzig bis fünfundvierzig Schritten war wenig Aussicht, dem Thiere zu schaden, welches überdem fast gänzlich durch die Aeste des Baumes verborgen und gedeckt war.

So verhielt ich mich ruhig und beobachtete, was man vornahm; dies aber bestand darin, daß einer der Abgesessenen nach dem andern, wohl auch hier und da ein Mann zu Pferde, den Lasso nach der Puma warf, um sie wo möglich mit der Schlinge zu erreichen. Man hatte mir gesagt, daß dies häufig der Fall und das Ende der Jagd sei. Hier aber schützten die Aeste das Thier, welches indessen nicht nach Art eines umstellten Tigers grimmig auf seine Verfolger blickte, oder wohl gar Miene machte, sich auf einen derselben zu stürzen, sondern wie eine von kleinen Jungen mit Steinen verfolgte Katze stets höher klomm, dabei aber sehr geschickt den Lassowürfen auswich.

Unten am Stamme des Baumes geberdeten sich die Hunde wie rasend, während die noch in der Schlucht befindlichen, welche wohl nicht alle die stets noch ziemlich steilen Wände zu erklettern vermochten, heulend Antwort gaben.

Die Puma hatte mittlerweile, zwischen den

Aesten vorsichtig stets höher kletternd, fast die Spitze des Baumes erreicht. Jetzt machte sie plötzlich eine Wendung und sprang rasch wie der Blitz auf einen andern, der Schlucht näher stehenden Baum; während aber Jäger und Hunde sich sogleich anschickten, auch diesen zu umringen, war das Thier schon wieder fast auf dessen Spitze geklettert und sprang mit einem gewaltigen Satze gerade in die Schlucht. Einen Augenblick noch sah man das glänzende Fell zwischen den Spitzen der Gesträuche schweben, dann verschwand es, und man hörte an dem Krachen der Zweige, daß unser Flüchtling eine andere Tactik angenommen und den Boden gesucht hatte.

Merkwürdiger Weise verstummte jetzt fast augenblicklich das Geheul der Hunde in der Schlucht, welches vorher grauenhaft erklungen war. Das plötzliche Erscheinen des Löwen mochte den Kläffern bedenklich erschienen sein und ihre Kampflust einigermaßen gekühlt haben. Nach kurzer Zeit begann das Bellen auf's Neue, und ohne Zweifel war dies ein Zeichen, daß die Puma sich vorwärts bewegte und aus der Schlucht zu entkommen suchte.

Die Chilenen auf der mir entgegengesetzten Thalwand schienen indessen diesen Verlauf der

Sache bereits im Voraus gewußt zu haben, denn kaum hatte die Puma ihren zweiten Sprung gemacht, so erscholl einstimmig der Ruf: „a caballo! a caballo!“ und in Zeit von einigen Secunden waren sie sämmtlich aufgesessen und eilten dem Ausgange der Schlucht zu. Ich meinerseits sprengte auf meinem Wege so schnell vorwärts, als es sich thun ließ, und hatte, vermöge günstigen Terrains, eher das Freie erreicht, als die doch ohne Zweifel mit allen Einzelnheiten und Hindernissen der Bahn besser bekannten Eingeborenen. Jetzt wiederholte sich so ziemlich das schon vorher geschilderte Schauspiel, nur war ein Wechsel in den handelnden Personen eingetreten.

Die Reiter, welche vor mir, aber auf derselben Seite der Schlucht wie ich, eingedrungen waren, hatten dieselbe rasch durchritten, indem sie sich nicht, wie ich, damit beschäftigt hatten, den fruchtlosen Versuchen, die Puma mit dem Lasso vom Baume zu bringen, zuzusehen. Nachdem also das Wild die Sohle der Schlucht und das bergende Gebüsch verlassen und wieder auf die Ebene gekommen war, waren sie in der Verfolgung die Ersten, und zu ihnen hatten sich auch andere Männer gesellt, welche von verschiedenen Seiten

als neue Theilnehmer der Jagd herbeigekommen waren.

Das Jagen hinter dem voranfliehenden Thiere hatte also jetzt mit frischen Kräften auf's Neue begonnen, aber schon konnte man bemerken, daß der Löwe stark ermüdet war. Die vordersten der Reiter kamen ihm näher, und gewann er auch hier und da wieder einen kleinen Vorsprung, so verkürzte sich doch der Abstand mehr und mehr. Die Fläche, auf welcher wir dahinflogen, war mit mehr oder minder hohem Grase bewachsen, bisweilen so üppig, daß auf einige Augenblicke unser Wild plötzlich verschwunden schien, indessen bald an einer andern Stelle wieder zum Vorschein kam. Da mein Pferd gut und sicher war und ich es tüchtig antrieb, war ich nicht unter den Letzten, und wußte ich auch sicher, daß meine Gewandtheit nicht ausreichend war, das Thier mit dem Lasso zu fangen, so war es mir doch sehr erwünscht, in nächster Nähe dem Ausgange der Jagd beiwohnen zu können.

Bereits war einer der Reiter der Puma auf dreißig und etliche Schritte nahe gekommen. Eine letzte Anstrengung des Thieres brachte dasselbe seinem Verfolger wieder etwas voran, aber schon wirbelte der Lasso des letzten bedrohlich und in

pfeilschnellem Fluge über dessen Haupte, denn der Lassowerfende beschreibt, um die Heftigkeit des Wurfes zu verstärken, stets mit der zusammengefaßten Schlinge mehrere Kreise in der Luft. Jetzt zwei gewaltige Sätze des Pferdes, der Lasso flog, und kein zweiter Wurf war nöthig, denn die Puma war fest und sicher um den Hals gefangen. Im vollsten, rasendsten Rennen riß jetzt, mit der Schnelligkeit des Gedankens, der glückliche Jäger sein Pferd dergestalt zusammen, daß es mit den Schenkeln fast die Erde berührte, wandte es gleichzeitig, und sprengte, indem er das Ende des Lasso am Sattel befestigt hatte, rückwärts. So oft der Fall eintritt, sträubt sich stets die gefallene Puma, so wie unter ähnlichen Verhältnissen jedes andere Thier, und wird durch diese nutzlose Anstrengung bald geschleift und erwürgt. Schon nach einigen Secunden hatte auch hier die Puma den Boden verloren und wurde machtlos vom Pferde fortgerissen.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich kaum mit dem so gequälten Thiere Mitleiden empfand, denn auch mich hatte die wildeste Jagdlust erfaßt, und ich war mächtig aufgeregt durch den heftigen Ritt. Als aber jetzt Alles bemüht war, mit Knütteln auf das bereits todte Thier

zu schlagen, legte ich mich in's Mittel, um den Schädel des Thiers, den ich wünschte, möglichst unverletzt zu erhalten. Trotz des furchtbaren Lärmens und der allgemeinen Aufregung brachte das Versprechen einiger Thaler doch alsbald die gewünschte Wirkung hervor, und es wurde mir nach einigen Tagen der ziemlich erhaltene Kopf des Thieres eingehändigt.

Dort erfuhr ich auch das erste Beginnen der Jagd. Die Puma hatte in einem Gehöfte, etwa eine Stunde weit vom Hause meines Freundes, mehrere Nächte nach einander Kälber geraubt, und war eines Morgens von dem Besitzer auf frischer That ertappt und auf die geschilderte Weise verfolgt und getödtet worden.

Ende des dritten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Reiseskizzen und Novellen.

Vierter Band.

Reiseskizzen und Novellen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Vierter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

1.

Die südamerikanische Reise

des

Doctor H. C. Wessen.

Er saß allein in seinem Studirzimmer und hatte so eben die ersten Verse aus dem weltbekannten Monologe Faust's recitirt:

„Habe nun, ach! Philosophie &c."

Indeß schloß er bereits mit:

„Heiße Magister, heiße Doctor gar,"

War ihm das Folgende nicht gegenwärtig und kannte er blos den Anfang (es geht, nebenher gesagt, vielen Menschen mit vielen Gedichten so) oder übermannten ihn seine Gefühle?

Wir wissen das nicht, aber er seufzte tief auf.

„Ja, ich heiße und bin Doctor, Doctor der Philosophie," sagte er schwermüthig, „und was ist es jetzt — ich dachte Wunder was —."

Wir wissen wieder nicht genau, was eigentlich seine innersten Gedanken waren bei diesen abgerissenen Worten, denn es giebt gewisse Ge-

danken, welche man sogar sich selbst gegenüber in einem Monologe nicht klar ausspricht.

Er fuhr indessen nach kurzer Zeit fort.

„Ich bin doch eigentlich kein Esel," sagte er, und dies sprechen wohl Alle, mit Recht oder Unrecht, sich selbst gegenüber aus, „ich bin wirklich kein Esel, und doch will Nichts gehen.

„Ich habe gesucht verschiedenen „dringenden Bedürfnissen" abzuhelfen und habe handliche, kleine, populäre Bücher geschrieben, faßlich, für die Gebildeten aller Stände, mit einem Worte: zeitgemäß, und famos illustrirt. Was war der Erfolg?

„Wer faßlich sein will," sagte ein naseweiser Anonymus in einer Kritik, „muß selbst vorher aufgefaßt haben. Das hat der Verfasser nicht. Er hat nicht einmal zusammengetragen. — Er hat abgeschrieben, einmal da, einmal dort, allenthalben ohne Verständniß und deshalb ohne Verstand. Dies gilt für die beiden Werkchen, welche uns vorliegen, und wir müssen dem Verfasser den wohlmeinenden Rath geben, ehe er lehren will, erst zu lernen und sich gründlich in den Fächern umzusehen, welche er populär zu behandeln gesonnen ist."

„Gründlich umsehen! Der Mann hat gut reden!

„Und gar in Naturwissenschaften!“ „Jeder Tag schenkt uns neue Resultate,“ sagen die Naturforscher, „jede Stunde öffnet sich uns eine bisher verschlossene Thür im großen Gebäude der Wissenschaft.“

„Da steckt eben der Haken. Man wanderte vordem auch durch dieses Gebäude, aber man steckte die Nase nicht in alle Thüren. Da ging's noch!

„Die alten Römer, die doch auch nicht auf den Kopf gefallen waren, kannten nicht mehr als *einen* Rüsselkäfer, curculio, und damit Basta. Jetzt hat man fünf Tausend Species, mit vielleicht zehntausend Namen, denn jede Creatur führt jetzt deren wenigstens zwei und wechselt damit noch dazu regelmäßig alle paar Jahre.

„Die anderen Thiere machen es eben so. Die Naturforscher helfen dazu getreulich und importiren noch außerdem Nova aus aller Herren Länder jährlich, nein, fast täglich.

„Mit den Kräutern ist's eben so, und diese, so wie die lebendigen Geschöpfe, sind in Familien eingetheilt worden, deren Glieder häufig nicht die mindeste Aehnlichkeit zusammen haben.

„Da sehe sich Einer gründlich um.

„Dann haben wir Mineralogie und Geognosie.

„Herrliche Dinge, welche aber, abgesehen von allerlei anderen Häkchen und Haken, vor Allem heute zu Tage wieder chemische Kenntnisse erfordern.

„Chemie! Großer Gott, was ist aus der reizenden Wissenschaft geworden, welche zusammen mit Physik und Astronomie früher in einem Semester gelesen wurde! Sie beglückt die Landwirthe, sie bereichert die Metallurgen, sie ist dem Arzte eine getreue Führerin, sie macht den Fabrikanten zum Millionair (Alles unter Umständen natürlich), so wie sie aus Steinen: Brod, aus Wasser: Wein, aus Buttersäure und Fuselöl, zwei ganz abscheulichen Substanzen, den wohlschmeckenden Arac und die süßesten Fruchtsäfte, und aus wohlschmeckendem Biere ein bitteres, abscheuliches Gesöff gemacht hat.

„Aber man hat Gegenstände, oder Körper, wie sie es nennen, in dieser lieben Chemie, welche sechsunddreißig Buchstaben zählen, und welche, wenn sie durch chemische Kunststücke regelrecht gespalten werden, häufig fünfundzwanzig weitere Körper ergeben, von welchen jeder vielleicht zwei-

undsiebzig Buchstaben erfordert, um klar, scharf und mit möglichster Kürze bezeichnet zu werden.

„Dabei gleichen die Abhandlungen dieser Wissenschaften meist Ameisenhaufen, in welchen Tausende von Formeln wimmeln und krabbeln, wenn gleich die Lebensdauer derselben eher die der Eintagsfliege als jene der arbeitsamen Ameise ist.

„Es geht hieraus hervor, daß es unmöglich ist, sich in der Chemie gründlich umzusehen, ganz abgesehen davon, daß es eine unreinliche Wissenschaft ist, bei deren Betriebe man durch Schwefelsäure sich neue Beinkleider ruinirt, durch Höllenstein schwarze Finger bekommt, und Wochen lang nach Chlor und anderen widerwärtigen Dingen riecht.

„Ich habe es mit der Geschichte probirt. Aber ich schweige von der Geschichte, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mit mir auf gleiche Weise verfährt.

„Seit der böse Feind das „Quellenstudium" erfunden hat, sind die historischen Studien zu einer Urkundenhölle geworden."

Er schloß glücklicher Weise mit diesen Worten, und wir sehen daher jetzt die Möglichkeit, den selbstgesprächigen jungen Mann unseren Lesern vorstellen zu können als:

Den Dr. phil. Heinrich Carl Wessen, und um denselben nicht abermals in ungebührlich lange Klagen und Betrachtungen verfallen zu lassen, theilen wir ferner mit, daß Wessen sich bisher in verschiedenen Doctrinen bewegt, d. h. verschiedenartige kleine Schriften verfaßt, aber stets entschiedenes Unglück gehabt hat, und daß derselbe in neuester Zeit den Doctorgrad errungen, auf welche Errungenschaft hin aber keineswegs eine wohlthätige Pause eingetreten war, in den bedenklichen Zuständen der Kritik.

Wessen besaß Kenntnisse, dies ließ sich nicht läugnen, indessen arbeitete er einigermaßen zu leicht, auf der andern Seite aber hatte er ohne Zweifel auch Unglück, und da er, wie alle angehenden Schriftsteller, schlimme Beurtheilungen sich sehr zu Herzen nahm, so befand er sich in dem Augenblicke, in welchem wir seine Bekanntschaft machten, in einem gewissen Zustande von gelinder Verzweiflung.

Um jeden Preis hin wollte er ein Buch schreiben.

Dann sollte man ihm hinsichtlich dieses Buches nicht wieder vorwerfen können, daß er sich nicht „gründlich umgesehen."

Aber Was? Welches Buch?

Er sann oder brütete vielmehr eine Zeit hindurch schweigend vor sich hin, und eine dunkle Idee begann sich in ihm zu entwickeln und allmälig klarer zu werden.

„Ich muß etwas schreiben, was sie selbst nicht kennen, diese meine süßen Collegen," dachte er, „dann werden sie es unterlassen, vom „genauen Umsehen" zu sprechen."

Wir wissen nicht, ob diese Voraussetzung unseres Freundes richtig war, indessen verfolgte er diesen Gedanken, und plötzlich sprang er auf.

„Fertig! Ich hab's, und sie sollen es wohl bleiben lassen, mich schlecht zu machen!"

Er hatte beschlossen, eine Reise zu machen, eine große, vielleicht ein Jahr oder selbst länger dauernde Reise.

Er wollte die Menschen studiren, die Sitten und Gebräuche jener fernen Länder, ihre Geschichte. Er wollte Pflanzen, Thiere und Mineralien sammeln und mitbringen, und sich vor Allem auf landschaftliche Schilderungen werfen.

„Was die Naturalien betrifft," sagte er, „so bestimmen die Naturforscher, wenn ich nach Hause zurückgekehrt, dieselben mit dem größten Vergnügen, und wenn ich ihnen dieselben überlasse, so nennen sie die Nova nach meinem Namen. Es

werden dann in jenen unbekannten Ländern Vierfüßer umherlaufen, welche, ohne es zu wissen, „Wessenii" getauft sind. Glänzende Vögel werden in den Lüften schweben, und ihre Schwingen werden nicht erlahmen, weil sie ebenfalls diesen Namen zu tragen haben, und wenn Käfer, Würmer und anderes Ungeziefer mit demselben beehrt wird, so trägt es, trotz der Niedrigkeit der also Genannten, doch immerhin nur zu meinem Ruhme bei.

„Ein Mineral, ein neues, bisher noch nie dagewesenes, in welchem der Sauerstoff der Säuren so und so viel und jener der Basen wieder so und so viel beträgt und welches (bei Gott ist Alles möglich) vielleicht eine ganz neue Krystallform besitzt, wird sich artig ausnehmen mit dem Namen „Wessenit."

Wessen war ein wenig Sanguiniker, wie man sieht. Doch fiel ihm jetzt die Geschichte ein.

„Gut," sagte er, „man wird in ein Land gehen, welches keine Urkunden besitzt. Quellenstudium! Das könnte mir fehlen. Aber ich werde Sagen sammeln, mystische Ueberlieferungen, welche jene Völker von ihren Vätern ererbt haben, und gewissermaßen sind ja das auch Quellen, nur lebendige, frische, dem Menschengeiste entsprudelnde Quellen, und nicht auf Eselshaut geschriebene Do=

cumente mit Buchstaben, die leider oft kein vernünftiger Mensch zu lesen im Stande ist."

Es litt ihn nicht mehr in der Stube. Er nahm seinen Hut und ging in's Freie, um später den Gasthof zu besuchen, in welchem er meistens seine Abende zu verbringen pflegte

Draußen in der frischen Luft kamen ihm erst recht verständige Gedanken, wie das häufig der Fall zu sein pflegt.

In ein ganz wildes Land zu gehen wollte ihm doch nicht vollkommen zweckmäßig erscheinen. Er bedachte, welche sonderbaren Gebräuche häufig bei unseren braunen und schwarzen Mitbrüdern zu herrschen pflegen, welche sich noch eines ungetrübten Naturzustandes erfreuen, höchst originell bisweilen, interessant, bezüglich seines Vorsatzes, nicht auf Pergament geschriebene Quellen zu sammeln, aber unangenehm für den Reisenden, in sehr hohem Grade sogar, nicht selten.

Sollte er mit einem andern Pfadfinder, oder einem Lederstrumpfe, undurchdringliche Wälder durchziehen, und vielleicht ein Opfer der Leidenschaft werden, welche die braunen Bewohner derselben für Kopfhäute hegen?

Oder, wenn es ihm gelänge, einen alten, berühmten Häuptling im Kampfe zu tödten, sollte

er, um dem betreffenden Stamme der Indianer den zugefügten Schaden zu ersetzen, die alte, unberühmte Gattin des Gefallenen ehelichen, sich tätowiren lassen, und mit einer Papageifeder in der Nase die jungen Leute auf die Siegespfade führen?

Noch unangenehmer war ihm der Gedanke, zur Tafel eines afrikanischen Königs gezogen zu werden, passiv nämlich und gebraten, nach vorhergegangener sanfter Behandlung und Mästung mit in Milch gequellten Maiskörnern, um hinlänglich fett zu werden durch Beides.

Er beschloß in ein Land zu gehen, in welchem europäische Sitte mehr oder weniger vorherrscht, und welches dennoch für seine Forschungen noch hinlänglichen Raum böte. Er durchflog diese Länder, er faßte seinen Entschluß, und einige Stunden später mußten alle seine Freunde und Bekannte in jenem Gasthause, daß ihr Freund, der Doctor, in den nächsten Wochen, über Brasilien und Cap Horn, nach der Westküste Südamerikas gehen werde, und daß man nach seiner Rückkehr eine nach allen Richtungen hin umfassende und geistreiche Reisebeschreibung zu erwarten habe.

„Er hat Recht," sagten Einige, nachdem Wessen sich entfernt hatte, „er hat Recht. Seine Mittel

erlauben es ihm, es ist eine belehrende und zugleich unterhaltende Reise."

„Sicher hat er sich lange besonnen," sagten Andere, „bis er zu diesem Entschlusse gekommen ist. Es ist doch verdammt weit."

Ein Jüngling, welcher einmal hundert und zwei Wegstunden auf der Eisenbahn gefahren war, ohne einen Gasthof betreten zu haben, lächelte mitleidig.

„Weit! Was ist weit? Es giebt keine Entfernung mehr, seit der Menschengeist das brausende Dampfroß reitet und Jupiter's Blitze seine Sclaven geworden sind."

Der Jüngling, welcher zur weit verbreiteten Secte der Dampfanbeter gehörte, barg, nachdem er gesprochen, die Hand in seinem Busen und blickte zur Stubendecke empor.

Dann besprach man das Thema, ob es überhaupt, gegenüber der Intelligenz und der Industrie, dem Fortschritte und dem Dampfe, noch Entfernungen gebe, und nachdem man sich geeinigt hatte, daß Alles relativ sei, trennte man sich. — —

Wenn wir uns drei Monate später an die Ufer des Chagres versetzen, so sehen wir auf dessen, eben an der Stelle, wo wir uns befinden, zu-

fällig ruhig dahinfließenden Wellen ein Boot hinweggleiten.

In dem Sterne des Bootes und an dessen Vordertheile befinden sich zwei Neger, welche rudern, und das zwar mit der Ruhe und Theilnahmslosigkeit von Leuten, welche diesen Weg schon oft gemacht haben, welche an der ganzen Umgebung nicht das mindeste Interesse haben, und denen es vollkommen gleichgiltig ist, ob sie das Ziel ihrer Reise früher oder später erreichen.

Die Ufer des Flusses sind mit dichten Wäldern bedeckt. Bisweilen ragt ein niedergestürzter Baum weit hinein in seine gelblichen Fluthen, und eine neue, üppige Vegetation wuchert bereits mächtig auf der Leiche des Baumriesen. An anderen Stellen scheinen die Ufer mit Teppichen geschmückt, die dicht und undurchdringlich von den Aesten der Bäume niederhängen und in die Wellen tauchen. Es sind Lianen, die ihre Stelle nicht verlassen werden, bis sie den Baum, welcher ihnen erlaubte, sich an ihm emporzuschlingen, erwürgt haben, und dann, zugleich mit ihm, ebenfalls in die Fluthen stürzen.

Eine Lichtung, welche einen momentanen Blick in das Innere dieses Waldes erlaubt, ist nirgends zu bemerken. Allenthalben grünen dichte Laub-

wände, bisweilen ähnlich den flachen, verschnittenen Hecken in den Lustgärten des vorigen Jahrhunderts, häufig aber auch unverkennbar den Charakter der Tropen tragend, ausgesprochen durch wunderbar geformtes, seltsames Laubwerk, durch funkelnde, glühende Blüthen zwischen diesem, vor Allem aber durch eine, man möchte sagen wilde, unbezähmbare Ueppigkeit.

Nur selten sieht man einen bunten Vogel sich in den Zweigen dieses Urwaldes wiegen, oder einen Haufen in allen Farben prangender Papageien sich mit mißtönigem Geschrei von einem Ufer zum andern begeben. Sonst scheint Alles wie ausgestorben, einsam, stumm und still; die schwüle Atmosphäre, welche mit heißem Wasserdampfe angefüllt zu sein scheint, wird nicht von dem mindesten Luftzuge bewegt, und man hört kein Geräusch als jenes der trägen Ruderschläge, welche das Boot, langsam genug, stromaufwärts bringen.

Sehen wir jetzt aber wieder nach diesem Boote mit den beiden Schwarzen.

Mit Ausnahme der Stellen, an welchen diese Beiden Platz genommen haben, ist das ganze Fahrzeug mit Blättern und abgebrochenen Zweigen bedeckt, und wir bemerken jetzt am Sterne und Vordertheile, zwischen dieser grünen Ladung, einige

Koffer, Reisetaschen und anderes Geräthe hervorblicken. Aber in diesem Augenblicke gewahren wir, daß das auf dem Boden des Bootes befindliche Laubwerk sich zu bewegen anfängt, und wir entdecken einen röthlichen Gegenstand zwischen den Blättern, welcher entfernte Aehnlichkeit mit einer Nase zu haben scheint.

Die Bewegung des Laubes wird in diesem Augenblick heftiger, und der röthliche Gegenstand scheint sich zu vergrößern.

Jetzt nimmt der im Sterne befindliche Neger einen der Zweige und schlägt auf die übrigen im Boote befindlichen, und nun erhebt sich eine graue, dichte Wolke vor denselben, und ein Heer von Muskitos verläßt in Masse, summend und schwirrend, das Boot, um in lobenswürdiger Beharrlichkeit bald darauf einzeln zurückzukehren und wieder zwischen den Blättern zu verschwinden.

Der röthliche Gegenstand, dessen wir erwähnten, war wirklich eine Nase, und zwar die unseres Freundes, des Doctors Heinrich Carl Wessen, welcher im Begriff stand, auf dem Flusse Chagres eine Fahrt zu machen, um an das andere Ende des Isthmus von Panama zu gelangen.

Wie aber kam der Doctor dazu, anstatt sich auf der Reise nach Brasilien zu befinden, und von

da über Cap Horn nach der Westküste Südamerikas zu gehen, in Blätter und Laubwerk eingewickelt, nach Panama zu reisen?

Wir wollen so kurz wie möglich dies unseren freundlichen Lesern erzählen.

Als der Doctor an jenem Abend seinen Freunden den Vorsatz mitgetheilt und hierauf sich nach Hause begeben hatte, konnte er kaum den andern Tag erwarten, um sogleich seine Zurüstungen zu treffen.

Kurze Zeit hindurch überlegte er, ob er die über die zu besuchenden Länder vorhandene Literatur studiren wolle, aber bald entschied er sich für das Gegentheil.

„Ich will alle jene Eindrücke als neu empfangen," sagte er, „sie werden mich doppelt erfreuen, ich werde sie besser im Gedächtnisse behalten, vor Allem aber werde ich ein unparteiisches Urtheil haben, welches unbedingt nicht der Fall, wenn ich sie vorher nach allen Richtungen hin durchbüffelt und durchschnüffelt habe. Dann nimmt dieses Studiren auch eine Menge Zeit hinweg!"

Er betrieb rasch seine Zurüstungen, kaufte nöthige und noch mehr unnöthige Dinge, versah sich mit Wechseln nach einigen der vorzüglichsten Plätze, welche er zu besuchen gedachte, und mit

baarem Gelde, und nachdem er flüchtigen Abschied von seinen Freunden genommen, eilte er nach Hamburg, dem gelobten Lande aller Auswanderungslustigen.

Alle Welt belobte oder tadelte am Tage seiner Abreise seinen raschen Entschluß.

Am nächsten Tage sagte einer oder der andere seiner Bekannten: „Wessen muß jetzt wohl schon in Hamburg sein.“

Am dritten Tage sprach und dachte man nicht mehr an ihn.

Desto emsiger sah sich der Vergessene, der wirklich in Hamburg angekommen war, nach einem Schiffe um.

Nachdem er nach sechs Tagen mühsam gefunden, was er in der ersten Stunde von einem Mäkler mit der größten Leichtigkeit hätte erfahren können und sich eben in einem Keller von seinen Anstrengungen erholte, machte er die Bekanntschaft eines Capitäns, und da Wessen eine unverfälschte Landratte war, welcher zwar verschiedene Seeromane gelesen, aber nie einen Tropfen Salzwasser zu Gesicht bekommen hatte, so war ihm nichts erwünschter als diese Bekanntschaft, während der Capitän nach den ersten zehn Worten den „Grünen“ herausgewittert hatte.

Jetzt machte ihn Wessen mit seiner Absicht bekannt, nach Südamerika zu gehen, mit dem Wege, welchen er einzuhalten gesonnen war, und mit dem Schiffe, auf welchem er Passage zu nehmen gedachte. Der Capitän blies eine dichte Rauchwolke in die Luft, dann sagte er:

„Ausgezeichnetes Schiff, famose Verpflegung! Aber was wollen Sie in Brasilien machen?"

Wessen sprach von der Schönheit der Natur, von den schlanken Palmen, den goldglänzenden Colibris, von schwellenden Früchten, glühenden Blumen, von den reizenden Frauen.

„Hundeland!" erwiederte einfach der Capitän.

Jetzt sprach Wessen von der Großartigkeit der Natur überhaupt, welche man dort treffe, vom Urwald und von analogen Dingen.

Der Capitän wurde jetzt um etwas gesprächiger.

„Infames Hundeland," sagte er.

„Ja aber," versetzte Wessen ganz erstaunt, „warum denn, ich glaube doch —"

„Was treiben Sie für ein Geschäft?" unterbrach ihn der Capitän.

„Ich treibe gar kein Geschäft," erwiederte Wessen, der sich gelinde ärgerte, daß ihn Jener für einen

„Geschäftsmann“ hielt. „Ich bin ein Gelehrter, Doctor, und reise zu meinem Vergnügen.“

„O!“ rief der Capitän, „ein schöne Vergnügen, den ganzen Tag vor den Pfaffen auf den Knieen zu liegen.“

„Ich werde in keine Kirche gehen und —“

Der Capitän lachte etwas unhöflich:

„Sie müssen,“ rief er, „sonst kommen Sie vor die Inquisition, aber das ist das Geringste. Sie müssen vor jedem Pfaffen auf der Straße das Knie beugen. Und dort hat's Pfaffen. Mit den Jesuiten kommt ein freisinniger Mann wie Sie nicht aus, glauben Sie mir das!“

Er hatte richtig die schwache Seite Wessen's aufgefaßt, der sich dann und wann für freisinnig hielt und vor der sclavischen Unterwürfigkeit zurückzuschaudern begann, welche er den mönchischen Heuchlern erzeigen sollte. Und gar Jesuiten! Jesuiten, von deren entsetzlichen Gewaltthaten er schon als Kind so Gräßliches gehört, und deren schaudererregendes Wirken ihm erst vor Kurzem aus Eugen Sue's wahrhaftigen Schilderungen so recht klar geworden. Daß die Inquisition in jenen Ländern noch im Schwunge, hatte er gar nicht gewußt. Aber der Capitän war selbst schon dort

gewesen, mehr als einmal! Er begann unschlüssig zu werden, aber was beginnen?

Jetzt stellte ihm der Capitän das Gefährliche der Fahrt um Cap Horn vor, das Unangenehme einer so langen Seereise, die Kälte, den Sturm, Schiffbruch, Scorbut und andere schöne Dinge.

„Fahren Sie mit mir,“ sagte er dann, und führte ihm mit kurzen Worten die Annehmlichkeiten der Reise über den Isthmus vor Augen.

„In vier bis fünf Wochen, bei guter Gelegenheit*) drüben, das heißt in Cruces, herrliche Fahrt von einem Tage auf dem Chagres, dann auf prächtigem Wege zu Pferde nach Panama, höchstens in zwei Tagen. Dort liegt der Westküstendampfer, und Sie können in jeden Hafen von drüben gelangen, in welchen sie wollen. Wollen Sie durchaus zu den Eisbären am Cap und zu den Pfaffen in Brasilien, so können Sie das auf dem Rückwege machen!“

Wessen sann nach.

Der Capitän hatte Recht. Auf dem Rückwege war's noch immer Zeit, alle jene Annehmlichkeiten zu besehen. Zugleich reizte ihn die kurze Fahrt und die bequeme herrliche Reise über den Isthmus.

---

*) Gelegenheit, Wind in der Seemannssprache.

Auch das gefiel ihm, daß der Capitän ihm versicherte, hätte er, Wessen, bereits mit dem Capitän jenes Schiffes Unterhandlungen angeknüpft, er ihn sicher nicht abwendig zu machen gesucht haben würde, und darin hatte er die Wahrheit gesprochen. Selten oder nie kommt dies unter Seeleuten vor.

„Giebt es denn auch so viele Geistliche da drüben an der Westküste?" fragte er.

„Nich enen," erwiederte der Capitän. Wie sie Republik gemacht haben, haben sie alle Pfaffen fortgejagt!"

Nach kurzem Besinnen schlug Wessen ein, war Passagier auf dem Schooner „die Hoffnung," und befand sich bereits vier Tage später auf der See, todkrank und Angesichts der romantischen Ufer Helgolands der alten Mutter Thetis jenen Tribut darbringend, den selten ein Neuling verweigern darf.

Er war der einzige Passagier an Bord und sein Passagegeld für den Capitän eine gemachte Sache und reiner Gewinn, denn selbstverständlich wurde dieser einen Landratte wegen kein Stückchen Zwieback mehr angeschafft. Wo zwölfe „schaffen",*) schaffen auch dreizehn. Und Wessen

*) schaffen: essen.

war wirklich der Dreizehnte, was ihn anfänglich ein wenig genirte, bis ihn die Seekrankheit Alles, und mithin auch dieses vergessen ließ.

Als diese endlich so ziemlich überwunden, begann er sich grauenhaft zu langweilen.

Er hatte sich die Schönheiten der See anders vorgestellt, und vermißte namentlich die Romantik des Seelebens gänzlich. Dann speiste man, ohne Serviette, zähes Salzfleisch; der harte Zwieback, welcher wohl schon verschiedene Reisen mitgemacht hatte, beherbergte eine zahlreiche Fauna von Käfern und Würmern; das bräunliche Wasser roch abscheulich, und Wein wurde keiner gegeben, da das Schiff dem Mäßigkeitsvereine angehörte.

Der Capitän war einsilbig oder barsch, die Matrosen mürrisch, und statt eines Dutzend jovialer und neckischer Midshipmen befand sich ein sechs Fuß hohes, sommerfleckiges, äußerst mageres und mit röthlichen Haaren versehenes Subject an Bord, welches, obgleich zuverlässig zwanzig Jahre alt, dennoch „ein Junge" genannt wurde und wirklich der Prügelknabe der ganzen Mannschaft zu sein schien.

Nachdem man gegen schlechten Wind gekämpft, Windstille mit schweigendem Aerger ertragen, und auf diese Weise sechs Wochen hinter sich hatte,

erblickte man in der Ferne St. Thomas, und zwei Tage später näherte man sich einem dunklen und von wilden Schluchten durchfurchten Küstenlande; als man aber näher kam, wandelten sich allmälich dessen scheinbare Wüsteneien in ein reizendes pittoreskes landschaftliches Bild um.

Bald bemerkte man weitausgedehnte Zuckerpflanzungen, Landhäuser und andere Gebäude, bald liebliche Baumgruppen, und Wessen, der kein besonderer Geograph war, begann allmälig die feste Ueberzeugung zu fassen, daß er das Ziel seiner Reise vor sich habe. Als er sich deshalb gegen den Capitän aussprach, antwortete dieser das erste Mal gar nicht, als aber der hartnäckige Passagier seine Ansicht wiederholt aussprach, sagte er grimmig und ihn über die Schultern anblickend:

„Martinique!"

Wessen ging schweigend in seine Koje, um aus einer Karte von Amerika, welche er glücklicher Weise mit sich führte, Trost und Belehrung zu schöpfen, und als er am andern Tage in St. Pierre an's Land gestiegen und einige Minuten später ein gebratenes Huhn und eine Flasche Wein vor sich stehen hatte, kam ein stiller Friede und eine Glückseligkeit über ihn, welche er nicht ge-

kannt, seit er auf den Planken der „Hoffnung" Salzfleisch gekaut.

Die reizende Mischung von europäischem und überseeischem Leben, welche Niemand besser als die Franzosen in eine Colonie zu bringen wissen, bezauberte Wessen vollständig, und während ihm von der Rhede aus die Stadt wie eine weiße, von den mächtigen Gebirgen fast erdrückte Linie vorgekommen, erschien sie ihm, nachdem er sie betreten, eine Art Paradies, auf höchst zweckmäßige Weise decorirt mit Cafés, Restaurationen, Gasthöfen und Opernhäusern, und bevölkert mit weißen, farbigen und schwarzen Engeln.

Mein Gott! Wenn man sechs Wochen lang von keinen anderen weiblichen Armen gewiegt worden, als von denen der bereits erwähnten alten Mutter Thetis, und in kein Frauenantlitz geblickt, als in das der sogenannten keuschen Luna, ist man — doch sehen wir nach unserm Wessen!

Er schwärmte und schwelgte drei Tage mit und unter den genußsüchtigen Bewohnern St. Pierres, und als er am Abend des dritten Tages den Capitän traf und ihn fragte, wie lange er wohl noch im Hafen bleiben werde, erwiederte dieser einsilbig wie immer:

„Wes nich:"

Fast alle Capitäne geben unter ähnlichen Umständen eine ähnliche Antwort, Wessen aber beschloß noch einige Tage die Stadt zu genießen und hierauf eine Excursion in's Innere zu unternehmen.

„Martinique wird den Introitus meiner Reisebeschreibung bilden," sagte er zu sich selbst, „ich werde die reizende Insel mit gefälligen, aber scharfen Zügen zeichnen und so auch in der Folge das ganze Buch aus einer Reihe einzelner Bilder bestehen lassen. Wird sich machen, denke ich, ist, so viel ich weiß, neu und schreibt sich bequem."

Zufällig traf er des andern Morgens den Capitän in einem Café und lud ihn ein, mit ihm zu frühstücken.

Statt der Antwort sagte dieser:

„Wenn Sie mit wollen, so gehen Sie an Bord, in drei Stunden fahre ich."

Auch dieses Verfahren ist den Capitänen eigen und wird aus uns unbekannten Gründen häufig geübt.

Wessen aber, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt, begab sich schleunig an Bord und segelte des Nachmittags auf der „Hoffnung" aus dem Hafen von St. Pierre, ohne genau zu wissen, wie er dorthin gekommen, und noch weniger, aus

welchem Grunde er diesen angenehmen Aufenthalt so bald verlassen mußte.

Als er einige Tage später trübselig vom Deck aus in die See blickte, schien der Capitän in einer momentanen Anwandlung von Großmuth das Bedürfniß zu empfinden, ihn aufzuheitern.

„Wenn Sie da hinüber nach Chagres kommen, können Sie viel Geld verdienen,“ sagte er.

Wessen blickte ihn verwundert an.

„Wie so denn?“ Er hatte es längst aufgegeben, seine Umgebung an Bord zu überzeugen, daß er nicht des Verdienstes halber reise.

„Sie können auch nach Porto Bello gehen,“ sagte statt der Antwort der Capitän, „man nennt das Nest: la Sepultura de los Europeos, den Friedhof der Europäer; dort sterben sie wie die Fliegen.“

„Wer stirbt dort?“ fragte Wessen verwundert, „unsere Leute, die Europäer? Warum denn? Ich werde da gewiß nicht nach Porto Bello gehen.“

„Ist auch in Chagres gut,“ sagte der Capitän tröstend. „In Porto Bello, en la Sepultura, rechnet man zwei Drittel, in Chagres geht nur die Hälfte auf.“

„Aber wie? Warum?“

„Fieber! Jeder Europäer kriegt's; die Hälfte

stirbt. Wenn Sie Mittel dafür haben und in den ersten acht Tagen nicht selbst hin werden, können Sie eine Goldunze für den Gang rechnen."

„Herr meines Leben," rief Wessen entsetzt, „ich bin ja Doctor der Philosophie und nicht der Medicin."

„Is mich egal," erwiederte der Capitän, der am Ende seiner Aufheiterungslust angelangt schien und sich ohne ein weiteres Wort in die Cajüte verfügte. —

In Chagres angelangt, fand Wessen, daß der würdige Capitän kaum zu viel gesagt hatte.

Zum Theil mit Wald umgeben, lag die Stadt am Ufer des Chagres, ihre Straßen glichen einem Sumpfe und die Luft in diesen Straßen einem mit übelriechenden Wasserdämpfen geschwängerten Dampfbade.

Die Bevölkerung bestand aus wenigen Farbigen, robusten Negern und aus einer Anzahl Europäer, welche Geschäfte oder ihr böser Genius dorthin geführt hatte.

Wessen war unzweifelhaft der einzige weiße Mensch, welcher „zum Vergnügen" den reizenden Ort besuchte, und die Hast, mit welcher ein Theil der erwähnten Europäer, welche alle mehr oder weniger krank und elend aussahen, auf der „Hoff-

nung" Passage zu nehmen suchten, zeigte das allgemeine Bestreben, der Pesthöhle zu entfliehen.

Was den Capitän betraf, so machte er ohne Zweifel prächtige Geschäfte, indem die armen Teufel ihre letzte Habe willig opferten, um die romantischen Ufer des Chagres zu verlassen und mit dem Leben davon zu kommen. Wessen sah ihn indessen nicht wieder und eilte in einem Gasthofe Unterkunft zu finden. Sein guter Stern führte ihn in das Haus eines Franzosen, der eine Wirthschaft hielt, und trotzdem, daß seine Frau und Kinder dem Fieber erlegen waren, und ungeachtet, daß er selbst fast ebenfalls ein Opfer desselben geworden wäre, seine gute Laune nicht vollkommen verloren hatte. Er gab ihm indessen den freundlichen Rath so bald als möglich Chagres zu verlassen.

„Sie werden viel auszustehen haben auf der Reise über den Isthmus, so kurze Zeit sie auch dauert, aber es ist besser, Sie ertrinken auf dem Chagres, oder brechen auf dem Knüppeldamme den Hals, als Sie sterben hier am Fieber, oder siechen ein elendes Dasein dahin, und Eins von Beiden ist Ihnen gewiß."

Dann gab er ihm Anleitung, auf welche Weise man die Reise über den Isthmus bewerk-

stelligt, und bestellte zwei Neger, welche ihn zu Boote stromaufwärts führen sollten.

Als Wessen fragte, was die Beiden verlangten, um die einen Tag lang dauernde Reise mit ihm zu machen, forderten sie achtzig Dollars.

Wessen zwang sich zu lächeln, da es ihm unziemlich schien, daß so untergeordnete Subjecte, wie es Neger waren, sich erlaubten, Scherz mit ihm zu treiben, aber der eine Neger setzte hinzu:

„Und zehn Dollars für das Boot.“

„Das Boot kann ich nicht brauchen,“ sagte Wessen ärgerlich, „ich reise zu Pferde weiter.“

„Ho,“ erwiederte grinsend der Schwarze, „sollen wir Euch bei den Beinen durch den Fluß ziehen? Die zehn Dollars sind Miethe für das Boot.“

„Geht zum Teufel!“ rief jetzt Wessen wüthend.

„Si, Sennor.“ Sie gingen. Wessen aber ging in den Wald nächst der Stadt, um seinen Aerger zu vergessen.

Dort schien ihm die Luft noch drückender als in der Stadt, und als er in eine Art Röhricht gerathen war, wurde er von einer solchen Unzahl von Muskitos überfallen, daß er wie ein tollgewordenes Pferd planlos die Flucht ergriff. Zum Glücke kam er nicht tiefer in den Sumpf, sondern in einen etwas hochstämmigen Wald, woselbst

die erstn lebenden Wesen, deren er ansichtig wurde, zwei ziemlich große Schlangen waren, welche in den reizendsten Farben spielten und ihn mit Interesse anzublicken schienen, indem sie mit ihren breiten herzförmigen Köpfen, welche in der Mitte ihres zusammengerollten Leibes lagen, langsam allen seinen Schritten folgten.

Da Wessen wußte, daß alle Schlangen mit herzförmigem Kopfe Giftschlangen sind, ging er entsetzt weiter, um kurz darauf einer schwarzen Schlange zu begegnen mit ebenfalls obligatem herzförmigen Kopfe.

„Das, und nicht Brasilien, ist das wahre Hundeland," sagte er ingrimmig, „in welches mich dieser Schuft von Capitän gesetzt hat, ich wollte —"

Er brachte seine Verwünschung nicht zu Ende, denn in diesem Augenblicke flog eine kleine, harte, nußartige Frucht an seinen Kopf, und als er aufwärts blickte, wurde er mit einem Hagel ähnlicher Wurfgeschosse überschüttet.

Eine Heerde Affen machte sich dieses unschuldige Vergnügen, und als er, ohne alle Mittel zur Gegenwehr, schleunigst die Flucht ergriff, verfolgten sie ihn schreiend und Grimassen schneidend, indem sie endlich abgestorbene Baumäste,

faules Holz und andere Gegenstände nach ihm schleuderten.

Triefend, in Schweiß gebadet und von den Muskitos übel zugerichtet kam er zu Hause an.

Er hoffte, die beiden Schwarzen würden sich eines Bessern besonnen haben und ihm ihre Dienste billiger anbieten, aber sie erschienen nicht, und als man endlich nach anderen Fährleuten sendete und mit ihnen unterhandelte, forderten diese hundert Dollars und zwanzig Dollars „für das Boot."

Er schlug endlich ein, da ihm der Franzose sagte, daß die Nächsten, die er würde rufen lassen, abermals mehr fordern würden.

„Wir sind tyrannisirt von diesen schwarzen Schuften," sagte er, „denn Niemand kann hier arbeiten, als eben sie, und das Geld, welches wir den Durchreisenden abnehmen, erpressen sie wieder von uns. Der Teufel mag übrigens wissen, wo sie es hinbringen und was sie damit anfangen, denn sie sind alle Lumpe."

Des andern Tages machte Wessen, wie wir wissen, die angenehme Fahrt auf dem Chagres, das Land verwünschend, in welchem blos Muskitos, Giftschlangen, Neger und Affen sich wohlbefinden. Man hatte ihn, wie das dort ge-

bräuchlich und wie wir gesehen haben, mit Laubwerk bedeckt, theils um die senkrechten Strahlen der Sonne von ihm abzuhalten, theils ihn wenigstens einigermaßen vor den Muskitos zu schützen, welche auf dem Flusse noch häufiger als auf dem Lande zu treffen waren. Trotzdem war er bereits jämmerlich zerstochen, und seine Nase glich einem Kürbisse von Purpurfarbe.

Jetzt aber sagten ihm die Neger, daß er aufstehen und helfen müsse, das Boot über eine Untiefe hinweg zu bringen, und nachdem er, bis über den Gürtel im Wasser stehend, alle seine Kräfte angestrengt hatte, das ziemlich schwere Boot über einige Baumstämme und Felsenstücke zu heben, nahm er, durchnäßt wie er war, seine frühere Stellung wieder ein, und erging sich in angenehmen Betrachtungen, wie zweckmäßig diese Nässe hinsichtlich des Fiebers wirken werde.

Nachdem noch mehrmals ähnliche Abwechselungen stattgefunden hatten, gelangte man mit Einbruch der Nacht an das Ziel der Fahrt.

Die Neger schleppten das Gepäck unseres Reisenden in eine kleine Hütte, die sie als den „Gasthof" bezeichneten, verlangten grob ein Trinkgeld und verschwanden, als sie es erhalten, unartig lachend, im Dunkeln.

Wessen betrachtete sich nun das Hôtel, in welchem er die Nacht zubringen sollte. Es bestand aus einer Lehmhütte, die nicht mehr als ein einziges Gemach bot, in welchem man, wie er später erfuhr, ein Feuer anzündete. In die Mitte des Zimmers stellte der Wirth, ein starker alter Neger mit grauem Haare, die Effecten unseres Reisenden, während eine ziemlich hoch an der Decke angebrachte Hängematte sein Lager bilden sollte. Nachdem diese Vorrichtungen getroffen waren, und Wessen, den der Hunger peinigte, zu essen verlangte, brachte ihm der Neger einen Napf mit gequelltem Reis, ein Glas Branntwein und einen mäßigen Topf mit Kaffee.

Brod und Fleisch war nicht vorhanden.

Er ergab sich geduldig in sein Schicksal, ja als er den Reis verschlungen, den Kaffee getrunken und jetzt ein zweites Glas des nicht eben chlechten Branntweins genossen hatte, kam eine gewisse Gemüthlichkeit über ihn.

Wem ist unter ähnlichen Umständen nicht schon dasselbe begegnet?

Er brannte sich eine Pfeife an, und da er der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, beschloß er, sich mit dem Hôtelbesitzer in ein Gespräch einzulassen.

Aber es wollte nicht recht in Fluß gerathen, denn als er zuerst nach den Mitteln fragte, um des andern Tages seine Reise weiter fortzusetzen, sagte der würdige Gastwirth:

„Morgen, Sennor, morgen! Solche Geschäfte macht man bei Tage besser ab. Doch hoffe ich," setzte er mit einem Tone hinzu, welcher dem ersten Gastwirthe Europas Ehre gemacht haben würde, „ich hoffe, daß Ihr Euch längere Zeit in unserer lieblichen Gegend aufhalten werdet."

Hierauf aber ersuchte er Wessen, sich in seine Hängematte zu begeben, indem die „unteren Plätze" bereits für einige andere Caballeros bestimmt seien.

Er stellte mit diesen Worten einen kleinen, zerbrechlichen Schemel auf einen der Koffer seines Gastes, reichte ihm die Hand, um ihm behüflich zu sein, und ehe unser Freund sich recht besinnen konnte, lag er in der Hängematte, welche der Neger mit einem kräftigen Rucke in Bewegung setzte und sich hierauf nicht weiter um ihn kümmerte.

„Schlaf, mein Kindlein, schlaf," summte Wessen in einem Anfalle von Selbstironie, aber in diesem Augenblicke erschienen sechs bis acht Neger, die Caballeros, für welche die unteren Plätze be=

stimmt waren, und begannen die ganze Nacht zu zechen und zu spielen, ohne indessen von ihm die geringste Notiz zu nehmen, während er sie ungestört beobachten konnte.

Sie hatten auf seinen Koffern und Reisegeräthschaften Platz genommen, welche sie, je nach Bedürfniß, als Stuhl oder Tisch verwendeten, und er fragte sich, wie sie wohl ohne diese zufällig vorhandenen Gegenstände ihre Bequemlichkeit gefunden haben würden. Dann verwunderte er sich über die Mengen von Branntwein, welche sie zu sich nahmen, und sah mit Erstaunen auf die bedeutenden Summen von Gold und Silber, welche sie, wie es schien, gleichgültig gewannen oder verloren.

So gern er aber auch ihre Gespräch belauscht hätte, so verstand er dennoch nicht ein einziges Wort, obgleich er deutlich spanische Laute unterschied. Ohne Zweifel bedienten sie sich eines eigenthümlichen Jargons. Auch belästigte ihn der Qualm ihrer Cigarren und der Rauch des Feuers bedeutend, allein er tröstete sich damit, daß dieser Dampf die Muskitos abhielte, von welchen er in der That nicht im mindesten belästigt wurde. Da ihn ferner das rasch genossene geistige Getränk in eine angenehme Stimmung versetzt hatte,

so begann er sich ganz behaglich zu fühlen und sich mit seiner Reise über den Isthmus fast vollständig auszusöhnen.

Zwar fiel ihm ein, daß er von Cruzes wenig und von den Ufern des Chagres nichts gesehen hatte, da er auf dem Grunde des Bootes gelegen und mit Blättern bedeckt war. Aber er tröstete sich:

„Morgen," sagte er zu sich selbst, „werde ich, reitend, Alles genau beobachten, und was das Bisherige betrifft, so werde ich weiter — — decoriren," er drang sich selbst das Wort auf statt eines andern, weniger anständigen. Unter solchen Gedanken entschlummerte er endlich trotz dem Lärmen der schwarzen Caballeros.

Als er am andern Morgen nicht ohne Mühe den Boden erreicht hatte, ging er in's Freie, theils um sich die Gegend zu betrachten, theils um die Mittel zum Weiterkommen zu erlangen, denn obgleich er sich bis jetzt noch vollkommen gesund fühlte, wünschte er doch keineswegs länger, als unumgänglich nöthig, in dieser Fieber-Atmosphäre zu verweilen. Er fand indessen Alles in einen dichten Nebel gehüllt, der dumpfig, schwer und einen schlimmen, höchst widerwärtigen Ge-

ruch verbreitend, sich über die Umgegend gelagert hatte.

Die Richtung, in welcher der Chagres fließen mußte, konnte er nur durch das Geräusch seiner Wellen unterscheiden, und daß er sich auf einer keineswegs großen Waldlichtung am Ufer des Flusses befand, zeigten ihm die allenthalben über den Nebel hervorragenden Gipfel stärkerer Bäume. Auch glaubte er in einer gewissen Entfernung einige Negerhütten zu bemerken. Da er noch überdies in dem sumpfigen Boden mit jedem Schritte bis über die Knöchel einsank, kehrte er, wenig befriedigt, bald nach Hause zurück, und da er sich der Hütte von einer andern Seite näherte, sah er, an der Außenseite derselben, eine roh construirte, große Waage stehen, deren Zweck ihm, in dieser Abgeschiedenheit, anfänglich nicht vollkommen klar war. Indessen kam er bald auf den Gedanken, daß dieselbe bestimmt sei, Kaufmannsgüter zu wiegen, und war erfreut, sich doch an einer wenigstens durch Handelsleute belebten Straße zu befinden.

Sein Wirth, den er hierauf bat, ihm Pferde zu verschaffen, um abreisen zu können, machte kaum eine Miene, ihn zu längerem Bleiben zu bestimmen, aber er sagte ihm, daß man hier al=

lein sich der Maulthiere bediene, und daß er ihm solche besorgen wolle.

Bald darauf erschien ein Neger, welcher aus Gefälligkeit gegen die Reisenden, wie er sagte, dann und wann sich herbeiließ, ein oder das andere Maulthier zu vermiethen.

Wessen fragte ihn, was er verlange, ihn und sein Gepäck nach Panama zu schaffen.

Statt der Antwort ging der Schwarze zu der Stelle, an welcher die Effecten Wessen's standen, betrachtete sie lange und aufmerksam, und schritt hierauf einige Male langsam um dieselben herum. Hierauf blickte er unsern Reisenden schweigend an, indem er sich mit der Hand das Kinn rieb, wie ein Mann, der nachdenkt oder eine schwierige Kopfrechnung zu vollführen im Begriffe ist.

„Nun?" fragte Wessen.

Der Schwarze warf einen prüfenden Blick auf die Koffer und Reisetaschen, dann sagte er, indem er leicht mit dem Kopfe nickte, als glaube er, jetzt das Rechte gefunden zu haben:

„Ihr braucht vier Thiere, eins für Euch, zwei für das Gepäck, und wieder eins für mich, der ich Euch begleite."

„Nun," sagte Wessen, „und was kosten diese vier Thiere?"

Wessen war nach den in Cruzes gesammelten Erfahrungen fast erstaunt, daß man ihm nicht mehr abverlangt hatte.

„Fünfzig Thaler!“

„Gut,“ sagte er, „ich zahle Euch jetzt sogleich fünfundzwanzig Dollars und die andere Hälfte drüben in Panama.“

„Oh!“ erwiederte ruhig der Neger, „das Geld für die Maulthiere macht zweihundert Thaler.“

„Für ein Thier fünfzig Thaler!“ rief Wessen ganz erstaunt und erschrocken.

„Ja,“ lautete die lakonische Antwort.

„Aber es ist ja unerhört! Fünfzig Thaler für kaum zwei Tage! Was kostet denn ein Maulthier, wenn man es kauft?“

„Fünfundzwanzig Dollars,“ sagte der Schwarze mit einer an die größte Unverschämtheit gränzenden Ruhe, „aber — wir verkaufen keines.“

Wessen bemeisterte seinen Zorn, denn er hatte eine dunkle Ahnung, daß er mehr würde zahlen müssen, schlüge er nicht sogleich ein.

„Können wir sogleich abreisen?“ sagte er.

Der Schwarze nickte.

„Gut,“ rief Wessen, „so macht, daß wir aus diesem Höllenloche fortkommen!“

Nach einiger Zeit brachte der Neger mit Hülfe einiger halberwachsener jungen Bengel zwei mit Reitsätteln versehene Maulthiere, und zwei solche mit Packsätteln. Dann trat er zu Wessen und sagte, indem er die Schultern zog:

„Diese Maulthiere kosten sechzig Thaler das Stück, die für fünfzig sind nicht zu Hause."

Wessen hatte ein Schimpfwort auf der Zunge und fühlte, wie ihm das Blut gegen den Kopf stieg — aber: Unter Larven die einzig fühlende Brust! Er schwieg, und gab blos durch ein Neigen des Hauptes seine Einwilligung zu erkennen.

Jetzt sollte er die Bestimmung der großen Waage kennen lernen, welche er vorhin gesehen hatte.

Man warf sein Gepäck auf dieselbe und wog, und der Maulthierbesitzer gab sich den Anschein, als wäge er mit der außerordentlichsten Sorgfalt und Genauigkeit. Hierauf summirte er die aufgelegten Gewichte, trat zu Wessen und sagte mit dem Ausdrucke eines Mannes, der eine schwere Arbeit zu seiner Zufriedenheit beendet hat:

„Fünfundneunzig!"

„Was soll das heißen?"

„Das heißt: Fünfundneunzig Dollars, welche

Ihr zu zahlen habt, denn Ihr könnt doch nicht verlangen, daß meine Thiere Euer Gepäck umsonst tragen."*)

Jetzt riß endlich dennoch die Geduld Wessen's, und er erklärte wüthend, daß er sich auf solche Art nicht prellen ließe, es möge daraus erfolgen, was da wollte.

„Wenn Ihr hier bleiben wollt, Sennor," sagte der Neger mit unendlicher Ruhe, „so werden Eure Begräbnißkosten uns das Doppelte einbringen. Die Leichenbegräbnisse der am Fieber Gestorbenen sind theuer, sehr theuer!"

Wessen wollte ihm zornig erwiedern, daß er eher hundertmal sterben, als sich auf eine solche Weise bestehlen lassen möchte, aber er bedachte, daß er vollkommen, in der Gewalt dieser Schur-

*) Alle diese Züge sind keineswegs übertrieben, sondern buchstäblich wahr, und die Unverschämtheit der Schwarzen kannte, ehe die Eisenbahn über den Isthmus gebaut wurde, keine Gränzen. Einem meiner Freunde, einem deutschen in Santjago ansässigen Kaufmanne, nahm man in Panama für ein Maulthier, das sein Gepäck bis an die Ufer des Chagres bringen sollte, hundert Dollars ab, für jedes Pfund desselben mußte er ebenfalls einen Dollar zahlen, und für eine Tasse Kaffee verlangte man in einer Schenke vier Dollars, in einer andern einen, eben vollkommen nach der Laune des Gastwirths, oder vielleicht je nach seinen augenblicklichen Geldbedürfnissen.

ken wäre, und daß sein Eigenthum, im Falle er dem Fieber wirklich erliegen sollte, sämmlich in ihre Hände gerathen würde. Er sagte daher mit verbissenem Grimme dem Neger, daß er einwillige, und wiederholte, daß er ihm die Hälfte jetzt, die andere in Panama zahlen würde.

„Man zahlt hier stets das Ganze," versetzte dieser, „denn sollte Euch unterwegs Etwas zustoßen, so käme ich um meinen sauer erworbenen Verdienst, denn an Eurem Nachlasse würde ich um alle Schätze der Welt mich nicht vergreifen. Oder:

„Ihr könnt unterwegs plötzlich vom Fieber befallen werden und rasch sterben, denn wir passiren jetzt die ungesundesten Strecken.

„Ihr könnt stürzen und den Hals brechen, denn die Wege sind leider sehr schlecht.

„Ihr könnt auch von Räubern überfallen und ermordet werden, es giebt viele böse Menschen auf der Welt.

„Es wäre eben ferner leicht möglich — —"

Wessen wollte diese vierte Möglichkeit nicht mehr hören, er winkte dem Manne zu schweigen, und zahlte, ebenfalls schweigend, die geforderte Summe.

„Muß ich nicht auch noch für Eure Beglei-

tung etwas zahlen?“ fragte er mit verbissener Wuth.

„Ein Trinkgeld werdet Ihr einem armen Schwarzen nicht verweigern,“ versetzte jener höflich, und nachdem Wessen seine Zeche bezahlt, welche er fast billig fand, trotzdem, daß sie um das Hundertfache zu theuer war, machte man sich endlich auf den Weg, das heißt, man ritt langsam durch einen Sumpf, in welchem, trotz der Uebung, welche die Maulthiere zu besitzen schienen, doch die Gefahr des Steckenbleibens augenscheinlich vorhanden war, und in welchem der voranreitende Neger der einzige Anhaltspunkt war, da keine Spur irgendwo zu erblicken, daß ein lebendiges Wesen jemals vorher die morastige Fläche überschritten.

Dabei schien sich der Nebel verkörpern zu wollen, so schwer und undurchdringlich hatte er sich auf den Sumpf gelagert.

Nachdem man sich vielleicht eine halbe Stunde lang, die indessen Wessen bereits eine Ewigkeit erschien, in diesen angenehmen Verhältnissen fortbewegt hatte, wurde der Boden so unsicher und morastig, daß ein weiteres Fortkommen kaum möglich schien, aber plötzlich wendete sich der Neger nach Wessen um und rief:

„La calzada!"

Gleichzeitig sah der Letztere, daß das Maulthier des Negers einige Augenblicke lang steil anstieg, hierauf folgte das Thier Wessen's, und dann die ihm folgenden Saumthiere, und man befand sich jetzt: en la calzada, auf dem Knüppeldamme, der ehedem von den Spaniern erbaut worden war, früher berühmt, später berüchtigt, jetzt ohne Zweifel bald vergessen.

Sehen wir aber nur ein wenig, was es mit diesem Knüppeldamme für eine Bewandtniß hatte, und lassen wir Wessen einstweilen seinen angenehmen Ritt auf demselben allein fortsetzen.

Die Spanier hatten vor Zeiten mit unendlichen Anstrengungen diesen Weg hergestellt, um jene von jeher ihres ungesunden Klimas halber berüchtigte Stelle rascher, oder wohl auch überhaupt nur passiren zu können.

Es ist eine etwa fünfzehn bis achtzehn Stunden lang sich mit wenig Unterbrechungen über Sumpf oder Schluchten hinweg ziehende Brücke, auf eingerammten starken Pfählen und oben mit Baumstämmen belegt.

Ohne Zweifel bot dieser Damm früher den Reisenden Sicherheit, jetzt aber, oder zu der Zeit, in welcher Wessen ihn betrat, war derselbe ein Conglo-

merat aller möglichen Unannehmlichkeiten, Widerwärtigkeiten und selbst Gefahren, welche überhaupt etwas, das man Weg nennt, zu bieten im Stande ist.

Schadhaft im höchsten Grade, da Niemand seit länger als hundert Jahren mehr daran dachte, ihn auszubessern, oder dies höchstens durch einige ohne alle Sorgfalt auf denselben geworfene Holzstücke geschah, finden sich häufig Lücken in demselben, welche das Maulthier überspringen muß, nicht selten auf die Gefahr hin, in den unten befindlichen Sumpf oder auf felsigen Grund zu stürzen. Dann treten nur zu oft die Thiere, trotz ihrer Uebung und Gewandtheit, zwischen den lose aufgelegten Knüppeln hindurch, bleiben stecken, oder verletzen sich an den Füßen, so daß sie störrig werden und lange Zeit nicht bewogen werden können, ihren Weg fortzusetzen.

Bisweilen bricht bei solchen Gelegenheiten das Thier ein Bein, oder beschädigt sich dermaßen, daß es untüchtig ist zur weiteren Reise. Dann treten mehr oder weniger ernstliche Verlegenheiten ein: man muß einen Theil des Gepäcks liegen lassen und häufig dem Besitzer des Maulthieres übertriebene Summen als Schadenersatz zahlen.

In Folge dieser Vorfälle findet man nicht selten auf diesem Knüppeldamme Mantelsäcke,

Reisetaschen und Koffer, welche später von den Negern ihres Inhalts entledigt worden sind und nun zur Seite des Weges vermodern.

Aber auf ähnliche Weise wie der Weg durch die Wüste bezeichnet wird durch die zu beiden Seiten desselben bleichenden Knochen von Menschen, Pferden und Kameelen, so findet man längs der calzada die Ueberreste von Regenschirmen, Spazierstöcken, Hutschachteln, Mützen und anderen Gegenständen, welche die Neger als unbrauchbar liegen ließen, und die von Reisenden weggeworfen wurden, um sich leichter zu machen oder vielleicht auf den störrigen Thieren sich besser festhalten zu können, die aber vielleicht auch dem Reitenden nur entfallen sind, welche man indeß aufzuheben sich nicht die Zeit nahm, vielleicht um nicht hinter einer Gesellschaft zurückzubleiben, welcher man sich angeschlossen, oder vielleicht auch nur deshalb, um nicht eine Minute länger, als es unumgänglich nöthig ist, auf diesem Wege verweilen zu müssen, denn man rechnet jeden Fuß breit, den man hinter sich hat, für einen Gewinn.

Man hat eine krankhafte Eile, vorwärts zu kommen, und sie wird nicht gemindert durch einzelne Skelette, die auf dem felsigen Grunde ähnlich jenen der Wüste Sahara bleichen, oder durch

einen halbverwesten Leichnam, der unten im Sumpfe modernd den Reisenden mit glasigen Augen anstarrt, und dessen Todesart ihm unbekannt ist, obgleich er weiß, daß er selbst, vielleicht ehe eine halbe Stunde vorüber ist, auf irgend eine fabelhafte und unbekannte Weise, welche aber mit dem Knüppeldamm in engster Beziehung steht, verunglückt sein kann.

Alle diese Gegenstände, die Löcher im Damme, die Stöcke, die Regenschirme auf demselben, und endlich die Todten und die Gerippe unter und neben diesem herrlichen Wege, hat man bisher nur in einer gewissen, nicht sehr großen Entfernung erblicken können, denn da man stets des Morgens sich auf die Reise begiebt, so hat man sich einige Stunden lang in dem täglich erscheinenden Morgennebel fortbewegt, während dem auch Wessen seine Reise antrat, und dessen wir bereits erwähnten.

Plötzlich verschwindet dieser Nebel.

Erinnert Ihr Euch vielleicht aus der Zeit Eurer Jugend jener herrlichen Herbsttage, die Ihr in unserm deutschen Vaterlande zugebracht habt, etwa während der Schulferien, irgendwo auf dem Lande?

Erinnert Ihr Euch, wie Ihr des Morgens

auf den Berg gelaufen, und wie dort die Nebel verschwunden sind? Dort tanzten die duftigen Töchter des grauen Alten ihren lustigen Reigen um die schwarze Felsenspitze Euch gegenüber, und schlüpften in Spalten und Klüfte, und als die Sonne hinter dem Berge herangestiegen und neugierig nach ihnen blickte, da waren sie schon fort und geborgen im sicheren Versteck.

Oder wißt Ihr noch, wie Ihr durch das Thal gelaufen mit nassen Füßen, durch's nasse Gras, und wie da plötzlich sich höflich der Nebel getheilt, Euch die alte Mühle gezeigt mitten in dem grünen Walde, und wie er, zu beiden Seiten der Thalwände, noch eine Zeit lang sich versteckt hinter den mächtigen Stämmen der Buchen und Eichen, bis er endlich verschwunden in ihren mächtigen Aesten?

Denkt Ihr vielleicht bisweilen noch daran, wie Ihr zu jener Zeit im leichten Kahne auf dem Flusse gefahren und wallend und wogend Euch die herbstlichen Nebel begleitet, schwimmend neben Euch, vor der Spitze Eures Bootes tanzend auf den Wogen, über Eurem Haupte fliegend, mit rosenrothen Schwingen bisweilen, die sie von der Sonne geborgt?

Dann tauchten die einen unter in die Fluthen,

welche sie erzeugt, und die anderen schwangen sich höher und wurden zu kleinen rosigen Wolken, die mit den anderen Wolken scherzten und lustig fortflogen.

Dann konntet Ihr die heiteren Ufer des Flusses sehen, und die Strahlen der Sonne wärmten wohlthätig Eure Glieder, denn der Morgen war kühl, wenn gleich nicht kalt.

Der Nebel auf dem Knüppeldamme des Isthmus hat eine andere Art, sich unsichtbar zu machen. Er schlüpft nicht in die Felsen und fliegt nicht zu den Wolken, auch zeigt er Euch keine lachenden Ufer.

Der Reisende empfindet plötzlich ein schauerndes, bis in's Mark erkältendes Gefühl, er fühlt sich durchnäßt bis auf die Haut und denkt unwillkürlich an die ersten Vorboten des Fiebers. Wenn er aber aufblickt und um sich sieht, so bemerkt er, daß die Holzstücke des Dammes ebenfalls naß sind, und die Bäume des schluchtenartigen Thales, in welchem er sich fortbewegt, ebenfalls von Wasser triefen, als sei ein unsichtbarer Platzregen gefallen.

Der Nebel hat sich empfohlen, indem er vorher alles giftige Miasma, alle schädlichen Dämpfe, welche er aus dem Sumpfe gezogen, auf den Damm,

auf den Wald und auf den Reisenden ausgeschüttet hat.

Einige Minuten später stolpert das Maulthier dieses Unglücklichen dahin unter einer glühenden, bereits fast über seinem Haupte stehenden Sonne, deren sengende Strahlen aber keineswegs im Stande sind, die dumpfige Atmosfpäre zu reinigen, sondern im Gegentheil sie wo möglich noch unangenehmer machen.

Zu beiden Seiten zieht sich dichter Wald auf den steilen Gehägen der Berge hin, und der Neger, der den Reisenden bisher in tückischem Schweigen begleitet hat, erzählt demselben jetzt grinsend, oben auf den Bergen solle, wie man sage, die Luft außerordentlich gesund sein für die Herren Weißen, unten — weniger, und nur seine Landsleute fühlten sich hier vollkommen behaglich.

Nun beginnen auch die Muskitos wieder zu erscheinen. Sie scheinen während des Nebels im Sumpfe neue Kräfte gesammelt zu haben, und fallen jetzt über den unglücklichen „Weißen" mit einer wahren Wuth her, während der an seiner Seite reitende halbnackte Neger nicht im mindesten von ihnen belästigt wird. Es ist eine Schmeichelei für die bevorzugte Race, denn ihr Blut ist offenbar süßer, schmackhafter als jenes der armen

Schwarzen, aber der Vorgezogene ist undankbar genug, sich hierüber zu ärgern, und denkt unwillkürlich darüber nach, was diese summenden Bewohner des Isthmus wohl genießen möchten, wenn sich eben kein Stammverwandter der kaukasischen Race auf dem Knüppeldamme, ihrer Heimath, befindet.

Er wird in seinen Betrachtungen gestört durch den Ruf des Negers:

„Gebet Acht, Herr!"

Jetzt erst bemerkt der Reisende, indem er aufblickt, daß man sich nicht mehr zwischen bewaldeten Abhängen befindet, sondern daß steile Felswände an deren Stelle getreten sind. Er sieht auch sogleich den Grund ein, weshalb ihm sein Begleiter „gebet Acht" zugerufen.

Vor ihm fallen, verschwindend zwischen den halb vermoderten Holzstücken des Dammes, kleine Steine und Erdreich von der Felswand nieder, und ein ziemlich starker Felsblock ist eben im Begriff, sich abzulösen und ihnen zu folgen.

Indessen ist ihm nicht klar, wie er das „Achtgeben" bewerkstelligen soll, denn so eben hat sein Maulthier zwischen zwei schadhaften Knüppeln durchgetreten, kann, oder will nicht von der Stelle, und scheint sich mit vorgestrecktem Kopfe und ge-

senkten Ohren in das Schicksal, erschlagen zu werden, gefügt zu haben.

Der Schwarze ist mit einigen raschen Sätzen bereits voran.

Jetzt stürzt der Block, zerschlägt einige der Knüppel, bleibt aber in anderen hängen und versperrt dicht vor dem Reisenden den Weg zu zwei Dritteln. Aber er hat ihn wenigstens nicht erschlagen, und der Reiter hat noch dazu den Vortheil, daß das Maulthier, erschreckt durch den stürzenden Felsblock, sich gewaltsam aus seiner Haft befreit und wie toll vorwärts rennend den Neger und die Saumthiere einholt.

Auf dem Damme trifft man jetzt nicht selten solche größere oder kleinere Felsstücke, und da viele derselben auch den Damm durchlöchert haben, so wird der Weg nur noch gefährlicher und schwieriger zu passiren.

Endlich verschwinden die Felsen wieder und es zeigen sich die waldbestandenen Abhänge, bis endlich, kurz vor Einbruch der Nacht, der Reisende vor einer jener Negerhütten hält, deren wir bereits eine beschrieben haben. Er bringt dort die Nacht zu, und erreicht, wenn das Glück ihm günstig ist, am nächsten Abend Panama.

Er hat kaum einen Blick geworfen auf die

waldigen Abhänge, und hat keine Ahnung von dem Charakter der dort herrschenden Vegetation. Eben so wenig war er im Stande, die Felswände, zwischen denen hindurch ihn sein Weg führte, näher zu betrachten, oder die Formation zu bestimmen, welcher sie angehören, er weiß kaum, daß sie schmutzig grau von Farbe, er weiß nur, daß sich von Zeit zu Zeit Stücke von ihnen ablösen und auf den Damm herabstürzen.

Was diesen letzten betrifft, so hat er sich bleibend seinem Gedächtnisse eingeprägt. Er befindet sich des Nachts im Traume auf demselben, und während der Tageszeit macht er bisweilen plötzlich einen großen Schritt, da es ihm vorkommt, vor einer Lücke desselben zu stehen, die er überschreiten müsse. Der Damm hat sich unwillkürlich seinem Nervensysteme eingeprägt, wie das Bild irgend eines Gegenstandes auf der photographischen Platte.

Bisweilen tritt eine kleine Veränderung ein in den geschilderten Annehmlichkeiten der Isthmus-Reise.

Von Cruzes aus bis nach Panama verfolgt auf dem ganzen Wege den Reisenden ein Regen, der anfänglich lauwarm, bald aber eiskalt niederstürzt und den Unglücklichen bis auf die Haut durchnäßt und erkältet. Die Neger wissen je nach

dem Zuge der Wolken anzugeben, ob das herabstürzende Wasser aus dem atlantischen oder dem stillen Ocean seinen Ursprung hat, die Reisenden aber zeigen meistens wenig Sinn für diese meteorologischen Studien, denn wenigstens die Hälfte derselben bekommt unter diesen Umständen das Fieber, und durchschnittlich erliegt an diesem wieder die Hälfte der Krankheit.

Dies ist ein Theil der Annehmlichkeiten und Genüsse, welche sich dem auf jenem Knüppeldamme Reisenden bieten.

Da wir aber wissen, daß Niemand gern denselben zum zweiten Male betritt und unseren lieben Lesern dies ebenfalls nicht zumuthen wollen, so melden wir in Betreff Wessen's, daß derselbe reichlich alle geschilderten Vergnügungen ausgekostet und am zweiten Tage, nachdem er die Ufer des Chagres verlassen hatte, des Abends in Panama einzog.

Todmüde und zerschlagen, moralisch auf das Jämmerlichste herabgebracht, geschwollen an Gesicht und Händen durch die Stiche der Muskitos, und naß bis auf die Haut, da es in den letzten Stunden stark geregnet, hielt er vor dem ersten besten Gasthause, das eben an seinem Wege lag, und

war, ähnlich wie in Cruzes, so glücklich, eine gute Wahl zu treffen.

Der Wirth war ein Deutscher, und das erste Wort, welches derselbe an Wessen richtete, nachdem er sich umgekleidet und zum Essen gesetzt hatte, war:

„Uebermorgen können Sie wieder fort.“

In einem Lande, in welchem jede Stunde todbringend werden kann, ist diese scheinbare Unart Höflichkeit, ja, wenn sie eben aus dem Munde eines Gastwirthes kommt, Edelmuth.

Der Deutsche setzte auch sogleich hinzu:

„Das sage ich aber nur Landsleuten, die Anderen können hier bleiben, so lange sie wollen.“

Wessen begriff die Beweggründe, dankte ihm freundlich, und nachdem er erfahren, daß ein nach Valparaiso bestimmtes Segelschiff im Hafen liege, wurde er so heiter als vor einigen Tagen an den Ufern des Chagres in der Hängematte.

„Nicht Jeder hat das Glück,“ sagte der Wirth, „so ohne Weiteres gleich wieder abreisen zu können, da wir noch keine regelmäßige Dampfschifffahrt haben, und der überwiegende Theil von Europäern wird krank, dauert der Aufenthalt länger als acht oder zehn Tage. Von den Kranken stirbt

die Hälfte, denn nur die Neger vertragen unser Klima."

Wessen frug, wie denn eigentlich diese Menge Neger überhaupt auf den Isthmus gekommen sei, beklagte sich über ihre Erpressungen, und fragte, ob denn die Regierung dieser Willkür keinen Einhalt geböte.

„Wie sie hergekommen sind," sagte der Deutsche, „weiß ich nicht, aber ich glaube, daß, da die eigentlichen Menschen hier wie die Fliegen wegsterben, diese Thiere sich endlich so übermäßig vermehrt haben, weil sie diese Pestatmosphäre vortrefflich vertragen. Was die Regierung betrifft, so regiert neben dem Fieber hier einzig und allein der Teufel. Wenn ich nicht irre, haben wir nebenher auch noch ein wenig Republik, Freistaat Columbia oder so was dergleichen, man spürt's aber nicht viel."

„Es geschieht mir Dummkopf recht," fuhr er fort, „drüben wollte ich Republik machen und mußte flüchten, hier sitze ich mitten drinnen und habe keinen andern Wunsch, als wieder draußen zu sein! Die anderen Narren, meine guten Freunde, sind gestorben."

„Welche Narren?" fragte Wessen.

„Nun, ein Franzose und ein Italiener, Beide ebenfalls Unzufriedene. Wir schlossen auf manchen

Kreuz- und Querzügen hier einen gegenseitigen Vertrag ab, daß dieser Gasthof, den wir gemeinschaftlich kauften, dem Ueberlebenden gehören sollte;*) dann hatten anfänglich der Franzose und ich fortwährend Angst, daß der Italiener uns vergiften würde, aber wir thaten ihm Unrecht, und der arme Teufel starb schon in den ersten sechs Wochen. Wir Beide hätten gern getheilt und wären davon gezogen, aber Niemand wollte uns unsern Besitz abkaufen, und das ist noch jetzt der Fall, nachdem auch der Franzmann dem Fieber erlegen."

Wessen erfuhr noch, daß die Neger kaum je einen Reisenden ermordet hätten, wenn nicht vielleicht bei Gelegenheit von etwa vorkommenden Streitigkeiten. „Sie haben mehr Vortheil, wenn sie Reisende auf die Ihnen bekannte Art ausbeuten," sagte der Deutsche; „würden sie dieselben erschlagen, was doch immer früher oder später bekannt werden würde, so stockte ohne Zweifel ihr ganzer Verdienst, da sich wohl Niemand mehr über den Isthmus wagen würde."

Am folgenden Tage ging Wessen bei strömen-

*) Der Vertrag wurde buchstäblich abgeschlossen, der Deutsche blieb der Ueberlebende, aber ich vermag nicht anzugeben, was endlich aus ihm geworden.

dem Regen und bis über die Knöchel im Kothe watend, durch einige der engen und schmutzigen Straßen der Stadt, und bewunderte die durch verhältnißmäßig ziemliche Eleganz sich auszeichnenden Kaufläden, obgleich er nicht begreifen konnte, wer alle die schönen Sachen eigentlich kaufe; da aber der Regen stets zunahm und er das Fieber fürchtete, ging er nach Hause.

Am nächsten Morgen ging er an Bord des nach Valparaiso bestimmten Schiffes, eine willkommene Beute für den Capitän, welcher ihn sechsfache Passage zahlen ließ und gegen Abend die Anker lichtete.

Jetzt erst athmete Wessen wieder frei auf.

Er war, trotz allem Schlimmen, das er erduldet hatte, gesund geblieben, und das schien ihm vorläufig die Hauptsache, aber auf der andern Seite hatte ihm die Reise bis jetzt ganz unverhältnißmäßig viele Kosten verursacht, und er hatte trotz der Strecke, welche er zurückgelegt, eigentlich nichts gesehen.

Die Kaffeehäuser auf Martinique und die Knüppel des Dammes!

„Es wird schon besser kommen,“ dachte er, aber es hatte kaum den Anschein. Das Schiff, auf welchem er sich befand, ein Engländer, legte

während der ziemlich langen Reise ein einziges Mal in Callao, der Hafenstadt Limas, an, und dort nur, um Wasser einzunehmen, und blos auf einen Tag. Wessen gelangte auf diese Weise nicht nach Lima, obgleich mit einiger Rührigkeit dies, auf einige Stunden wenigstens, möglich gewesen wäre.

Als man aber wieder unter Segel gegangen war, suchte der Capitän gegen den gewöhnlich herrschenden Gebrauch die hohe See, und Wessen sah die Küste nicht wieder, als bis man sich dem Hafen von Valparaiso näherte.

Endlich! Valparaiso selbst!

Es fehlte nicht viel, so wäre unser Freund, als er den Boden Chiles betrat, auf die Kniee gesunken und hätte die Erde geküßt, welche nach so vielen Mühseligkeiten ihm endlich zu betreten gestattet war.

„Jetzt will ich forschen, lernen, zusammentragen, jetzt will ich mich tüchtig umsehen," sagte er, „nur einen oder zwei Tage will ich ausruhen, aber dann an's Werk."

Nicht leicht ist wohl eine Stadt so rasch gewachsen als Valparaiso in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren, und keineswegs schwindelhaft und auf dem Wege gewinnsüchtiger Speculation,

sondern vorzugsweise sich vergrößernd durch wachsenden Wohlstand.

Deshalb aber war zu der Zeit, in welcher Wessen die Stadt betrat, Vieles anders als jetzt, ja selbst vielleicht schon als nur fünf oder sechs Jahre später, da eben in den letzten Decennien der mächtigste Aufschwung begann. Auch hinsichtlich der übrigen Verhältnisse Chiles fand der gleiche Fall statt.

Mancherlei besteht jetzt nicht mehr, oder ist jetzt wenigstens zum größten Theil verschwunden, was damals noch in voller Blüthe stand.

Vor elf Jahren dachte man dort kaum noch an eine Eisenbahn, das Volk wenigstens nicht, und jetzt ist die Bahn von Valparaiso nach Santjago fast gänzlich beendet. Anstatt der romantischen und ein wenig halsbrechenden Fahrten auf dem kleinen zweirädrigen Wagen wird man bald auch dort, wie allenthalben auf der Welt, mit dem „Eilzuge" fahren, während die kreischenden Ochsenkarren, die des Tages einige Wegstunden zurücklegten und dennoch alle Waaren von einer Stadt zur andern brachten, ohne Zweifel ihr Geschäft zum größten Theil an die „Güterzüge" abtreten werden.

Der Charakter der Chilenen ist aber wohl der-

selbe geblieben; leicht, rasch, aufbrausend, dann wieder stolz, muthig und höflich, verläugnen sie ihre spanische Abkunft nicht, und ein wenig Abenteuerlichkeit beim Geschäfte ist ihnen lieber als schmutziger Wucher.

Sie haben den Fehler, daß sie ein wirklich krankhaftes Bemühen zeigen, europäische Moden sich anzueignen, aber selbst die häßlichste Erfindung, die je einen Frauenleib verunstaltete, die schändliche Crinoline, wird nicht vollkommen die Reize und die Geschmeidigkeit der Chileninnen verbergen können, während Dampf und Eisenschienen wohl kaum den Chilenen je zum Dollaranbeter machen werden.

Wir haben also gesagt, daß in den letzten Decennien in Chile vielfaches Neue aus Europa eingeführt worden, dennoch aber fand Wessen noch vor dieser Zeit Alles zu europäisch.

Zwar gefielen ihm die wie toll dahin sprengenden Reiter mit dem Poncho, mit ihren gestickten Jacken und den mächtigen Sporen, aber die runden Hüte und die Fracks wollten ihm nicht behagen, welche die zu Fuße wandelnden Caballeros trugen, und die geschmacklosen Hüte der europäischen Damen schienen ihm die Frauen arg zu verunzieren.

Es schien ihm auch alles Uebrige zu sehr an die Heimath zu erinnern, die Kaufläden gefielen ihm nicht, und im Gasthause war's ganz wie in Deutschland, nur mit der Ausnahme, daß die Kellner in Hemdärmeln servirten, was ihm aber eben auch nicht besonders romantisch vorkam.

Romantisch! Ja, er wollte jetzt ein Stückchen Romantik haben hier in dem „südlichen" Lande. Etwas Romantik, die er einflechten konnte in seine Schilderung, denn bisher hatte er eigentlich nur Gemeinheiten erlebt, abgesehen davon, daß er kaum Etwas *gesehen*.

Als er nach einigen Stunden des Umherlaufens in der Stadt auf die kahlen Hügel stieg, an deren Fuße Valparaiso liegt, vermißte er die Palmen. Aergerlich ging er wieder zurück.

„Eine saubere Gegend!" sagte er. „Diese unsinnig großen Cactus können mir wenig helfen, die haben wir zu Hause auch, wenn gleich nicht so groß. Ich will Palmen, Bananen, Brodfrüchte und solche Dinge. Ich muß in's Innere, dort ist's hoffentlich nobler, malerischer, romantischer."

Zum Ueberflusse begegnete er jetzt in der Stadt zwei Mönchen.

Also auch darin hatte der verwünschte Capitän von der „Hoffnung" die Unwahrheit gesagt!

Er blickte verwundert nach den Beiden, und da ihn diese im Vorübergehen höflich grüßten, vermehrte sich sein Unmuth.

„Die Heuchler!" sagte er. „Grüßt nur! mich kriegt Ihr nicht herum!"

Er beschloß so bald als möglich in's Innere zu reisen. „Ein Mann, der über den Isthmus gegangen, kommt überall durch."

Mit diesem Gedanken beschäftigt, saß er des Abends in seinem Gasthofe und quälte sich eine Flasche englischen Porter hinabzuwürgen, als ein Mann eintrat, der ihn höflich grüßte, in einiger Entfernung von ihm Platz nahm, und schweigend ein Glas Wein trank.

Es ist eine tolle Geschichte! Draußen erkennt man den Landsmann unter Hunderten. Man sagt wohl bisweilen in Deutschland, Dieser oder Jener gleiche ganz einem Franzosen, einem Italiener, einem Engländer! Aber seht ihn nur draußen an unter Fremden. Augenblicklich erkennt Ihr den Deutschen. Woran? Ich weiß es nicht, aber man erkennt ihn.

So ging es Wessen.

Der Mann in der Ecke war ein Deutscher, das unterlag keinem Zweifel. Er sprach ihn an.

„O!" sagte Jener, „ich habe Euch gleich er-

kannt und hätte Euch gern angesprochen, aber man weiß nicht immer, ob man recht ankommt!"

Dann gab ein Wort das andere, die Beiden setzten sich zusammen, und Wessen erfuhr nun, daß sein neuer Bekannter Don Casparo de Mas a Fuera, oder auf Deutsch: Caspar Hoffmann heiße, ein Jäger sei, und von seinen Freunden bisweilen auch der Ziegencaspar genannt werde."

„Ihr kennt mich freilich nicht,"*) sagte er, „obgleich ich bereits im Jahre 1861 gedruckt worden bin, aber das hat nichts auf sich, wir werden deshalb doch gute Freunde werden, und Ihr sollt auch hier ein wenig sehen, was an mir ist."

Wessen glaubte anfänglich falsch gehört zu haben. Man befand sich in den vierziger Jahren, und der Mann sprach von 1861, wo er gedruckt worden sei! Dann hielt er ihn für verrückt.

Der Ziegencaspar aber setzte ihm auseinander, daß er schon vor Jahren aus Deutschland nach Chile eingewandert sei, um seiner Hauptleiden=

*) Im Falle sich der geneigte Leser in demselben Falle befinden sollte, so machen wir ihn angelegentlich aufmerksam auf das ausgezeichnete Buch: „Erinnerungen aus Süd-amerika," Leipzig, Hermann Costenoble 1861, obgleich wir in gebührender Bescheidenheit den Namen des Verfassers ver-schweigen.

schaft, der Jagd, obliegen zu können, sich aber hinsichtlich des Wildstandes einigermaßen getäuscht gefunden habe. Er sei auf der hohen Cordillera gewesen, eben so im Flachlande, aber überall sei es nicht viel. Es habe wohl „Zeugs," aber so recht Jagdbares eigentlich wenig. Keine Hühner, keine Hasen, keine Rehe. Wenn er an ein Wildschwein denke, so glaube er, das Heimweh müsse ihm das Herz brechen. Er breitete sich weitläufig aus über alles Das, aber als er endlich auch der Insel Mas a Fuera gedachte, auf welcher er gewesen, um Ziegen zu schießen, wurde er traurig, wie es schien, und brach rasch ab.

Wessen fragte ihm, ob ihm dort etwas Schlimmes zugestoßen.

„Ist schon gedruckt, lieber Herr," sagte der Ziegencaspar, „lesen Sie's nur, ich kann's unmöglich hier noch einmal erzählen." Dann seufzte er tief auf, und frug endlich Wessen, wer er sei und wie er heiße.

„Doctor Wessen," sagte dieser, „ich möchte Land und Leute kennen lernen und mich praktisch umsehen hier in Chile."

Caspar sann eine kurze Zeit hindurch nach, indem er sein Haupt wiegte und den Mund in nachdenkliche Falten zog. Dann sagte er:

„Ich glaube, ich weiß etwas für Sie.“

„Was denn?“

„Wissen Sie, zu meinem Vergnügen, wenn gerade nichts zu jagen ist, mache ich bisweilen Schuhe. Nun kenne ich da wackere Leute in den Bergen, hier in der Küsten-Cordillera, nämlich die — welche —“

„Nun?“ sagte Wessen, als der Ziegencaspar stockte.

„Nun, die mir bisweilen meine Schuhe abkaufen, oder wenn ich sie ihnen verehre, mir ein anderes Andenken dafür geben,“ rief der Ziegencaspar mit einem Anlaufe, „und diese Caballeros haben schon längst gewünscht die Bekanntschaft eines Herrn — zu machen wie Ihr.“

„Der Kerl ist ein Bauernschuster und ein Wilddieb,“ dachte Wessen, „aber unter diesen Bauernrotten kann ich Studien machen, hier in der Stadt sind mir die Zustände allzu europäisch.“

Er sagte zu, und der Ziegencaspar versprach ihn des andern Morgens abzuholen und zugleich ein Pferd für ihn zu besorgen.

Wessen hatte eine Doppelflinte und Schießbedarf mit sich genommen, weil es eben die meisten Reisenden so machten, allein er war nichts weniger als ein leidenschaftlicher Schütze. Als Schüler

hatte er während der Ferien auf dem Lande bei einem Oheim, der Jäger war, einige Sperlinge geschossen, aber das war auch Alles.

Sein neuer Freund ließ nicht nach, bis er sein „Jagdzeug" mit sich nahm, dann packte er Wäsche und die nöthigsten Kleider in die am Pferde befindlichen Satteltaschen, und hierauf zogen die beiden Jäger, wie sich der Ziegencaspar ausdrückte, durch die Almendrale und die Ausläufe der Stadt bergaufwärts gegen die Windmühlen zu, welche etwa eine Legua von der Stadt auf der Höhe liegen.

Des Ziegencaspars grüner Rock sah bei Tage verzweifelt fadenscheinig aus, sein Poncho war durchlöchert, und hinter sich, auf dem Sattel, hatte er einen mächtigen Pack alter und neuer Schuhe, welche mit Riemen zusammengeschnürt waren, und Wessen hätte nichts dagegen gehabt, wenn der also Ausgestattete, durch die Stadt wenigstens, *hinter* ihm geritten wäre, als ein Diener etwa, aber Don Casparo ritt gemüthlich neben ihm und hatte offenbar keine Ahnung von den geheimen Wünschen seines Landsmanns.

Als man die Stadt im Rücken hatte und zu Wessen's Verwunderung bergan Galopp zu rei-

ten begann, knüpfte der Ziegencaspar ein Gespräch an.

„Hat's viel Hühner heuer drüben bei Euch gegeben?“

„Ich glaube, ja,“ erwiederte Wessen.

„Ah,“ sagte Caspar, „ich vergaß ganz, die Hühnerzeit hatte noch nicht angefangen, als Ihr abreistet. Aber Hasen, wie sieht's im Winter mit Hasen aus?“

„Gut,“ versetzte Wessen auf Gerathewohl.

„Und der Rehstand muß auch prächtig sein, sie hegen sie bei Euch fast zu viel.“

„Ja er ist auch gut.“

„Wachteln?“

„Auch gut.“

„Alles ist gut,“ sagte der Ziegencaspar melancholisch, „Alles, und hier nichts als schuftige Vögel. Gab's viel Raubzeug in Eurer Gegend?“

„Ausgezeichnet,“ erwiederte Wessen, der nicht wußte, daß unter dieser Benennung die Füchse, Iltise, Marder, Geier und andere Raubthiere verstanden werden.

„Oh! Das ist so sonderbar!“ rief sein Begleiter. „Wenn Ihr einen so trefflichen Wildstand habt und auch so viel Raubzeug, wie macht Ihr denn das?“

Wessen, dem dieses Jagdgespräch im höchsten Grade langweilig war, zeigte mit der Hand nach der hohen Cordillera, deren beschneite Gipfel in der Sonne funkelten, und fragte, was das für ein Gebirge sei.

Der Ziegencaspar blickte mechanisch nach der bezeichneten Richtung, fragte aber ebenfalls, statt Antwort zu geben:

„Da gelten wahrscheinlich die Fuchsbälge ein schönes Stück Geld, weil Ihr die Bestien so schont."

„Ich kümmere mich den Teufel um die Fuchsbälge," rief Wessen ungeduldig, aber der Ziegencaspar schien dies gar nicht zu beachten, er hatte seit Jahren keinen Deutschen mehr getroffen, mit dem er von der Jagd hätte sprechen können, dieses Glück wollte er nicht so leicht aus der Hand lassen, und er überhäufte den unglücklichen Wessen mit einer Unzahl von Fragen, welche jener endlich nur mit Ja oder Nein beantwortete.

„Gab's auch Hochwild in Eurer Gegend?"

„Ja."

„Natürlich schießt Ihr blos Hirsche?"

„Nein."

„Was! auch Thiere?"

„Ja."

„Aber da ruinirt Ihr ja Euren Stand."

„Nein!"

„O! Gott," rief der Ziegencaspar, „was muß das für ein Land sein, wo sie das Raubzeug hegen und Thiere schießen und dennoch alles im besten Stande ist!"

Er ritt jetzt, in solche Betrachtungen versunken, eine Zeit lang schweigend neben Wessen und ließ alles jagdbare Gethier in Gedanken die Musterung passiren.

Man war längst von der Straße abgebogen und befand sich scheinbar auf der Höhe eines Gebirgszuges, zwischen stachligem Gesträuch hinreitend, auf kaum gebahntem Wege.

Wessen machte jetzt wieder einen Versuch, ein vernünftiges Wort mit seinem Begleiter sprechen zu können.

„Kommen wir bald zu den wackeren Leuten, von welchen Ihr spracht?" fragte er.

Der Ziegencaspar dachte eben an die Schnepfen, er summte halb singend vor sich hin:

„Oculi, da kommen sie.
Laetare, ist das Wahre.
Judica, sein sie auch noch da,
Palmarum, Tralarum!"

„Ich bin in eine schöne Patsche gerathen," dachte Wessen, dem es unheimlich zu werden be-

gann und der den alten, die Ankunft der Schnepfen betreffenden Waidspruch nicht kannte, „ich muß ihn mild und freundlich behandeln, der Mensch ist offenbar wahnsinnig, und mit solchen Leuten kommt man mit Güte meistens am Besten weg."

Da der Weg, oder das, was man in jenen Gegenden Weg nennt, so schmal war, daß Beide schon längere Zeit hinter einander reiten mußten, erhob er seine Stimme ein wenig und sagte, seine Frage wiederholend, in wohlwollendem Tone:

„Lieber Herr Ziepencaspar, ich meine, ob wir bald zu den Caballeros kommen, zu welchen Ihr mich bringen wollt?"

In diesem Augenblick schien aber der Angesprochene vor seinen Augen zu versinken, und im nächsten sah Wessen, daß er mit seinem Pferde einen fast senkrechten Abhang hinabkletterte. Die Zügel hatte er auf den Hals des Thieres gelegt, und stopfte sich, mitten in dieser augenscheinlichen Lebensgefahr, ruhig eine Pfeife, indem er sich, um das Gleichgewicht zu halten, weit zurückbog.

„Allmächtiger Gott," rief Wessen erschrocken, „der arme Verrückte bricht den Hals."

Sein Erschrecken verwandelte sich aber sogleich in Entsetzen, denn sein Pferd war dem des Zie-

gencaspars gefolgt, und er befand sich jetzt auf demselben Abhange wie der Vorreitende.

„Halt!“ schrie Wessen, „Halt! Halt an!“

Er riß gewaltsam an dem Zügel seines Pferdes. Aber dieses, wie er vorher bemerkt hatte, ziemlich weichmäulig und lenksam, schien jetzt nicht die mindeste Notiz von dieser gewaltsamen Führung zu nehmen, sondern stieg vorsichtig seinem Vorgänger nach.

Die chilenischen Pferde wissen, was sie zu thun haben, und weder Sporen, noch Peitsche und Zügel können sie auf ähnlichen Pfaden bewegen, von dem abzuweichen, was ihnen die Uebung und wohl auch der Instinct gelehrt hat.

Einzelne Steine bröckelten sich, indem man jetzt längs einer Felswand immer tiefer abwärts kletterte, los unter den Hufen der Thiere und stürzten in die Tiefe, zum Theil, wie man hören konnte, an vorspringenden Felswänden anschlagend, zum Theil aber auch, zum Entsetzen Wessen's, tief unten in Wasser fallend, und dabei war, neben dem steilen Abfallen des Pfades, derselbe so schmal, daß der eine Fuß unseres Reiters rechts an eine Felswand anstreifte, was ihn schwer beunruhigte, da er fürchtete, vielleicht vom Pferde gestreift zu werden, während der andere, sammt

dem Bügel, über dem Abgrunde schwebte, was ihn schwindeln machte, obgleich er sich trotz aller Furcht, die er empfand, dennoch innerlich wunderte, daß sie Beide noch nicht in die Tiefe gestürzt seien.

Was den Ziegencaspar betrifft, so schien dieser die Sache für eine ganz gewöhnliche zu halten, er rauchte unbefangen und sprach halb laut mit sich selbst. Eben wollte ihn Wessen ansprechen und ihn bitten, einen andern Weg einzuschlagen, obgleich dies für den Augenblick eine reine Unmöglichkeit war, als er sich umdrehte und, immer noch mit den Schnepfen beschäftigt, zu Wessen sagte:

„Ihr mögt es nun glauben oder nicht, ein Jahr meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich einmal wieder eine ordentliche Schnepfe schießen könnte, aber eine *ordentliche* sage ich, einen Eulenkopf, wie wir Jäger in Deutschland sie zu nennen pflegen; kleines Lumpenzeug giebt es hier auch.“

„Guter Herr Hoffmann,“ sagte Wessen weinerlich, „ich bitte Sie um Gotteswillen, reden Sie doch in einer so entsetzlichen Gefahr nicht immer vom Schießen und bringen Sie mich nicht absicht-

lich um's Leben. Ich bin ein verheiratheter Mann und habe sieben unmündige — —"

Er konnte die Unwahrheit nicht vollenden, denn des Ziegencaspar's Pferd hielt in diesem Augenblicke an, und dieser wendete sich wieder halb gegen Wessen:

„He! sind Sie vielleicht schwindlig?"

„Sehr, sehr," rief dieser, „außerordentlich."

Er hatte eine entfernte Hoffnung, Caspar's Herz erweicht zu haben.

Aber dieser sagte:

„Na, das schadet nicht. Machen Sie*) die Augen zu und lassen Sie Ihr Pferd nur gehen. Hopp!"

Das Pferd des Ziegencaspar's machte in diesem Augenblicke eine Art Katzenbuckel und fast gleichzeitig einen Satz, und Wessen sah vor sich zur Rechten einen schroffen Felsenvorsprung, vor demselben ein kleines, höchstens anderthalb Fuß breites Plateau, auf welches der Ziegencaspar so

*) Dieses Wechseln in der Ansprache zwischen Sie und Ihr habe ich nicht selten bei Landsleuten getroffen, welche längere Zeit in Chile gelebt und eben nicht vollkommen grammatikalische Jugendbildung genossen haben mochten. Ihr ist der gemüthliche Ton und rührt ohne Zweifel vom Spanischen „Usted," „Ihr," wörtlich: „Euer Gnaden" her.

eben gesetzt war, von welchem er aber sogleich wieder verschwand.

Zur Linken hatte er stets noch den unangenehmen steilen Abhang vor sich, oder besser eigentlich unter sich, oder einen Abgrund, eine Spalte von vier bis fünf Fuß Breite, der ihn gräßlich angähnte.

Er schloß die Augen nicht, er rief nicht: Hopp! aber sein Pferd folgte trotzdem jenem des Ziegencaspar's und flog mit ihm über die Kluft, er glaubte unten in der Tiefe Wasser zu sehen, aber es ging zu rasch, und drüben angelangt sprang das Pferd noch einmal, und jetzt sah Wessen vor sich auf einem ziemlich erträglichen Wege den Ziegencaspar voran galoppiren. Es wurde ihm jetzt allerdings klar, daß Jener kein vollkommener Verrückter, und daß der eben passirte Pfad noch keineswegs zu den in Chile für schlimm gehaltenen zu rechnen sei, aber eben als er seinen Begleiter wieder eingeholt und sich mit ihm besprechen wollte, wurden Beide plötzlich in spanischer Sprache angerufen.

Auf einem mäßig hohen Felsen, halb durch Gesträuche gedeckt, stand ein Mann, welcher eine Flinte in der Hand trug und, ohne indessen eine drohende Bewegung zu machen, hinabrief:

„He, Don Casparo, was habt Ihr da für einen Menschen bei Euch?“

„Einen Freund,“ antwortete Caspar, „ich stehe gut für ihn.“

Der Mann zog sich zurück.

„Ist das einer von Euren guten Freunden?“ fragte Wessen.

„Freilich,“ sagte Don Casparo, „das war die Wache.“

„Es sind Spitzbuben,“ dachte Wessen, „Räuber, ich wollte fast, ich wäre bei den schurkischen Negern auf dem Isthmus, welche, aus finanziellen Gründen, die Reisenden wenigstens nicht ermorden.“

Dem Ziegencaspar konnte er keine Vorwürfe machen, denn dieser sprengte wie toll voran, und sein eigenes Pferd schien ebenfalls des Sporns nicht zu bedürfen und war stets dicht hinter dem des Jägers.

Endlich bog man um eine Ecke, und Wessen bemerkte einen hinter einem Gebüsche aufsteigenden Rauch.

„Dort wohnen die Leute,“ sagte Caspar, „und ich bin überzeugt, daß ich Euch eine große Gefälligkeit gethan, Euch mit ihnen bekannt zu machen.

Als man das Gebüsch im Rücken hatte, sah Wessen fünf Männer, welche rauchend um ein

kleines Feuer saßen, sich aber bei der Annäherung der Beiden erhoben und sie begrüßten. Ohne Zweifel hatte die Wache bereits irgend ein Signal gegeben, denn die Leute äußerten nicht das mindeste Zeichen von Erstaunen.

„Hier, Caballeros," sagte Caspar, „bringe ich Euch einen Landsmann von mir, einen alten Freund, auch einen Jäger, vor Allem aber einen außerordentlich großen Gelehrten und weltberühmten Doctor."

Die Caballeros verbeugten sich auf das Artigste und mit dem vollen Anzeichen wirklicher Freude, dann fuhr Caspar fort:

„Er will unser Vaterland bereisen und seine Kenntnisse erweitern, obgleich er das nicht nöthig hätte, und wünscht eine Zeitlang bei Euch zuzubringen."

Wessen wunderte sich im Stillen über die plötzliche Beredtsamkeit des Ziegencaspar, welcher vorher einzig von der Jagd zu sprechen gewußt, aber einer der Caballeros nahm jetzt das Wort:

„Der berühmte Gelehrte ist uns schlechten Leuten willkommen," sagte er höflich, „und gewiß wird er so lange bei uns, seinen Freunden, bleiben, als es nöthig ist."

„Er thut's, er thut's," rief Caspar, „aber was

mich betrifft, muß ich fort. Die Enten warten nicht, und ich habe noch eine Stunde zu reiten, bis ich an den Teich komme. Adio."

Er warf das Bündel mit den Schuhen auf den Boden und sagte den Männern, daß er in etwa vierzehn Tagen wiederkommen und als Bezahlung die Hälfte gern an Pulver nehmen werde.

Zu Wessen sagte er:

„Ihr werdet mir's danken! Die Leute bezahlen vortrefflich, und Mancher würde, weiß Gott was, dafür geben, gleich am Anfange eine solche Kundschaft zu bekommen. Dann die Jagd! Seevögel könnt Ihr dort schießen," er zeigte mit der Hand nach einer Stelle, wo ohne Zweifel die See lag, „und Enten auf dem See, an welchen ich jetzt gehe. Lorenzo wird Euer Pferd morgen zur Stadt bringen. Auf Wiedersehen! Adio."

Er sprang in den Sattel.

„Sagt mir doch wenigstens, was das für Kerle sind, zu welchen Ihr mich hier geschleppt habt!" rief Wessen.

Aber Don Casparo sprengte auf, wie es schien, ungebahntem Pfade in das Gehölz und verschwand.

Wessen befand sich jetzt allein unter den Leuten,

von welchen er Aufschlüsse über die Verhältnisse von Chile erhalten sollte.

„Es thut mir leid," sagte der Caballero, welcher bereits vorher gesprochen hatte, „daß Don Casparo für jetzt nicht länger bei uns bleiben will, aber er hat Recht, in zwei Stunden ist keine einzige Ente mehr auf jenem Teiche, doch jetzt, Herr Doctor, laßt uns sogleich an das Geschäft gehen, der arme Cipriano wird wie im Himmel sein, wenn er Euch sieht."

Wessen folgte schweigend, wie ein zur Schlachtbank geführtes Lamm, dem Manne, der ihm noch sagte, daß er Francisco heiße. Er ahnete und fürchtete ein arges Mißverständniß.

Francisco ging auf eine Felswand zu, welche eine kleine natürliche Vertiefung bildete, und nachdem er eine die Thür vorstellende Decke hinweggezogen hatte, zeigte er Wessen einen Mann, der auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matratze lag und offenbar schwer erkrankt war.

„Cipriano," sagte Francisco, „schöpfe frischen Muth, es ist uns endlich gelungen. Hier haben wir einen Doctor und das zwar einen der besten;" zu Wessen aber sagte er: „er hat zwei Schußwunden im Beine und eine in der Schulter."

Es war eingetroffen, was Wessen befürchtete.

„Lieben Freunde,“ sagte er, „Gott weiß, wie gern ich Hülfe leisten wollte, aber ich kann nicht, ich bin ja kein Arzt (medico), es ist ein Irrthum.“

„Don Casparo ist ein toller Kauz, aber er lügt nicht,“ erwiederte Francisco, „und er sagte uns, daß Ihr ein Doctor seid.“

„Ja,“ rief Wessen, „ich bin ein Doctor, aber ein Doctor der Philosophie, kein Mediciner!“

„Wir sind schlichte Leute, aber dennoch wissen wir, daß Doctor Doctor ist,“ versetzte Francisco.

„Doctor der Philosophie,“ rief Wessen, „und ich wollte, der Teufel hätte mein Diplom geholt, ehe ich's in die Hände bekommen.“

Francisco zog die Schultern zum Zeichen der Mißbilligung.

„Wem Gott die Gabe so großer Gelehrsamkeit gegeben hat,“ sagte er, „sollte nicht murren über dieselbe, wenn sie ihm auch bisweilen beschwerlich fällt.“

Mittlerweile waren auch die übrigen vier Männer hinzugekommen und blieben außerhalb der Höhle stehen, welche das Krankenzimmer abgab, während Wessen wider seinen Willen mit Francisco eintrat.

„Ich wiederhole Euch,“ sagte Wessen, daß ich

mit tausend Freuden diesem armen Manne helfen würde, aber es liegt außer meiner Macht."

Cipriano, der Verwundete, welcher auf dem Rücken lag, drehte jetzt sein Antlitz gegen die Eingetretenen, jeder Laie konnte auf den ersten Blick bemerken, daß er ein heftiges Fieber hatte und trotz seiner rothen, glühenden Gesichtsfarbe sich sehr übel befinden mußte.

„Ich leide furchtbare Schmerzen," sagte er stöhnend. Dann faltete er schweigend seine Hände gegen Wessen und blickte ihn auf diese Weise um Hülfe flehend an. Ohne Zweifel hatte er seine Weigerung vernommen.

Es lag etwas in dem Gesichtsausdrucke des Armen, das den leicht empfänglichen Wessen tief ergriff. Thränen traten in seine Augen, und indem auch er unwillkürlich die Hände leicht faltete, sagte er halb laut in deutscher Sprache:

„O Gott! was soll ich beginnen."

Francisco zog seine Mütze, und auch die Anderen folgten seinem Beispiele. Vielleicht hatte er den Namen Gottes verstanden, jedenfalls aber sah er, daß Wessen sich zu Gott gewendet.

Auch der Kranke schlug seine Augen empor.

Der Augenblick schien feierlich werden zu wollen,

aber diese erhabene Stimmung war nicht von langer Dauer.

Als sich Wessen nach Francisco wendete, sagte dieser in freundlichem und treuherzigem Tone:

„Und jetzt übernehmt Ihr die Kur. Nicht wahr?“

„Ich kann nicht, denn ich bin kein Arzt,“ sagte Wessen fest.

Francisco runzelte die Stirn, einer der Außenstehenden aber, welcher Antioco hieß, rief:

„Vor zwei Minuten wart Ihr noch ein Doctor, jetzt seid Ihr keiner mehr? Glaubt Ihr, wir seien kleine Knaben?“

„Da ich Euch nicht begreiflich machen kann, was Philosophie und was Medicin ist,“ erwiederte Wessen, welcher trotz seiner gefährlichen Lage ebenfalls ärgerlich zu werden anfing, „da Ihr das nicht begreift, so ist es nutzlos, mit Euch zu reden.“

„Aber ich werde mit Euch reden,“ rief Antioco, indem er an ihn herantrat.

„Halt,“ rief Francisco, „keinen Streit!“

„Bietet ihm Geld,“ rief jetzt Pedro, ebenfalls einer der vor der Höhle Stehenden.

„Zehn Unzen Gold, wenn Ihr die Kur übernehmt!“ sagte Francisco, welchem dieses einleuchtete.

Wessen blieb stumm.

„Fünfzehn Unzen!“

„Zwanzig Unzen!“ *)

Dem gequälten Doctor der Philosophie schien sich jetzt ein Rettungsweg zu eröffnen.

„Um Euch zu zeigen, Caballeros,“ sagte er, „daß ich herzlichen Antheil nehme an dem armen Cipriano, so bin ich erbötig, zehn Unzen zu zahlen, um einen Arzt aus der Stadt rufen zu lassen, welcher ihn behandeln wird.“

Wessen hatte mit Sicherheit erwartet, sein Anerbieten mit Freuden angenommen zu sehen, aber jetzt blieben die Caballeros stumm.

Er seinerseits steigerte:

„Fünfzehn Unzen!“ —

„Zwanzig Unzen!“

*) Ziemlich genau achthundert Gulden, allein abgesehen davon, daß der Werth des Geldes dort ein bedeutend geringerer als bei uns, werden auch die Aerzte in Chile durchschnittlich sehr gut honorirt, und dies besonders, wenn sie über Land gerufen werden, und in verzweifelten Fällen. Um die jungen Collegen indessen nicht allzu lüstern zu machen, mag gesagt sein, daß die durchaus nöthigen Ausgaben eines Arztes, der zahlreiche und reichzahlende Praxis haben will, auch wieder bedeutend sind, theuere Wohnung, moderne Einrichtung, elegante Toilette, Dienerschaft, Pferde. Der „Doctor“ muß reich, „vornehm“ erscheinen, zu einem armen hat man wenig Vertrauen.

Niemand rührte sich. — Endlich aber sagte Francisco:

„Das hilft Alles nichts. Ihr müßt kuriren und kein Anderer. Ich will Euch auch den Grund sagen, weshalb."

Die Uebrigen murmelten mißbilligend, aber Francisco, welcher eine Art Anführer zu sein schien, hob die Hand.

„Schweigt," sagte er, „und laßt mich reden!" Dann fuhr er zu Wessen gewendet fort:

„Wir sind Leute, welche Niemand etwas zu Leide thun, im Falle man uns eben nicht angreift. Nun trifft es sich aber, daß wir häufig mit den Capitänen fremder Schiffe mehr gut Freund sind als mit der Douane, und da diese letzte sich ungemein hierüber ärgert, so kommen bisweilen Verdrießlichkeiten vor zwischen diesen Douaniers und uns.

„In der letzten Zeit nun fielen zufällig verschiedene solcher Wortwechsel zwischen jenen und uns vor, und wir zogen leider den Kürzeren, so daß unser, den armen Cipriano mit eingerechnet, nur noch acht sind, wir hier und zwei Freunde, welche Wache halten.

„Was eben so schlimm ist, so hatten wir verschiedene Schmollwinkel, in welche wir uns zu-

rückziehen konnten, wenn wir gerade nicht in der Laune waren, mit den Douaniers uns zu zanken. Diese haben sie alle aufgestöbert, theils durch unverdientes Glück, theils, wie wir fürchten, durch Verrath.

„Nur diesen Platz hier, merkt wohl auf, diesen haben sie noch nicht entdeckt, Niemand kennt ihn als Don Casparo, der zuverlässig ist, und wir sind überzeugt, daß sie den Glauben haben, keiner von uns lebe mehr, oder wir seien wenigstens aus der Gegend geflohen.

„Dieser Platz ist also unser Leben, unsere Freiheit, unsere zukünftige Existenz, und jene streitsüchtigen Menschen würden Alles aufbieten und kein Opfer scheuen, ihn zu entdecken.

„Unsern armen Cipriano können wir nicht wie einen Hund sterben lassen, aber — holen wir einen Doctor aus der Stadt, so sind wir des Verraths nicht sicher, ein fremder Doctor wird uns nicht verrathen, denn er wird nicht mehr nach Valparaiso zurückkehren, würde aber ein Doctor von dort nicht wieder nach Hause kommen, so würde dort Alles in Aufruhr gerathen, man würde seine Spur verfolgen, und wir wären entdeckt.

„Aus diesem Grunde haben wir Don Casparo

dringend gebeten, uns einen Schiffsarzt oder dergleichen zuzuführen. Gott hat uns Euch gesendet.

„Habe ich mich klar genug ausgedrückt?"

„Vollkommen," erwiederte Wessen, trotzdem, daß ihm die Haare zu Berge standen, „vollkommen, mit außerordentlicher Deutlichkeit. Ihr wollt dem Doctor, der den guten Cipriano kurirt hat, nachher die Kehle abschneiden, damit er Euch nicht verrathen kann."

„Doch nicht," versetzte ruhig Francisco, „nein, dies würden wir nur zu thun gezwungen sein, wenn er sich hartnäckig weigern würde, die Kur zu übernehmen."

„Sagt mir einmal," fragte Wessen nach kurzem Bedenken, „hat der liebe Don Casparo gewußt, was Ihr im guten oder schlimmen Falle mit mir beginnen wollt?"

„Nein," erwiederte Francisco, „gewiß nicht, denn in diesem Falle hätte er uns vielleicht einen Franzosen oder Engländer gebracht, aber sicher keinen Deutschen. Er hält viel auf seine Landsleute, welche alle treffliche Jäger sind, wie er uns versichert, und er dachte Euch, des Verdienstes halber, sowohl als Uns, durch Eure Geschicklichkeit, einen Dienst zu erweisen."

„Dreimal verdammter Dummkopf von einem

Ziegencaspar, verwünschter Esel und Einfaltspinsel," murmelte Wessen für sich, „aber noch größerer Esel, der ich jetzt bin, so von freien Stücken mich hierher verlocken zu lassen!"

Dann dachte er einige Augenblicke nach, und sprach mit Würde:

„Wohlan, ich werde die Kur übernehmen, man zeige mir die Wunde."

Ein Freudengeschrei beantwortete die Kundgebung dieses Entschlusses, und man war sogleich beschäftigt, den ohne Zweifel mit wenig Geschicklichkeit angelegten Verband zu öffnen.

Unser Freund hatte sich vorgenommen, da er kaum eine andere Wahl hatte, den Doctor zu spielen, und im Uebrigen der Natur ihren Lauf zu lassen, als er aber nun der Wunde ansichtig wurde, bemächtigte sich seiner ein unüberwindbarer Ekel; kaum hatte er noch je eine ähnliche Verletzung gesehen, und er fühlte, wie das Blut aus seinen Wangen wich.

Aber er bezwang sich mit Gewalt, und fand, daß zwei Schußwunden an der Vorderseite des Oberschenkels zu bemerken waren, während sich auf der Rückseite nur eine einzige befand. Ohne Zweifel war also nur eine Kugel durchgedrungen, und die andere befand sich noch in der Wunde.

Dazu war das verwundete Glied furchtbar angeschwollen, und so viel sich erkennen ließ, der Knochen zerschmettert.

„Der Teufel hole diese Kugel, die noch da drinnen steckt,“ dachte Wessen, „so viel ich weiß, kann der Bursche nicht gesund werden, bis die heraus ist, aber ich kann sie nicht herausziehen.“

„Man reinige die Wunde!“ sagte er jetzt.

Jene sahen sich an und zwei derselben, Vicente und Pedro, traten offenbar erschrocken, schüchtern zurück, Antioco aber sagte:

„Sennor, Doctor, das ist Eure Sache, wir fürchten unserm Freunde Schmerzen zu verursachen.“

Der improvisirte Arzt begriff die Richtigkeit dieser Bemerkung. Er ließ ein Tuch und Wasser herbeibringen und machte sich, mit einer abermaligen halb laut gemurmelten Verwünschung gegen den Ziegencaspar, an die Arbeit.

Es waren vorzugsweise zwei Dinge, welche er befürchtete. Einmal die Furcht, daß ihn der Abscheu ohnmächtig machen würde, zweitens die Besorgniß, dem Patienten unerträgliche Schmerzen zu verursachen.

Merkwürdiger Weise geschah keines von Beiden.

Ohne Zweifel hatte er sich die Sache noch ab=

scheulicher vorgestellt, als sie es in der That war; zweitens bemerkte er mit Verwunderung, daß der Kranke seine Berührung, als er die Wunde wusch, kaum zu fühlen schien.

„An Dir ist ein wirklicher Doctor verloren," sagte er zu sich selbst, „Du hast eine leichte, und wer weiß, vielleicht auch eine glückliche Hand!"

Er bekam ordentlich Muth und Lust zu seinem neuen Berufe.

Dann untersuchte er die Wunde an der Schulter, welche kein so gefährliches Aussehen wie jene am Schenkel hatte, und machte sich endlich daran, beide Verletzungen wieder zu verbinden.

„Wird das halten?" sagte Antioco, als er mit dem Verbande der Hauptwunde zu Ende war und dieser schlotternd am Fuße hing, „wenn Cipriano sich bewegt, wird die Binde herunterfallen."

Wessen schleuderte ihm einen vernichtenden Blick zu, dann sagte er:

„Man schweige! ich bin nicht gewohnt, von Laien Einsprüche zu hören;" dann fügte er geringschätzig hinzu: „Nur Pfuscher und unwissende Leute werden eine Wunde, von solcher Beschaffenheit wie diese, fest verbinden. Der Verband muß so leicht als möglich angelegt werden, um dem Kranken keine unnöthige Pein zu verschaffen."

Der Verband an der Schulter preßte ihm Angstschweiß aus.

„Der Gegner dieses Unglücklichen hätte an jeder Stelle seines Körpers eine Verwundung anbringen können," dachte er, „es wäre mir gleichgültig gewesen, aber warum gerade an der Schulter! die mag der Teufel verbinden. Komme ich lebendig wieder nach Hause, so lasse ich mir eigens einen solchen Schulterverband zeigen. Ich bin begierig, wie sie es anfangen."

„Nur ruhig, holder Freund," sagte er zu Cipriano, als er endlich mit Noth fertig geworden, „liegen wir hübsch still, damit wir uns nicht unnöthig erhitzen."

Dann fühlte er den Puls des Verwundeten, und erschrak fast, als derselbe sich jetzt gegen ihn wendete und ihm unaufgefordert die Zunge zeigte, wie dies die Kranken in Chile häufig thun, um so den Wünschen des Arztes entgegenzukommen.

Wessen wiegte jetzt nachdenklich das Haupt und zog die Mundwinkel abwärts, als überlege und bedenke er den Zustand des Kranken. Er bedachte auch in der That, aber nur, was er den fünf Freunden desselben sagen sollte, welche ihn umstanden und an seinen Blicken hingen.

„Wie steht es?" fragte jetzt Francisco.

Wessen hatte seinen Entschluß gefaßt. Er winkte mit den Augen, und in Folge dieses Winkes verließ die Gesellschaft die Höhle.

Man ging schweigend zu der verlassenen Feuerstelle, und dort angelangt, sagte er mit strenger Miene:

„Es ist unverantwortlich, daß man nicht früher einen Arzt herbeigerufen hat. Wäre vor acht Tagen einer meiner Collegen zu Rathe gezogen worden, so wäre Alles gut gegangen, jetzt," er zog bedenklich die Schulter, „jetzt kann ich für Nichts mehr stehen."

„Und doch," sagte tückisch Antioco, welcher eine besondere Abneigung gegen Wessen zu haben schien, „doch habt ihr Euch noch eine Weile besonnen, ehe Ihr Euch entschloßt, ihn zu behandeln."

„Schweig," rief Francisco, „der Herr Doctor wird wohl seine Gründe gehabt haben," und als Wessen zustimmend nickte, fuhr er fort:

„Ich habe alles Vertrauen zu Euch, Herr Doctor, denn ich beobachtete wohl, wie Euch die Thränen in die Augen traten, als Ihr unsers armen Kameraden ansichtig wurdet, auch habt Ihr den Verband sorgfältig, ja fast ängstlich angelegt (was Antioco sagte, war dummes Zeug),

aber jetzt — jetzt muß Cipriano eine Medicin bekommen!"

„Wohl," erwiederte Wessen, „da bei Eurem — Geschäfte ohne Zweifel hier und da etwas Aehnliches, wie mit dem Cipriano da, vorkommt, so habt Ihr ohne Zweifel auch eine kleine Hausapotheke, bringt mir die herbei!"

„Leider fiel diese der Douane in die Hände," erwiederte Francisco, „aber schreibt nur was auf, Herr Doctor, aus der Apotheke in der Stadt können wir Alles bekommen, ohne Verrath fürchten zu müssen."

Wessen wiegte wieder, wie er es schon mehrmals gethan, sein Haupt, aber innerlich befand er sich in furchtbarer Verlegenheit.

Aufschreiben!

Aber Was?

Aus dem Arzeneischatze einer Hausapotheke hätte er vielleicht irgend ein ihm halbwege bekanntes Mittel finden können, was, in kleiner Menge wenigstens, unschädlich gewesen wäre, aber: aufschreiben!

Es fiel ihm Nichts ein. Er hatte nie die Krähenfüße eines Receptes lesen können, jetzt sollte er selbst eines schreiben! Schrieb er irgend

einen Blödsinn, und der Apotheker schickte den Boten zurück, so konnte die Geschichte übel ablaufen.

Diese Menschen hielten ihn einmal für einen Doctor und hätten ihn in diesem Falle offenbar der Böswilligkeit bezüchtigt. Er war also jetzt gezwungen, den Arzt zu spielen ohne seinen Willen und gegen sein Können und Vermögen, denn ihm zumuthen, ein Recept zu schreiben, es war geradezu lächerlich.

Francisco gab ihm wenigstens einigen Aufschub, indem er sagte:

„Laßt uns aber, ehe Ihr Lorenzo mit dem Recepte in die Stadt schickt, das Mittagsmahl einnehmen. Ihr werdet hungrig sein so gut wie wir, und Lorenzo kann die Versäumniß einholen.

Trotz der üblen Lage, in welcher er sich befand, that Wessen der Kochkunst seiner neuen Freunde dennoch alle mögliche Ehre an, und Pedro, welcher die Küche besorgte, blickte mit der Wohlgefälligkeit einer Köchin, deren Speisen man lobt und anerkennt, nach dem wacker schlingenden Doctor.

Die einzige Speise, welche diesem nicht anstand, die aber gerade seine Gastfreunde mit vielem Wohlbehagen verzehrten, waren die Erbsen, ein Lieblingsgericht des chilenischen Volkes. Man

schmort eine größere Menge derselben mit Ochsenfett, genießt einen Theil derselben warm, nimmt sich aber selten die Mühe, den Rest von Zeit zu Zeit wieder aufzuwärmen, sondern speist denselben später kalt, so lange der zuerst bereitete Vorrath eben anhält, zwei, vier, sechs Tage lang.

Die Casuela, die Hühnersuppe, und ein gebratenes Ferkel mundeten ihm vortrefflich, und eben so that er dem Weine von Bordeaux, welchen die guten Leute ohne Zweifel von ihren Freunden, den Schiffscapitänen, erhalten hatten, alle Ehre an.

Da aber alles Irdische einmal zu Ende geht, so war dies auch bei diesem ländlichen Mahle der Fall, und Wessen sah mit Erschrecken, daß Lorenzo ein Pferd, weiß Gott aus welchem Verstecke, herbeibrachte, und dasselbe zu satteln begann.

„Diese verwünschten Gauner,“ murmelte Wessen, „scheinen vollständig organisirt. Einer führt das Wort, einer kocht, ein dritter besorgt die auswärtigen Geschäfte, und ein vierter, Antioco dieser Elende, scheint sich die Rolle des Widerhaarigen aufbewahrt zu haben, oder auch etwas Schlimmeres.“

Um indessen Zeit zu gewinnen, sagte er laut: „Ich muß mir nun den Kranken noch einmal

besehen. In dergleichen Zuständen treten häufig rasche Veränderungen ein, welche sorgfältig beobachtet werden müssen."

Er traf Cipriano noch in derselben Lage, in welcher er ihn verlassen hatte, doch wendete er den Kopf ein wenig gegen Wessen und Francisco, der denselben begleitete und grüßte.

„Habt Ihr noch immer viele Schmerzen?" fragte der Erstere.

„Furchtbare."

„Welche Wunde schmerzt Euch am meisten?"

„Ach," sagte der Kranke mit matter Stimme, „ich fühle kaum, daß ich verwundet bin, aber der ganze Körper schmerzt mich, Feuer strömt durch meine Adern, und mein Gehirn scheint zu brennen."

„Wir werden das berücksichtigen," erwiederte Wessen gravitätisch, und nachdem er sich wieder vom Krankenbette entfernt hatte, setzte er sich auf einen umgehauenen Baumstamm, und indem er den Kopf in seine Hände stützte, gab er sich den Anschein eines tief Nachdenkenden.

Er dachte wirklich nach, aber weniger über das, was er „berücksichtigen" wollte, sondern, da der letzte Termin fast abgelaufen war, an seine Aufgabe.

„Jetzt schreibe ein Recept, Heinrich Carl,"

sagte er zu sich selbst, „und zeige, daß Du kein Dummkopf bist. Recipe: Nimm! so sagen alle diese verdammten langen Zettel an, aber Was? Mir fällt Nichts ein, gar Nichts, und schreibe ich unsinniges Zeug, so sagt es der Apotheker diesem verwünschten Lorenzo, und diesen Burschen hier ist dann Alles zuzutrauen!

Ein Gedanke flog durch sein Gehirn.

„Die Homöopathie!"

Ein Ertrinkender hascht nach einem Strohhalm!

„Ich behandle diesen Menschen homöopathisch, wer kann mir nachher Vorwürfe machen?"

Aber er bedachte wieder, daß er ihn ja im Grunde bereits in homöopathische Behandlung genommen habe und daß es sich eigentlich weder um die Behandlung, oder am Ende gar um die Herstellung, sondern allein um ein Recept handle, und dann — unter allen Verhältnissen fehlten ihm die Hauptbestandtheile des homöopathischen Arzneischatzes: Streukügelchen und Weingeist.

„Ich muß mich mit der Allopathie behelfen," dachte er, und in diesem Augenblicke schien sich sein Schutzengel erbarmt zu haben, es fiel wie Schuppen von seinen Augen, und mit klaren Schriftzügen stand ein Heilmittel vor seinen Au-

gen und gleichzeitig einige Worte, die er häufig auf Recepten sich erinnerte gelesen zu haben, und welche ihm verständlich waren, da er fünfzehn Jahre lang die Segnungen eines classischen Unterrichts genossen hatte, ferner einige einzelne Buchstaben, welche ihm nicht verständlich waren, weil er über ihre Bedeutung niemals nachgedacht hatte, welche aber dennoch, wie ihn dünkte, zu einer zweckmäßigen Verlängerung des Receptes gegenwärtig sehr wohl anzuwenden waren.

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche, gab ihm die bekannte Form und schrieb auf dasselbe:

Rec. Emplastrum adhaesivum*)
quantum satis.
M. f. p.
detur
in
scatula.

Dr. Wessenius.

„Es soll mit höchster Sorgfalt bereitet werden" sagte er hierauf zu Lorenzo, indem er ihm das Papier übergab, worauf dieser in den Sattel

---

*) Zu Deutsch: Nimm Heftpflaster — (Wir hoffen, der geehrte Leser kennt das Heilmittel) so viel als nöthig — Mische und pulvere es, gieb es — in — einer Schachtel.

sprang und, wie vorher der Ziegencaspar, in wenigen Augenblicken im Gebüsche verschwunden war.

Hierauf fragte Wessen, ob es ihm gestattet sei, sich in der Gegend ein wenig umzusehen, worauf Francisco erwiederte, daß Antioco sich glücklich schätzen würde, ihn zu begleiten, und dann begann ein Spaziergang, der so wenig zur Erholung unseres Freundes beitrug, als er dazu diente, ihm irgend ein landschaftliches Bild vor Augen zu führen.

Antioco, welcher zwei Pistolen in die Tasche gesteckt und seine Büchse über die Schulter gehängt hatte, führte seinen Schutzbefohlenen zuerst durch dichtes, zum Theil mit Stacheln versehenes Strauchwerk, dann kletterte er steile Felswände hinan, von welchen Wessen jeden Augenblick herabzustürzen fürchtete; ehe man aber die Höhe erreicht hatte, von welcher aus vielleicht eine Aussicht möglich, bog Antioco in irgend eine enge Schlucht, in welcher Wasser floß, und in der nur einer hinter dem andern gehen konnte, dann kletterte man, je nach Umständen, aufwärts, oder stieg wieder tiefer.

Einmal glaubte Wessen das Brausen der See zu hören. Er fragte seinen Begleiter, ob man

nicht in der Nähe eine hübsche Aussicht über das Meer habe?

„Wasser ist allenthalben Wasser,“ sagte Antioco mürrisch, „am Meere ist nichts zu sehen“ und dann kroch er wieder in das dichteste, verworrenste Buschwerk.

Nach zwei Stunden kamen sie von ihrem Spaziergange zurück, und Wessen warf sich erschöpft und von den Dornen zerkratzt auf ein Lager, welches man mittlerweile für ihn bereitet, aber übrigens, so gut es die Umstände erlaubten, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet hatte.

Kurz vor Anbruch der Nacht erschien Lorenzo wieder.

Wessen war sichtlich erstaunt über die kurze Frist, welche er bedurft hatte, um zur Stadt und wieder zurück zu kommen, aber er kannte die Schnelligkeit und Ausdauer der chilenischen Pferde nicht, und vielleicht hatte derselbe auch einen anderen näheren Weg eingeschlagen, als jenen, den ihm am Morgen der Ziegencaspar geführt hatte.

Alle sprangen auf, um die Arznei zu sehen, welche er mitgebracht hatte.

Dieselbe befand sich in einer großen Schachtel, — detur in scatula — und bestand aus fünf spanischen Pfunden Heftpflaster — quantum

satis — da der Apotheker nicht genau wissen konnte, wie viel eben für den betreffenden Fall nöthig, und er überdies auf diese Weise seinen ganzen Vorrath loswurde.

Er ließ dem gelehrten Doctor noch nebenher sagen, was das „Mischen" beträfe — m. misce, so sei Alles mit der außerordentlichsten Sorgfalt gerührt und gemischt, aber f. p. fiat pulvis — „pulvere es," sei nicht zu bewerkstelligen gewesen. Der Teufel selbst könne das zähe Zeug nicht pulvern. Im Uebrigen ließe er sich für die Zukunft auf das Angelegentlichste der Gunst und ferneren Kundschaft des berühmten europäischen Arztes empfehlen, von dem er selbst schon Vieles gehört und gelesen, und er wolle — erkenntlich sein.

Das Ansehen Wessen's war auf das Ungeheuerste gestiegen.

Selbst Antioco sah ihn staunend an. Sein Ruf war weit, weit her über die See, bis in die Apotheke und nach Valparaiso gedrungen! Man sieht, wie wahre Wissenschaft auch rohe Gemüther ergreift und bewältigt.

Es ist in Chile wie in Europa!

Neues Erstaunen bemächtigte sich der fünf Caballeros, als sie der Medicin selbst ansichtig wurden.

„Ave Maria purissima!“ rief Vincente aus, „das Alles muß Cipriano einnehmen, wenn er gesund werden will.“

Francisco fragte, ob auch Alles regelrecht bereitet sei.

Wessen roch prüfend an einer Stange des Pflasters.

„Es ist gut,“ sagte er, „sehr gut sogar, es freuet mich, hier in Chile so geschickte und verständige Apotheker zu finden. Man kann das in Europa nicht besser bereiten!“

Die Caballeros fühlten sich geschmeichelt, und jetzt folgten noch eine Menge Fragen.

„Muß Cipriano noch heute einnehmen?

„Ist es sehr stark?*)

„Ist es auch Gesunden gut, wenn sie es nehmen?

„Hilft es wohl auch für zukünftige Krankheiten?

„Diese Medicin,“ erwiederte Wessen mit ruhiger Würde, „ist von der äußersten Stärke und Wirksamkeit. Sie hilft nicht allein für gegenwärtige Krankheiten, sondern auch für zukünf-

*) „Mui forte,“ Lieblingsfrage an der Westküste bei ähnlichen Fällen.

tige, ja selbst für vergangene, in so fern noch gewisse Cruditäten von derselben im Körper zurückgeblieben sind."

Seine fünf Zuhörer warfen begehrliche Blicke auf das Heftpflaster.

Wessen sah sie gütig an. Er schnitt, nicht ohne einige Mühe, ein kleines, etwa erbsengroßes Stückchen ab.

„Kommt, Francisco!"

Er schob ihm das Stück in den Mund.

Dann theilte er auch den anderen ihre Gabe zu. „Ganz schlucken, nicht kauen," sagte er zu Antioco, dem er eine dreifache Menge gegeben hatte, als „seinem getreuen Begleiter auf dem unterhaltenden Spaziergange," wie er sagte.

Dieser war sichtlich geschmeichelt durch diese Bevorzugung, aber nach einigen Augenblicken griff er, eine Grimasse schneidend, mit den Fingern in den Mund und suchte seine Zähne von dem hartnäckig anhängenden Heftpflaster zu befreien.

„Ich habe gesagt: Ganz schlucken, nicht kauen!" sagte Wessen mit überlegenem Lächeln. „Es ist bisweilen schädlich, wenn diese Arznei allzu lange im Munde behalten wird."

Antioco machte jetzt krankhafte Anstrengungen, Wessen aber dachte im Stillen:

„Es wird diesem Gauner die Gedärme nicht zusammenkleben, und wenn dieser boshafte Affe, der Antioco, darauf gehen sollte, würde es mich speciell freuen, freilich müßte ich vorher fort sein aus diesem Labyrinthe von Dornbüschen und Felswänden."

Laut aber sagte er:

„Gehen wir aber jetzt zu unserem armen Cipriano, um ihm, wenn es Gottes Wille ist, Hülfe und Leistung zu bringen."

Als man zu Cipriano eingetreten war, fand man ihn, wie vorher, auf dem Rücken liegen, und auf die Frage, wie er sich befände, erwiederte er, leise und langsam sprechend, daß sein Gehirn noch immer zu brennen schiene, daß aber aus den Füßen sich dieses Gefühl ganz verloren habe.

„Und die Wunde?" fragte Wessen.

„Ja, ja," erwiederte Cipriano.

„Wie so? ja, ja?"

Aber der Kranke antwortete nicht mehr, sondern ließ seine Augen, wie es schien, höchst gleichgültig an der Wölbung der Höhle umherschweifen. Doch brachte er die Zunge zum Vorschein, als ihm Wessen den Puls befühlte.

„Ich werde das Arzneimittel für heute blos äußerlich anwenden," sagte dieser jetzt, „was in einer Stunde höchst heilsam ist, kann in der nächsten tödtlich werden, und eben das beurkundet das höchste Wissen in unserer ärztlichen Kunst, sich stets der rechten Zeit bewußt zu sein."

Hierauf strich er mit vieler Anstrengung und höchst ungleich und unzweckmäßig ein Stück des Heftpflasters auf ein Endchen Linnen und legte dies auf die Wunde, wobei er zu Francisco sagte:

„Ein Anderer hätte vielleicht das Mittel gleichmäßig und regelmäßig auf diese Leinwand aufgestrichen, und das Uebel wäre dadurch bedeutend verschlimmert worden. Ich habe es so gemacht, und es ist kein einziger Strich umsonst geschehen. Aufstreichen und Aufstreichen ist Zweierlei!"

Francisco neigte zustimmend das Haupt.

„Die Arzneiwissenschaft ist eine außerordentliche und bewunderungswürdige Kunst," sagte er. —

Man hatte das Feuer frisch entzündet und setzte sich, das Abendessen einnehmend, fröhlich plaudernd um dasselbe. Alle waren guter Dinge, denn man hatte für Cipriano die beste Hoffnung,

und als der Schein des Feuers zwischen den Felswänden emporleuchtete, wurde die Gesellschaft durch noch zwei neue Mitglieder vermehrt.

Die beiden Neuangekommenen, die des Tages über als Wachen aufgestellten Männer, berichteten, daß „der Engländer“ da, und morgen zu sprechen sei.

„Gut,“ sagte Francisco, und man sprach nicht weiter von der Sache, Wessen aber begann gesprächig zu werden und wacker aufzuschneiden. Er erzählte von den Kuren, die er in Europa gemacht, und brachte die abenteuerlichsten Dinge zum Vorschein, welche man ihm glaubte, denn nachdem Lorenzo auf jenes kleine, aus wenigen Worten bestehende Recept hin, fünf Pfund Arznei erhalten hatte, stand sein Ruf begründet da. Er sagte endlich noch seinen Verehrern, daß ihn die fast erdrückende Praxis in Europa bewogen habe, eine Erholungsreise nach Chile zu machen, woselbst er sich vorgenommen habe, vollkommen auszuruhen, und um keinen Preis seine Kunst auszuüben. Daher seine anfängliche Weigerung. Aber sein gutes Herz habe ihm eben wieder einmal einen Streich gespielt.

Man belobte und dankte ihm, und nachdem man Pedro beredet, die Nacht bei Cipriano zu-

zubringen, und Vincente und Antioco sich an die Stelle der heimgekehrten Wächter verfügt hatten, ging man zur Ruhe.

Als Wessen, in seine Decken gehüllt, vor dem Einschlafen noch einmal die Ereignisse des Tages vor sich vorübergehen ließ, war er, wie ihm das häufig begegnete, höchst zufrieden mit sich selbst.

„Einem gescheidten Kerle glückt doch Alles," dachte er. „Wie habe ich diese Dummköpfe angeschwindelt, und mit dem Doctorwesen geht's in der That leichter, als ich dachte. Man läßt eben die Sache gehen, wie sie geht. Dieser Cipriano wird gesund werden, er hat schon weniger Schmerzen, und dann glauben die Narren, ich habe ihn kurirt!

„Wer weiß, ob ich mich, hier in diesem Chile, nicht als Doctor aufthue."

Er entschlief.

Als er erwachte, warf die Sonne eben ihre ersten Streiflichter an die Felswand ihm gegenüber, und vor seinem Lager stand Francisco.

„Der Padre wünscht Euch zu sehen," sagte er.

Wessen sprang auf.

„Welcher Padre?"

„Nun, der Pfarrer, der Geistliche. Pedro hörte in der Nacht Cipriano arg stöhnen und ver-

stand das Wort „Padre.“ Da der arme Teufel von Cipriano sich ohne allen Zweifel nach geistlichem Zuspruche sehnte, so ritt er sogleich fort, den Padre zu holen. Dieser hat nun die Beichte des Armen gehört und läßt Euch um eine Unterredung bitten.“

Wessen hatte kaum Zeit, sich zu bedenken, denn einige Augenblicke später kam schon der Padre herbei.

Es war ein wohlgebauter Mann von etwa vierzig Jahren, mit ausgesprochenen, aber gutmüthigen Zügen, und als er Wessen höflich grüßte, dünkte es diesen, als flöge ein leises Lächeln über sein Gesicht.

Er betrachtete Wessen einige Augenblicke hindurch, und dann sagte er:

„Wir können ungestört sprechen, denn wie Ihr seht, haben sich meine gaunerischen Beichtsöhne zurückgezogen. Ihr seid kein Arzt, Herr!“

„Woraus schließt Ihr das?“ erwiederte Wessen ziemlich kleinlaut.

„O, aus dem kuriosen Pflaster, aus dem noch kurioseren Verbande, und endlich daraus, daß Ihr nicht gefunden habt, daß der Brand zur Wunde getreten ist, was schon gestern Morgen der Fall gewesen sein muß. Die Kugel steckt auch

noch in der Wunde, aber es wäre zu spät gewesen, sie zu entfernen. Man hätte höchstens amputiren können, und selbst das mit wenig Hoffnung auf Erfolg."

„Ich wollte —" sagte Wessen, aber der Padre unterbrach ihn:

„Ich weiß Alles," sagte er, „der verrückte deutsche Schuster hat Euch hierher geschleppt, der, anstatt sich an Eure Landsleute anzuschließen, die alle Welt hier achtet und ehrt, stets mit solchem Gesindel verkehrt. Ihr könnt nicht dafür und habt den Tod dieses Cipriano, der in einer halben Stunde nicht mehr sein wird, nicht auf dem Gewissen. Aber hätten diese Dummköpfe mich acht oder zehn Tage früher gerufen, so hätte man ihn vielleicht retten können."

„Aber seid Ihr denn Arzt?" sagte Wessen, „und lassen sie denn Euch so in ihren Versteck, da sie nicht einmal einem Arzte trauten?"

„Wir Geistliche, die wir fern von der Stadt auf dem Lande leben, müssen wohl ein wenig Arzt sein, und was das Verrathen dieses Schlupfwinkels betrifft, so wissen diese Leute wohl, daß ein Priester kein Polizeiagent ist, so wie wir unsererseits wissen, daß wir mehr Gutes stiften können, wenn wir uns das Vertrauen solcher

Menschen erhalten, als wenn wir den Verräther spielen. Aber jetzt kommt zu Cipriano und führt die Euch aufgedrungene Rolle zu Ende. Dann sprechen wir von Euch selbst."

Beide kamen gerade noch recht, um am Lager des Verscheidenden ein Gebet sprechen zu können, und Wessen, der noch nie einen Menschen hatte sterben sehen, war tief ergriffen, als sie aus der Höhle traten.

Der Padre sprach jetzt laut und offenbar in der Absicht, daß die Freunde des Verstorbenen es hören konnten, mit Wessen über den stattgefundenen Fall und sagte:

„Ihr habt vollkommen recht gehabt, hochgelehrtester Herr Doctor, und habt mit merkwürdigem Geschicke das Richtige gefunden. Der Verband, den Ihr angelegt, war, obgleich von neuer Art, doch höchst zweckmäßig, und die treffliche und unerhört wirksame Medicin, die Ihr verschrieben habt, wird mir in meinem Sterbestündlein, wenn ich nur an sie denke, einige heitere Augenblicke verschaffen. Aber man hat Euch zu spät geholt, und keine irdische Gewalt konnte diesen Cipriano mehr retten."

Hierauf nahm er Wessen unter den Arm und

ging an einer entfernteren und ungestörten Stelle mit demselben auf und nieder.

„Das war vor Allem nöthig," sagte er hier zu Wessen, „denn obgleich diese Menschen Euch gezwungen haben, ein Arzt zu sein, und Ihr ihnen anfänglich die reine Wahrheit gesagt habt, so würde die Sache dennoch jetzt ein schlimmes und gewaltthätiges Ende nehmen, erführen sie plötzlich und ohne alle Vorbereitung, daß Ihr ihren Gefährten schlecht behandelt, oder gar, daß Ihr kein wirklicher Arzt seid."

„Aber," sagte Wessen, „wenn es hier eine Regierung, wenn es geregelte Zustände giebt, wie ist es möglich, daß eine Bande solcher Burschen, hier, nur einige Stunden von der Stadt entfernt, ihr Wesen treiben kann?"

„Einmal," erwiederte der Padre, „habt Ihr bereits gehört, daß ihnen die bewaffnete Macht schlimm auf den Fersen ist, und daß man diesem Unfuge mit aller Gewalt entgegenzutreten sucht, dann ist die Verführung groß, sehr groß, denn da man den Leuten, als man Revolution machte, eine fast gänzliche Steuerfreiheit versprach, so ist die Regierung, um die zum Staatsunterhalte nöthige Summe zu erhalten, fast einzig auf die Er=

trägnisse der Mauth angewiesen, und unsere Eingangszölle sind deshalb sehr hoch.

„Hohe Mauth — Viele Schmuggler!

„Ferner giebt's bei Euch, die Ihr seit längerer Zeit die geregeltsten Zustände habt, nicht auch Spitzbuben, welche diese Regeln selbst benutzen, um allerlei Unfug zu treiben, Cujone, die unter dem Deckmantel der Freisinnigkeit im Trüben fischen und Eure treffliche Regelmäßigkeit, Eure Gesetze selbst, nach Rechts oder Links drehen, je nachdem sie einer oder der anderen Partei angehören?"

„Oh! ich bitte," sagte Wessen.

„Gut," fuhr der Padre fort, „Eure Frage habe ich beantwortet, jetzt wollen wir besprechen, auf welche Weise Ihr von hier fortkommt."

„Ich gehe eben nach Valparaiso!"

Der Padre lächelte.

„Das thut Ihr nicht. Die Leute hier haben Euch schon gesagt, daß Ihr nicht mehr nach Valparaiso zurückkehren werdet, und ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben. Ihre Existenz, vielleicht ihr Leben, hängt an der Verborgenheit dieses Schlupfwinkels."

„All' mein Gepäck ist in Valparaiso," rief Wessen lebhaft, „wenn ich gleich von hier aus in

eine andere Stadt Chiles gehen soll, wer besorgt mir meine Effecten dorthin?"

„Darum," versetzte der Padre mit vieler Sanftmuth, „sollt Ihr auch in gar keine Stadt gehen, denn die Leute glauben, daß Ihr dort so gut wie in Valparaiso plaudern könnt, Ihr sollt auf ein Schiff gehen."

„Auf ein Schiff! Was soll ich auf einem Schiffe thun?"

„Ihr sollt anders wohin fahren!"

„Das fällt mir nicht im Traume ein."

„Hombre! *)" erwiederte der Padre, „denkt Ihr nicht daran, daß diese Leute Freunde haben draußen, auch außerhalb dieses Schlupfwinkels, und dann, daß Ihr hier in ihrer Gewalt seid? Jetzt, da sie keines Doctors mehr bedürfen, werden sie wenig Umstände mit Euch machen, im Falle Ihr Euch nicht ihren Wünschen fügt."

„Wo zum Teufel," rief Wessen wüthend, „wollen mich diese Schufte denn hinfahren lassen?"

„Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht weiß," versetzte der Padre, „aber schon heute Morgen, ehe

*) Hombre, Mensch, wird in ähnlichen Fällen zu übersetzen sein mit: Mann, was fällt Euch ein! — oder: was denkt Ihr! — oder: welche Ideen!! Also fast stets als Mißbilligung oder als Zeichen mißbilligender Verwunderung.

Ihr noch erwachtet und der Tod Cipriano's keinem Zweifel mehr unterlag, trugen sie mir auf, Euch zu bestimmen, gutwillig auf das Schiff zu gehen, das draußen kreuzt und mit dem sie heute Abend Geschäfte machen werden."

„Ich hoffe, daß dieses treffliche Schiff doch wenigstens an der Küste anlegen wird," sagte Wessen mit verbissenem Ingrimm.

„Ich hoffe es auch, wenn Ihr es wünscht," erwiederte der Padre.

„Vielleicht in Bolivien?"

„Es kann leicht sein."

„Oder in Peru?"

„Wohl möglich."

„Am Ende fährt es gar direct nach Haus?"

„Dieses müßte um Cap Horn geschehen, wenn nicht durch das stille Meer, um das Cap der guten Hoffnung."

Als wenig passende Antwort rief Wessen: „Ziegencaspar, du Hund!"

„Ich werde ihm Vorwürfe machen, sobald ich ihn sehe," sagte der Padre, wenngleich ich überzeugt bin, daß er die besten Absichten hatte." —

Ob schon alle Welt weiß, daß Schmuggler und ihre Stammverwandten fast einzig und nur in dunklen und regnerischen Nächten ihrer sündhaf-

ten Beschäftigung nachgehen, so müssen wir doch berichten, daß Luna ihre reizendsten Strahlen auf das Gestade und die See warf, als Wessen von dem schönen Chile Abschied nahm, welches er nur so kurze Zeit genießen sollte.

Der Padre hatte, als er gegen Mittag Abschied von Wessen nahm, diesem versprochen, morgen mit dem Frühesten seine Effecten auf das Schiff zu senden, und als Wessen Bedenken äußerte, ob man ihm seine Habe so ohne Weiteres ausliefern würde, sagte Jener lächelnd:

„Seid außer aller Sorge, man kennt mich!"

Während der reizenden Mondnacht aber, von welcher wir sprachen, befand sich unser Freund in einem Boote mit seinen alten Bekannten: Francisco, Vincente, Pedro und Antioco, welche stumm und schweigend in die See hinausruderten, während Wessen selbst die dunklen Felsen der Küste anstarrte, die in phantastischen Formen sich auf dem monderhellten Nachthimmel abzeichneten.

„Bin ich eine lächerliche Person, trete ich als Einfaltspinsel auf," sagte er zu sich selbst, „oder habe ich blos Pech? Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß ein zehnmal Einfältigerer als ich besser durchgekommen wäre. In dem giftigen Freistaat Columbia, den ich im Entferntesten nicht besuchen

wollte, bin ich von Muskitos zerstochen und von Negern auf die schändlichste Weise geprellt worden. Hier in dem lieben Chile bringe ich den ersten Abend mit einem verrückten Menschen zu, und die zwei folgenden Tage in der Gesellschaft von Spitzbuben, welche mich jetzt wieder fortschaffen, ohne daß ich einmal weiß wohin."

Während dieser tröstlichen Gedanken wurden die Umrisse der Küste allmälig schwächer, indessen draußen in der See ein dunkler Gegenstand sichtbar wurde, der sich bald als ein lavirendes Schiff kennzeichnete, auf welches das Boot zusteuerte. Dann legte das Schiff Back, und nachdem das Boot dasselbe erreicht hatte, bedeutete man Wessen an Bord zu steigen, und hierauf wurde das ziemlich große Boot mit Bündeln und Packeten aller Art beladen, so viel es eben zu tragen vermochte.

Bisher hatte sich um Wessen Niemand gekümmert, jetzt reichte ihm Antioco seine Reisetasche und seine Flinte, und sagte:

„Lebt wohl und reiset glücklich. Wir bedauern, nicht länger in Eurer Gesellschaft zubringen zu können, aber Ihr kennt die Gründe. Das Honorar, für die glückliche Behandlung Cipriano's,

haben wir uns erlaubt in Eure Reisetasche zu stecken."

„Geht zum Teufel," erwiederte Wessen mit großer Ruhe.

Dies waren die einzigen Worte, welche während dieser ganzen Zeit überhaupt gesprochen worden waren, und das beladene Boot entfernte sich auf gleiche Weise vom Bord.

Ohne Zweifel wußte Jeder genau, was er zu thun hatte, und das Sprechen wurde für überflüssig erachtet. Jetzt aber trat der Capitän zu Wessen und sagte:

„Sprechen Sie Englisch?"

„Ein wenig," antwortete dieser, „aber nicht gut."

„So sprechen Sie deutsch, wenn es überhaupt nöthig zu sprechen." Er betonte diese Worte und setzte hinzu: „Sie können jetzt in die Cajüte gehen."

Wessen befolgte diesen guten Rath, und als er dort angekommen, seine Tasche geöffnet hatte, fand er, was er sowohl an dem Tone Antioco's, als auch an dem Gewichte der Tasche selbst bereits vermuthet hatte, die fünf Pfund Heftpflaster.

„Der Padre hat geschwatzt," sagte er seufzend, „und mein Gepäck werden die Schufte als gute Beute behalten."

Aber hierin täuschte er sich. Als er am Morgen auf Deck kam, fand er, daß die Küste verschwunden war und daß man sich bereits auf hoher See befand. Aber alle seine Sachen standen in der Nähe des Hauptmastes wohl erhalten, und nicht das Geringste fehlte. Sie waren während der Nacht durch ein zweites Boot an Bord gebracht worden.

„Auslagen habe ich wenig gehabt in diesem Chile," dachte Wessen, denn er besann sich, daß er keinen Realen ausgegeben hatte und daß ohne Zweifel der Padre seine Zeche in Valparaiso berichtigte.

In diesem Augenblicke trat der Capitän zu ihm und sagte:

„Fünfzig Pfund," und als ihn Wessen im ersten Augenblick verwundert ansah, fügte er hinzu „Passage!"

„Die haben sie also nicht bezahlt," dachte Wessen, dann fragte er:

„Wohin?"

„Chattam!"

„Schön," sagte Wessen, welcher im Uebrigen keine Idee hatte, in welchem Welttheile „Chattam" liegen mochte, da Geographie, wie schon bemerkt, zu seinen schwächeren Seiten gehörte. Er öffnete

indessen seinen Koffer und händigte schweigend dem Capitän die geforderte Summe ein.

Dieser blickte jetzt etwas wohlgefälliger auf ihn.

„Gute Geschäfte gemacht da drüben?" sagte er eigenthümlich lächelnd und mit dem Daumen nach der Richtung deutend, wo muthmaßlich Chile lag.

Wessen erzählte, wie es ihm ergangen, aber der Capitän zog die Schultern.

„Ich dränge mich in Niemandes Geheimnisse;" dann schwieg er hartnäckig. Es war klar, ja selbst leicht zu entschuldigen, er hielt ihn für Einen, der seine guten Gründe hatte, die nähere Bekanntschaft der Polizei zu vermeiden, und den die Schmuggler fortgeholfen hatten.

„Er glaubt, ich sei ein Spitzbube," dachte Wessen, „und ich kann's ihm kaum verargen. Daß es einem sonst vernünftigen Menschen so unvernünftig gehen kann wie mir, glaubt Niemand. Wenn ich das Alles so beschreiben wollte, das gäbe eine schöne Geschichte."

Nach einigen Wochen wurde die Kälte schon fühlbar an Bord, und Wessen erfuhr nebenher, daß man auf Cap Horn zusteuere.

Famos! so werde ich doch wenigstens jene berüchtigte Südspitze Amerikas sehen, jene eisbedeckten

schwarzen Felsenriesen, an denen sich die Wogen brausend brechen und die dem kühnen Schiffer so häufig Verderben bereiten. Vielleicht wölbt sich der strahlenschießende Bogen des Polarlichts, so selten im Süden, mir zu Ehren, in jener halbjährigen Polesnacht, denn die Göttin der Reisenden ist mir schon eine Entschädigung schuldig für alle die Tormente, die sie mir angethan bisher. Vielleicht führt sie Eisberge in die Nähe des Schiffes, schwimmende Gletscher, deren Spitzen im Mondlicht funkeln, während Eisbären an ihrem Fuße spielen und unter den Seekühen und Robben sich ihres Daseins freuen.

Er schwärmte noch weiter, aber er sah Cap Horn nicht, und eben so kein Polarlicht, keinen Eisbären und keine Seekuh.

Er sah sechs Wochen lang Nichts als eisige Nebel, Hagel und Schnee und mit einer Eiskruste überzogenes Tauwerk. Dann die verdrießlichen Gesichter des Capitäns und der Matrosen. Dabei wurde er auf's Neue seekrank und fror elendiglich.

Dann steuerte man wieder nordwärts:

„Gott sei Dank! Einmal um Cap Horn und nicht wieder.“

Jetzt aber erwachte seine Sehnsucht nach Chatam auf's Neue.

„Es muß in Brasilien liegen oder vielleicht in Westindien. Wer weiß das so genau. Aber dort kriegen sie mich nicht sobald wieder fort! Unter den Palmen, die dort sicherlich ganze Wälder bilden, will ich weilen und mich entschädigen für alles das Ungemach, das ich erlitten!"

Der Capitän war höflich gegen ihn, aber kalt und schweigsam. Es hatte ihn verdrossen, daß er nicht offen gegen ihn gewesen wegen Chile. Hätte er ihm irgend ein Gaunerstückchen aufgeheftet, das er dort begangen, so wäre er wahrscheinlich sein bester Freund geworden. So geht's, wenn man die Wahrheit sagt, und Wessen nahm sich vor diesen Fehler in der Folge zu verbessern.

Aber er hatte das Bedürfniß, sich anzuschließen an Jemand, und da die Matrosen und Steuerleute bärbeißig waren und brummig wie der Capitän, so gewann er die Gunst des Schiffsjungen, mit dem er die wenigen Cigarren theilte, die er noch besaß, und dem er bisweilen einen Thaler verehrte.

„Es muß schön sein in Chattam," sagte er eines Tages zu ihm, als sie bereits unter den Tropen sich befanden, aber stets die palmenbegränzten Ufer Chattams noch nicht zum Vorschein kamen.

„Prächtig!" sagte Jener.

„Waren Sie schon dort?"

„Nun freilich, ich bin ja dort zu Hause."

„Und Ihre Frau Mutter ist eine Chattamerin?"

„Ja wohl, sie wäscht für die Herren, und der Vater hat eine Schenke, er ist auch in Chattam geboren."

„So, So!" sagte Wessen, der anfing Zweifel zu hegen an der ehelichen Treue dieser Wäscherin, denn der Schiffsjunge war ein dicker, blonder Bengel.

„Die hat einen Europäer zum Freunde gehabt," dachte er, „ein geborener Chattamer und eine Eingeborene erzeugen keinen solchen Sohn."

Aber am folgenden Tage erfuhr er, daß Chattam in der englischen Grafschaft Kent liegt und eine Hafenstadt ist.

Die Ehre der braven Frau war gerettet, und Wessen erfuhr jetzt, daß er sich auf dem Wege nach Europa befand.

In England angekommen, begab er sich nach London, blieb dort acht Monate, und kehrte dann nach Deutschland zurück, woselbst er die englischen acht Monate in südamerikanische transferirte.

Er konnte sich lange nicht wieder an das deutsche Klima gewöhnen, und kleidete sich wärmer,

da ihm, wie er sagte, die sonnige Luft der Länder, in denen er so glückliche Tage verlebt, fast zur andern Natur geworden.

Auch rauchte er vorzugsweise nur Papiercigarren, was bekanntlich einen gewissen exotischen Anstrich giebt, und war von Frauen die Rede, so lächelte er schmerzlich, blickte gen Himmel und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

Er mußte etwas Liebes da drüben haben, was er nicht vergessen konnte, das sah man ihm an.

Ob er Reiseskizzen oder Aehnliches schrieb, wissen wir nicht anzugeben, denn wir lesen wenig Dergleichen, da wir selbst solche schreiben.

2.

Auf Madeira.

Der junge Künstler Heinrich Hausen stand am geöffneten Fenster und breitete die Arme aus gegen die reizende Landschaft, die vor ihm lag.

Es war jene Begeisterung über ihn gekommen, welche leicht empfänglichen, aber edlen Gemüthern eigen ist bei der Betrachtung von irgend etwas Schönem, Erhabenem, oder selbst nur bei dem Gedanken an Aehnliches, und die Empfindungen des jungen Mannes waren gerechtfertigt, denn er befand sich in Funchal, der Hauptstadt Madeiras, und blickte hinaus über die Stadt und den Hafen auf das Meer, über welches sich der Abend zu senken begann.

Dann trat er näher zum Fenster und ließ seine Blicke zur Rechten und Linken über das Land schweifen.

Der Pico da Cruz schien auf einige Augenblicke zu glühen im Glanze der scheidenden Sonne,

dann aber zeichnete er sich mit stets dunkler werdenden Umrissen ab auf den goldenen Abendwolken, und das Cabo Giraro schien seine Stelle übernommen zu haben, denn glühend und funkelnd warf es alle Strahlen der Sonne zurück, selbst dann noch, als diese für die Stadt bereits verschwunden war.

Auch das Cabo do Garajao, welches die linke Seite der Hafenbucht bildet, war am Fuße bereits in halbe Dämmerung gehüllt, während seine Spitze einen letzten Strahlengruß mit der Sonne tauschte.

Jetzt lenkte der junge Mann seine Blicke auf die Stadt, und wieder auf das Meer.

In der ersteren schien das geschäftige Treiben des Tages der abendlichen Geselligkeit weichen zu wollen.

Allmälig verstummte das eigenthümliche Geräusche der Caros*), des sonderbaren Fuhrwerks, dessen man sich auf Madeira anstatt der Wagen

*) Die Caros sind Schlitten, welche trotzdem, daß nie Schnee auf Madeira fällt, dennoch dort allgemein die Stelle der Räderfuhrwerke vertreten, und meist mit Ochsen bespannt sind. Die Menge der steilen Bergwege, auf welchen es häufig eine Unmöglichkeit, gewöhnliche Wagen zu gebrauchen, rechtfertigt vollkommen diesen Gebrauch, so sonderbar er auch auf den ersten Blick erscheinen mag.

bedient, und Gruppen von Männern und Frauen zogen durch die Straßen, um entweder sich in das Freie zu begeben, oder die Praça zu besuchen, den Versammlungsort der schönen Welt.

In diesem Augenblicke begannen die mächtigen Blüthen einer Banane, welche dicht neben dem Fenster des jungen Mannes sich ausbreitete, leise zu erzittern, und fast gleichzeitig drang ein mit Wohlgerüchen aller Art geschwängerter Luftstrom in das Zimmer.

Der Landwind, welcher, wie das häufig in Küstengegenden der Fall, allabendlich vom Innern gegen die See zu strömt, sendete seinen ersten Boten über die Stadt, einen lauen, warmen, würzigen Hauch, beladen mit den süßen Düften von tausend und abertausend Blumen, deren Kelche er geküßt beim Vorüberziehen, und welche er jetzt verschwenderisch wieder ausstreute über die Stadt und die Küste, ja selbst über das Meer, welches durch ein leichtes, kräuselndes Wellenspiel ihn willkommen hieß und weithin, in unabsehbarer Ferne, sanft zu erglühen schien.

So lebhaft der junge Mann alle diese reizenden Bilder bewundert hatte, so schien doch noch irgend eine andere Sache ihn zu beschäftigen. Mechanisch warf er seine Blicke nach der Praça,

und obgleich es unmöglich war, irgend Jemand der dort sich Ergehenden zu erkennen, so nickte er doch leicht mit dem Haupte. „Sie sind jetzt dort,“ sprach er für sich, dann ordnete er sorgfältig seinen Anzug vor dem bescheidenen Spiegel seiner Junggesellenwohnung, und eilte hastigen Schrittes nach der besprochenen Praça, aber dort angelangt, mäßigte er seinen Gang, und indem er sich das Ansehen eines gemüthlich Spazierenden gab, ließ er nichts desto weniger seine Augen allenthalben die Runde machen, offenbar um irgend Jemand zu erspähen.

Er schien auch nach kurzer Zeit seine Absicht erreicht zu haben, denn er näherte sich einem der unter den Baumgängen befindlichen Sitze und begrüßte ehrerbietig zwei Personen, welche dort Platz genommen hatten, und obgleich er sich den Anschein geben wollte, als beabsichtige er vorüberzugehen, so war doch klar zu erkennen, daß er wünschte oder selbst erwartete, zu längerem Bleiben aufgefordert zu werden.

Sein Wunsch sollte auch sogleich in Erfüllung gehen, denn der ältere Herr, welcher nebst einer jungen Dame den Sitz inne hatte, rief ihn freundlich an, und fast gleichzeitig rückte die Dame zur

Seite, um ihm Raum zu geben, sich bei ihnen niederzulassen.

„Wieder gezeichnet bis jetzt!“ sagte der Herr. „Sie werden sich die Augen gründlich verderben mit diesen Arbeiten bis in die finstere Nacht!“

„Doch nicht, Herr Grafinger,“ erwiederte der junge Künstler, „ich habe nur so ein wenig durchgesehen, was ich heute Morgen machte.“

„Ja ja, man kennt es,“ versetzte der mit Herr Grafinger angeredete Herr. „Man bessert hier ein wenig, setzt da ein Licht auf, dämpft dort ein anderes. Hat man sich zu den Aesten eines Baumes verstiegen, so hält es hart, wieder auf den Boden zu kommen, und ist man gar in die Wolken gerathen, so ist des Wischens, Vertreibens und Herumfahrens mit Hand und Pinsel unter dem luftigen Gesindel kein Ende. Auf einmal ist's finster, und während wir uns ärgern, daß wir nicht mehr sehen, schmerzen uns auch gleichzeitig schon die Augen.“

Verwundert entgegnete der junge Mann: „Es ist wahrhaftig so, wie Sie sagen; aber malen Sie denn selbst? Sie kennen ja das so genau —“

„Früher, ein wenig, aber schlecht genug,“ sagte Grafinger, „und eben deshalb habe ich es wieder aufgegeben.“

Die junge Dame mischte sich jetzt in's Gespräch, und erfuhr auf ihr Befragen, daß Hausen eine Ansicht von Funchal von der Landseite aus aufgenommen, und bereits mit der Farbenskizze fertig sei. Er versprach sie ihr zu zeigen, und Grafinger rief dazwischen:

„Das ist schön! eine tüchtige Skizze ist uns Dilettanten lieber, als ein ausgeführtes Bild, weil wir uns stets vorspiegeln, am Ende so etwas scheinbar Einfaches auch zu Stande bringen zu können, während es uns bei der Ausführung leider stets sitzen läßt! Bringen Sie Ihre Skizze morgen Abend mit."

Das Gespräch schien sich heute nur im Bereiche der Kunst bewegen zu wollen, und sprach man auch einmal einige Augenblicke lang von irgend einem andern Gegenstand, so kam man doch unwillkürlich auf das alte Thema zurück.

Als endlich Grafinger und die junge Dame sich verabschiedeten, reichten Beide unserem Hausen die Hand, und der Erstere rief: „Vergessen Sie die Skizze nicht! Morgen Abend, Adieu!"

Hausen ging nachdenklich nach dem englischen Family-Hotel und nahm ein einfaches Abendbrod ein, wozu er ein Glas französischen Rothwein

trank, da der feurige Wein des Landes dem Fremden häufig nur zu bald nicht mehr behagt.

„Bringen Sie morgen Ihre Skizze mit, oder kommen Sie morgen in den Park des Grafen Carvalhos, oder in den Garten des Herrn Doctor Lister, oder treffen Sie uns da, oder finden Sie sich dort ein," sagte der junge Mann halblaut zu sich selbst, indem er sich offenbar ein wenig ärgerte; „aber ich habe noch nicht gehört: besuchen Sie uns morgen, oder holen Sie uns zu diesem oder jenem Ausfluge ab, oder überhaupt etwas Aehnliches. Freilich habe ich ihnen keinen Besuch gemacht, aber Unbekannten macht man an Orten wie hier und in Bädern doch keine Visite, und jetzt, nachdem ich sie kenne, geht's wieder nicht, wenn sie mich nicht selbst dazu auffordern. Ich denke wenigstens so."

Verdrießlich und unentschlossen ging er endlich nach Hause und würdigte die fabelhafteste Mondscheinbeleuchtung kaum eines Blicks, während mancher junge Künstler in Europa, und unter anderen Umständen wohl vielleicht er selbst, gern vier Wochen seines Lebens dafür gegeben haben würde, nur eine halbe Stunde lang die wirklich zauberhafte Beleuchtung der Stadt, des Hafens und der See studiren zu dürfen.

Der junge Hausen war bereits vier Wochen auf Madeira mit seinen Studien beschäftigt, als er die Bekanntschaft des Herrn Grafinger und die seiner reizenden Tochter Emma machte, und von dort an fast keinen andern Umgang mehr pflog. Obgleich indessen dieser, wie wir aus seinem Monologe bereits ersehen haben, sich blos auf Spaziergänge, Partien und Zusammenkünfte an öffentlichen Orten beschränkte, hatte es dennoch hingereicht, den jungen Mann sich in Emma verlieben zu lassen, und das zwar auf jene ziemlich gefährliche Weise, bei welcher man sich seines krankhaften Zustandes entweder gar nicht, oder nur höchst unvollkommen bewußt ist.

Als er daher versprochener Maßen am andern Abende auf der Praça seine Skizze vorlegte, und Emma dieselbe höchlich belobte, strahlte sein Antlitz voll Vergnügen, und er gestand willig Grafinger einige Fehler zu, welche dieser rügte, während er zu anderer Zeit sein Werk vielleicht energischer vertheidigt haben würde.

Man sprach auch heute, wie am vergangenen Tage, immer ziemlich viel von Kunst und verwandten Gegenständen, und Hausen kam einigermaßen in's Gedränge, als ihn Emma nach einer

kleinen Pause im Gespräche fragte, warum er die Kathedrale noch nicht gemalt habe.

„Ich finde," setzte sie hinzu, „daß es ein herrliches Gebäude ist, und eben jetzt in den Strahlen der scheidenden Sonne sich trefflich ausnimmt."

„Ich bin eigentlich zu wenig Architekturmaler," sagte er zögernd, aber Grafinger fiel lachend ein: „Sie sagen da, nehmen Sie mir's nicht übel, nicht, was Sie denken. Diese Kirche ist im Grunde genommen ein langweiliges, ja abscheuliches Machwerk, wie fast, ich sage fast, alle Kirchen in den auswärtigen Besitzungen der Spanier und Portugiesen, von welchen ich einen ziemlichen Theil kenne. Es ist eine Mischung von Gothisch, Renaissance und Rococco, und dabei blicken aller Orten noch höchst klägliche maurische Reminiscenzen hindurch, so daß ich früher diesen Styl den maurischen Zopf genannt habe, obgleich diese Bezeichnung auch nicht vollständig richtig ist."

Da ein Theil der Praça von dem so hart beurtheilten Gebäude eingeschlossen ist, und man dasselbe vor sich hatte, so demonstrirte hierauf Grafinger an demselben seinen Ausspruch, und der junge Künstler, der Emma zu Gefallen die sonderbare Schnörkel vertheidigen wollte, ver=

wickelte sich in mannigfache Widersprüche, und ärgerte sich schließlich noch, indem ihn das Mädchen im Stiche ließ und sagte: „Du mußt es wohl besser verstehen als ich, Vater."

Wie gewöhnlich schlug, als man sich trennte, Grafinger dem Künstler für den nächsten Tag eine Zusammenkunft oder eine Partie vor, und für morgen war es Cabo Girao, welches man gemeinschaftlich besuchen wollte.

„Ich werde sie einmal allein gehen lassen," sagte unser junger Freund, nachdem er sich empfohlen hatte, in einem fruchtlosen Versuche, sich zu emancipiren, aber er befand sich dennoch bereits auf dem Wege zum Pferdeverleiher, dem er die größte Pünktlichkeit für morgen anempfahl, damit er seine Freunde nicht auf sich warten lassen dürfe, indem man sich das Rendezvous am Gordonsgarten auf den Schlag sechs Uhr gegeben hatte.

Auch heute schenkte er dem Monde nur geringe Aufmerksamkeit, obgleich derselbe seine bläulichen Strahlen mit verschwenderischer Pracht über die Landschaft ausgegossen hatte, und er fragte sich anstatt dessen, wer wohl dieser Grafinger sei.

Im Fremden- oder besser im Gedenkbuche des

Gasthofes, in welchem er während der ersten Tage seiner Ankunft gewohnt hatte, stand einfach: Carl Grafinger mit Tochter, Particulier.

Daß derselbe aus einer größeren süddeutschen Stadt sei, hatte er während des Gesprächs von ihm erfahren, und daß Vater und Tochter sich nicht aus Gesundheitsrücksichten auf Madeira befanden, war auf den ersten Blick zu ersehen, ohne Zweifel also hatten sie die Reise nur zu ihrem Vergnügen unternommen.

Aber wer waren diese Leute? Nach der Art und Weise, wie Grafinger mit dem Gelde umging, hatte Hausen auf einen Kaufmann geschlossen, welcher sich vom Geschäfte zurückgezogen, denn ohne im Mindesten zu knausern, schien er doch wieder den Werth des Geldes zu kennen, wie Jemand, der es selbst erworben.

Auf der andern Seite paßten die vielseitigen Studien, welche Grafinger gemacht zu haben schien, nicht wohl mit dem Stande eines früheren Geschäftsmannes zusammen, da einem solchen kaum die hierzu nöthige Zeit geblieben sein würde.

Dann die Reisen Grafinger's in weit entfernte Länder, deren er schon öfter erwähnte!

Ließen sich diese mit dem Stande des Kaufmanns vereinigen, so sprach wieder die Art, wie

er sich kleidete, dagegen, da diese, wenn auch anständig, dennoch aber nichts weniger als gewählt oder ängstlich sorgfältig war, wie solches häufig bei Kaufleuten der Fall.

Was Emma betraf, war der junge Künstler durchaus nicht mehr in Verlegenheit, zu welchem Stande er sie rechnen sollte. Es war ihm vollständig klar, daß sie zu der Zunft der himmlischen Engel gehörte, aber vielleicht eben deshalb wünschte er den irdischen Standpunkt Grafinger's näher zu kennen. —

Beide Parteien waren am andern Morgen püntlich erschienen, und nachdem man sich für den längs der Küste hinziehenden Weg entschieden hatte, setzte man sich in Galopp, indem man dem gedungenen Pferdeknecht folgte, der zugleich die Stelle des Führers vertrat.

Hausen hatte sich vorgenommen, wo möglich an der Seite Emma's zu bleiben, aber theils war der Weg häufig zu schmal, um seinen Vorsatz ausführen zu können, theils war, wenn dessen Breite auch eine Annäherung gestattete, fast immer Grafinger bereits neben ihr, und gelang es ihm endlich, auf eine kurze Strecke sich ihr nähern zu können, so schienen ihm die Worte im Munde erstorben.

Er hatte das Schlimmste gethan, was man in ähnlichen Fällen thun kann. Er hatte im voraus überdacht, was er ihr sagen wollte, und während er jetzt seine Floskeln über die Schönheit der See, die pittoreske Form der Felsen und die tropische Pflanzenwelt zu Markte bringen wollte, erschienen ihm dieselben so gezwungen und unnatürlich, daß er unwillkürlich verstummte.

Desto mehr indeß, und in der That verständig, sprach Grafinger.

Aber kaum berührte er nur flüchtig die landschaftliche Schönheit vom Standpunkte des Künstlers oder Kunstfreundes, sondern er sprach als Naturforscher, als Geognost. Als man die Schlucht passirte, durch welche der aus dem Carral entsprungene Soccaridas-Bach nach dem Meere zu fließt, so gerieth er in wahre Begeisterung.

„Kann man ein besseres, ein lehrreicheres Bild vor sich haben, als diese herrlichen Durchschnitte?" rief er aus. Diese riesigen Lagen von vulcanischen Aschen- und Schlackenschichten, durchbrochen auf so mannigfache Art von den Basalten, dann hier wieder jüngere Lava und Tuffe mitten drinnen, unverkennbar syenitischer Grünstein, welcher sich sein Alterszeugniß selbst ausge-

stellt hat durch die Gesellschaft, in welcher man ihn hier trifft!"

Er ritt vor, bis dicht an einen Abhang, und beugte sich sorglos über den Abgrund, so daß Hausen fast erschrak und zu Emma, an deren Seite er sich eben befand, einige sorgende Worte sprach; aber diese lächelte und sagte:

„Ach nein, da ist nichts zu befürchten. Im Anfange hatte ich Angst genug, aber jetzt weiß ich, daß er es gewohnt und der erste Reiter von der Welt ist."

Der junge Mann ärgerte sich fast, daß der Vater seiner Verehrten ein besserer Reiter als er selbst zu sein schien, und ließ sein Pferd ebenfalls vortreten bis an den Abhang, aber Emma schien es gar nicht zu bemerken, sondern lauschte den Worten ihres Vaters, welcher noch Verschiedenes sprach über die Entstehung der geognostischen Formen, die sich ringsum gigantisch entfalteten, und endlich sein Pferd steigen ließ, auf der Stelle wendete, und im Galopp den jenseitigen Abhang abwärts sprengte.

Kastanienbäume und verschiedene Arten von Lorbeerbäumen, einige vereinzelte Dattelpalmen, und hier und da ein Gummibaum, letztere beiden sonst vorzugsweise in den Gärten Funchals zu

treffen, schmückten jetzt den Weg der Reisenden, während an anderen Stellen blühende Rosen, Heliotropen, Pelargonien und Fuchsien, hier und da überragt von einer Agave, die reizendsten Gruppen bildeten.

Endlich lag das Fischerdorf Cama de Lobos vor den Augen der Gesellschaft, und Grafinger, der sein Pferd anhielt, und die sich vor ihnen ausbreitende Landschaft überblickte, schien jetzt den Kunstfreund mit dem Naturforscher verbinden zu wollen.

„Das gäbe ein artiges Bild," sagte er zu Hausen, „und eben diesen Lichteffecten, wie sie sich hier zeigen, sind Sie, wie ich schon früher bemerkte, ganz besonders gewachsen und wissen sie trefflich zu erfassen. Ganz im Vordergrunde die üppige, reizende Vegetation, welche man getrost eine tropische nennen kann, obgleich uns auch wieder, mitten unter diesen Kindern einer glühenden Sonne, viele alte Bekannte aus unserm Vaterlande entgegentreten. Hier die Agave, welche mit ihrem gigantischen Blüthenschafte neben und zwischen den stachligen Cactussträuchern himmelan strebt. Hier eine Banane, eine Aloe, und hier neben dieser Hütte, wohl gepflanzt ohne Zweifel, aber sicher wenig cultivirt, eine Dattel-

palme und ein prächtig blühender Tulpenbaum. Aber die Mauer des kleinen Gartens ist mit Epheu bedeckt, wie eine deutsche Burgruine, und aus dem Garten selbst duftet uns die Rose entgegen, welche man wohl eine deutsche Blume nennen darf, da schon Kaiser Carl der Große sie und ihre Freundin, die Lilie, in seinen Gärten zog, und auch das Traubengehege, dort sammt dem schützenden Kastanienbaum betrachte, ich als der Heimath angehörig. Blicken wir aber jetzt in den Mittelgrund unserer Landschaft! Wie trefflich macht sich da der gelbröthliche Ton, erzeugt von den vulcanischen Tuffen, die wahrscheinlich roth gebrannt worden sind von den später emporgestiegenen Basalten, die unter ihnen weglaufen, ihnen aufgelagert sind, oder dicht neben ihnen an stehen. Wie glänzen auf diesem wie glühend erscheinenden Boden die weißen Häuser des Dorfes, und wie romantisch sind die anderen vereinzelten Hütten aufwärts gegen die Spitze des Felsens hin zerstreut! Und dann, welchen Effect macht die schwarze, basaltische Felswand, die sich weit hinaus erstreckt in die See! Wie mögen die Fluthen gebraust und gezischt haben, als sich aus dem gährenden Erdinnern, brennend und glühend, jener Fremdling in ihr Gebiet

drängte, und wie friedlich umspülen sie jetzt seinen Fuß, und wie spiegelglatt liegt die kleine Bucht vor uns, in welcher einige bescheidene Fischerbarken friedlich vor Anker liegen! Dann liegen im Hintergrunde die gigantischen Massen, welche das Cabo Girao bilden. Geognostisch von hohem Interesse, denn diese mächtigen und steil in die See abfallenden Felswände sind das Ende eines Berggrates, der vom Centralpunkte der Insel bis hierher verläuft, sie sind in landschaftlicher Beziehung fast zu großartig. Sie drücken den Mittelgrund, und würden im Bilde fast unwahrscheinlich erscheinen, während wir hier freilich sie vor uns sehen, und ihr Dasein nicht zu läugnen vermögen."

„Wie die Nebel- oder Wolkenschicht dort an dem Gipfel der Felswand wogt!" sagte Hausen. „Sie scheint eingesaugt zu werden von dem schwarzen Riesen, und dann wieder an anderen Stellen desselben doppelt hervorzutreten."

„Sie würde nicht wegzulassen sein in einer landschaftlichen Darstellung," erwiederte Grafinger, „denn sie mildert in etwas die gigantischen Verhältnisse des Cabo, aber die Wolken sind hier überhaupt eine treffliche Zugabe. An manchen Küsten mit ähnlichem großartigen landschaftlichen

Charakter fehlen sie gänzlich. So zum Beispiel an einem großen Theile der Westküste Südamerikas, und wenn gleich in der Wirklichkeit sich dort alle reizendsten und wundervollsten Bilder bieten, so haben dieselben, auf die Leinwand gebracht, häufig dennoch etwas Hartes, Schroffes, für den Europäer fast Unglaubliches, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die tiefe Bläue der Luft, welche wir Deutsche im Bilde für übertrieben halten, während sie dennoch die Wirklichkeit lange nicht erreicht. Aber vorwärts, vorwärts," setzte Grafinger hinzu, „behalten wir das Bild im Kopfe, und sehen wir etwas in den Magen zu bekommen; trotz aller Kunst und Wissenschaft beginne ich tüchtigen Hunger zu spüren."

Die Gesellschaft erreichte in kurzer Zeit das Dorf, und Grafinger, welcher dasselbe schon früher besucht hatte, ritt durch dasselbe hindurch, und hielt endlich an einem kleinen, mit einer Mauer umgebenen Gehöfte, über dessen Thür sich auf einem Schilde das Wort Francaria und die Buchstaben P. V. A. befanden, welche dem Reisenden Brod, Wein und Branntwein versprachen, in der That aber Besseres leisteten, indem in kurzer Zeit, neben frisch gefangenen, auf Kohlen gerösteten

Fischen, eine reichliche Auswahl trefflicher Früchte vor den Reisenden stand.

Emma hatte schon mehrfach die Ansicht geäußert, daß man im fremden Lande wo möglich das genießen müsse, was landeseigenthümlich und in der eigenen Heimath schwer, oder gar nicht zu haben sei.

Sie schenkte daher den Feigen, Orangen, den Melonen, Kastanien und endlich den echten heimathlichen Birnen, Aepfeln, Aprikosen und Pflaumen keine Aufmerksamkeit, sondern naschte Anonen, Mango, Guava, die schöner aussehenden als schmeckenden Granatäpfel, Bananen uud andere Kinder des Südens.

Hausen pflichtete ihr eifrig bei und fand alle Früchte, von welchen sie kostete, ausgezeichnet, während Grafinger über Beide lächelte.

„Den Mango und die Guava lasse ich mir gefallen," sagte er, „ja, ich belobe den ersteren als eine der trefflichsten Früchte. Die breiige Anone aber ist kein appetitliches Essen. Die Granatäpfel sind geradezu schlecht, und die Banane schmeckt in Fett gebraten besser als roh. Was mich betrifft, so halte ich die Pfirsiche für die beste aller Früchte, obgleich sie auf Madeira schlecht gedeiht, dann folgt die Orange, und endlich die Ananas."

„Ach Ananas," rief Emma, „das ist freilich eine köstliche Frucht, aber warum haben wir denn heute keine?"

„Bringen Sie Ananas," rief Hausen dem Wirthe, welcher ein wenig Englisch radebrechte, in dieser Sprache zu.

Aber dieser zog ein ganz eigenthümliches Gesicht und erklärte, er habe keine.

„So lassen Sie rasch welche holen," sagte eifrig Hausen.

„Es giebt im ganzen Dorfe keine," erwiederte der Wirth, und als Hausen heftig auffuhr und etwas entgegnen wollte, schnitt er eine Fratze und zeigte durch eine Geberde nach dem Platze vor dem Hause.

Es schien also, als befände sich dort die Ursache des Mangels an Ananas, und obgleich sich Hausen dies nicht erklären konnte, so stand er doch auf und trat vor die geöffnete Thür.

Es hatte, während unsere Freunde im Zimmer, oder vielmehr im freien luftigen Hausplatze ihr Frühstück eingenommen hatten, auf der vor dem Hause befindlichen Bank sich ein Herr niedergelassen, welcher die Füße von sich streckte, seine beiden Hände in den Taschen seiner Beinkleider

verborgen hatte, und mit großer Aufmerksamkeit in die See hinauszublicken schien.

Aber dieser Mann konnte unmöglich alle Ananas des Dorfes aufgegessen haben, denn obgleich lang und fast um eine Kopflänge größer als Hausen, so war er dennoch so außerordentlich schlank und mager, daß kaum eine halbe jener köstlichen Früchte in seinem Körper Platz zu finden schien.

Da aber der Herr, wie sein Aeußeres unverkennbar anzeigte, unstreitig ein Engländer war, so fing Hausen an, irgend eine jener Sonderbarkeiten zu vermuthen, welche man sonst gewöhnlich mit dem Namen „Narrheit" zu bezeichnen pflegt.

Er betrachtete sich den Fremden einige Augenblicke, da aber derselbe sich nicht rührte und unverwandt auf das Meer blickte, so wandte er sich wieder zum Wirthe und sagte:

„Aber ich begreife immer noch nicht, wo alle Ananas hingekommen sind."

Dieser machte eine tiefe Verbeugung, welche aber offenbar mehr dem Langen als Hausen galt, und versetzte: „Mylord haben alle gekauft."

Die „Sonderbarkeit" lag jetzt am Tage!

Hausen ging einige Schritt auf den Englän=

der zu, verbeugte sich höflich, und bat ihn in englischer Sprache, ihm einige Ananas abzulassen.

Der Angeredete verzog keine Miene und rührte kein Glied seines Körpers, als aber der junge Künstler seine Bitte auf die artigste Weise wiederholte, hielt Mylord die Hand über die Augen, offenbar um besser und vor dem Lichte geschützt auf die See sehen zu können, und setzte, ohne eine Silbe zu erwiedern, seine Betrachtung mit der unerschütterlichsten Ruhe fort.

Hausen fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg und er gleichzeitig sich gründlich zu ärgern begann.

„Mein Herr," sagte er mit einiger Heftigkeit, „ich dächte, daß es der Anstand erfordere, mir wenigstens eine Antwort zu geben."

Der Engländer zog jetzt ein kleines Taschenperspectiv hervor und setzte einige Augenblicke seine Beobachtung fort, dann nickte er mit dem Haupte, schob sein Instrument wieder in die Tasche, und wandte sich gegen Hausen, welchen er starr und schweigend anblickte.

„Werden Sie jetzt so gefällig sein, mir zu antworden!" rief dieser.

Der Engländer schwieg, ihn stets fixirend, noch einige Secunden, dann sagte er deutsch:

„Ich kennen nicht Sie!“

„Ach mein Gott,“ sagte Hausen ungeduldig, „auch noch die Thorheit mit dem Vorstellen! Es ist ja Niemand hier, der dies thun könnte; und dann, warum sprechen Sie deutsch? ich verstehe Ihre Sprache!“

„Weil ich lieber sprechen schlecht Deutsch, als hören schlecht Englisch,“ erwiederte Mylord.

„Mein Herr!“ rief der junge Künstler jetzt heftig, aber der Engländer schien jetzt plötzlich gesprächig geworden zu sein.

„Mein Arzt,“ sagte er, „nicht wollen, daß ich speisen Ananas, und ich nicht wollen, daß andere Menschen speisen diesen Frucht.“

Hierauf streckte er seinen rechten Arm gegen die Stelle in der See aus, welche er vorher so eifrig betrachtet hatte, wandte sich dann ohne ein weiteres Wort, und verschwand mit so langen Schritten, daß Hausen ihn blos laufend hätte begleiten können, wenn er ihm überhaupt hätte folgen wollen.

Aber er war fast froh, daß jener gegangen, obgleich er sich auf der andern Seite wieder ärgerte, daß er ihm nicht auch seine Meinung, seiner Thorheit halber, hätte sagen können.

Noch aufgeregt, ging er in den Hausplatz zurück.

Grafinger und Emma lächelten, und wäre er mißtrauisch gewesen, so hätte er glauben können, sein fruchtloser Streit mit dem Engländer sei die Ursache. Aber er sah darin eine Anerkennung seiner Mühe, welche er sich gegeben hatte, Emma ihre Lieblingsfrucht zu verschaffen.

Er sagte deshalb:

„Sie haben Alles gehört, nicht wahr?"

„Ja," erwiederte Grafinger lachend, „natürlich, aber ich versichere Sie, daß Mylord mehr mit Ihnen gesprochen, als es unter den obwaltenden Umständen zu hoffen und zu erwarten war."

Der Wirth trat jetzt hinzu, und indem er seine ganze Artigkeit, von welcher er vorhin einen ziemlichen Antheil dem langen Insulaner zugekehrt hatte, jetzt wieder auf unsere Freunde wendete, erklärte er das Nähere.

Mylord hatte, ohne Zweifel ebenfalls aus Laune, seinen Aufenthalt in dem Fischerdorfe genommen, anstatt, wie fast alle Fremde, in Funchal zu wohnen, und vor etwa acht Tagen hatte ihm sein Arzt den Genuß der Ananas verboten.

Er befolgte streng dieses Gebot, aber bereits am ersten Tage kaufte er alle in den Gärten des Dorfes gezogenen Ananas auf, und ließ dieselben jeden Morgen beim Eintritt der Ebbe in's Meer

werfen. Selbst die halbreifen schloß er nicht aus, und der würdige Gastwirth fügte mit gedämpfter Stimme und mit der Bitte um Verschwiegenheit hinzu, daß schon seit drei Tagen in Cama de Lobos kaum eine einzige der besprochenen Früchte mehr zu finden sei, daß aber einige speculative Köpfe unter seinen Freunden täglich in Funchal welche aufkauften, und sich dann von Mylord den dreifachen Preis für dieselben bezahlen ließen.

Hausen nahm sich vor, demnächst mit einigen entfernten Bekannten von Funchal herüber zu reiten, Ananas mit sich zu bringen und solche vor den Augen des Engländers zu verspeisen; als er aber Grafinger diesen Plan mittheilte, rieth ihm dieser, lieber ein nettes Bild des Cabo Girao zu entwerfen. „Denn," sagte er, „je weniger man dergleichen Thorheiten beachtet, je mehr verdrießt es den Narren selbst, der sie treibt."

Gegen Abend trat die Gesellschaft den Rückweg an, und Hausen fühlte sich verstimmt, ohne sich eines klaren Grundes bewußt zu sein. Er gab indessen zum Theil der Ermüdung die Schuld, denn Grafinger hatte Emma und ihm, trotz der glühenden Sonnenhitze, mehrere Stunden lang an den Felswänden des Cabo Girao geognostische Vorlesungen gehalten, und schien auch beim Nach=

hauseritt dieses Thema nicht verlassen zu wollen. Es wäre dem jungen Künstler lieber gewesen, wenn der begeisterte Geognost vorangeritten wäre und sich alle diese interessanten Durchschitte und Felswände in nächster Nähe angesehen haben würde, denn es drängte ihn, mit der reizenden Emma, wenn auch nur auf kurze Zeit, allein zu sein, um, an ihrem Herzen leise anpochend, zu fragen, ob sie ihm nicht abhold sei. Aber Grafinger machte es ihm unmöglich, indem er docirend entweder zwischen oder dicht neben Beiden dahin galoppirte, und als man endlich in Funchal angelangt war und Hausen sich allein auf seiner Stube befand, glaubte er in dem Benehmen Grafinger's fast eine Absichtlichkeit, einen bestimmten Plan zu finden.

„Der Alte hatte seine langweiligen Erklärungen blos ausgekramt, um mich von Emma entfernt zu halten und mir keine Zeit zu lassen, ein vertrauliches Wort mit dem reizenden Kinde zu sprechen. Im Grunde hat er nicht Unrecht. Er kennt meine Verhältnisse nicht, er weiß nicht, daß ich hinreichendes Vermögen besitze, um eine Frau anständig ernähren zu können, und will von vorn herein eine Liebelei verhindern, die sich etwa anspinnen könnte."

Es ward während dieses Selbstgesprächs dem jungen Manne immer klarer, daß er leidenschaftlich in Emma verliebt sei, obgleich er sich gestehen mußte, von ihr selbst noch keinen Beweis von Zuneigung erhalten zu haben, trotzdem daß sie ohne Zweifel seine Annäherung bemerkt hatte.

Er hob seine bescheidene Kerze gegen den ebenfalls anspruchslosen Spiegel seiner Stube, und ließ seine Züge die Musterung passiren. Diese mußte befriedigend ausgefallen sein, denn er fuhr mit der Hand durch sein leicht gelocktes Haar, und sagte halblaut zu sich selbst:

„Pah! was kann sie an mir auszusetzen haben? Ich setze alle Bedenklichkeiten bei Seite, besuche morgen den Alten und — nun ja, frage ihn um Rath wegen irgend einer mein Vermögen betreffenden Angelegenheit. Ich will's schon einrichten, daß er merkt, wie die Sachen stehen, dann wollen wir sehen, ob er bei der nächsten Gelegenheit Emma und mich wieder wie ein Argus hütet. Dann erkläre ich mich dieser, und es ist mir nicht bange für den Erfolg! — Teufel, was werden die zu Hause für Augen machen, wenn ich mit einer so reizenden Braut zurückkehre!"

Er schlief später mit den Gedanken ein, wie so häufig aus etwas Schlimmem Gutes entstehe,

und war froh darüber, daß Grafinger auf dem Heimwege nicht von Emma's Seite gegangen, denn Folge hiervon war sein heroischer Entschluß, morgen die Familie zu besuchen.

Obgleich er sich keineswegs etwa vorgenommen, sogleich um Emma anzuhalten oder selbst ihr eine Erklärung zu machen, so pochte doch sein Herz in ungestümen Schlägen, als er den duftenden und mit den prachtvollsten tropischen Pflanzen geschmückten Garten durchschritt, in dessen Mitte Grafinger's Wohnung stand.

Er hatte eine Ahnung, daß er an einem wichtigen Wendepunkt seines Lebens stand, und fühlte die Bedeutung des ersten Schrittes, welchen er in dieser Beziehung zu thun im Begriffe war.

Aber man hat bisweilen Herzpochen ohne irgend einen triftigen Grund, man hat vollständig ungerechtfertigte Ahnungen, und Schritte, welchen wir eine große Wichtigkeit beilegen, stellen sich bald darauf leider als vollkommen bedeutungslos heraus.

Hausen ging langsam zwischen den Palmen, den Brasiltannen, den Mangolien- und Camellienbäumen auf das Haus zu, und nachdem er eingetreten, erfuhr er, daß Grafinger und Emma nicht zu Hause.

Seine ganze Aufregung war umsonst, indessen gab er eine Karte ab, und nahm sich vor, morgen Grafinger auf verblümte Weise von seinen Verhältnissen in Kenntniß zu setzen. Des Abends auf der Praça wollte er blos seinen Besuch ankündigen.

Er kam auch nicht dazu, denn die Gesuchten erschienen nicht, und am andern Morgen erhielt er ein Billet von Grafinger, in welchem ihm dieser mittheilte, daß er mit Emma einige größere Ausflüge zu machen gesonnen und bereits abgereist sei.

„Wir besuchen,“ hieß es unter Anderm, „vorzugsweise die Nordküste der Insel, und haben vielleicht einmal das Vergnügen, Sie ebenfalls dort zu treffen.“

„Vielleicht! Einmal!“ rief Hausen ärgerlich, „das klingt ja plötzlich ganz fremdartig. Aber wir wollen sehen!“ —

Drei Tage darauf sehen wir unsern Freund, in Begleitung eines andern jungen Mannes, durch die wilde romantische Schlucht des Carral reiten, und bemerken zugleich, daß Beide im eifrigsten Gespräche begriffen sind.

Um den unerläßlichen Pflichten des Anstands zu genügen, stellen wir unseren freundlichen Le=

fern den Begleiter Hausen's als den Doctor Rufard vor, einen jungen Franzosen, welcher auf einer größeren deutschen Universität längere Zeit studirt und schon dort die Bekanntschaft des Künstlers gemacht hatte.

Die jungen Leute hatten sich auch auf Madeira bereits mehrmals gesprochen und sich der früheren Zeit erinnert, in den letzten Wochen aber hatte Hausen den Franzosen nirgends getroffen und ihn bereits abgereist geglaubt, als er zu seinem Vergnügen ihn an der Mittagstafel traf und hörte, daß Rufard auf einige Tage die Nordküste besuchen wolle.

Junges Blut thut sich leicht zusammen.

Man beschloß, da Hausen ebenfalls dorthin zu gehen beabsichtigte, die Reise gemeinschaftlich zu machen, und nachdem man am ersten Tage die alte Bekanntschaft erneuerte, schloß man am zweiten Freundschaft, und während die Beiden am dritten Tage das Felsenthal des Carral durchzogen, begannen sie bereits sich ihre Herzensangelegenheiten mitzutheilen.

Der Franzose machte den Anfang.

„Geht es Ihnen denn auch so wie mir," sagte er, „daß Sie sich auf Reisen unaufhörlich verlieben, oder besser gesagt, daß reisende Frauen

und Mädchen einen so ganz besonderen Eindruck auf Sie machen, auch wenn Sie sich nicht selbst auf der Reise befinden? Gott weiß, wie das zugeht, aber in jeder größeren Stadt, mocht' ich nun selbst ein Reisender sein, oder dort meinen ständigen Wohnsitz haben, verliebte ich mich täglich wenigstens ein Dutzend Mal in solche liebenswürdige Zugvögel. Ganze Familien, mit Ausnahme der Väter und der noch langweiligeren Brüder, stehlen sich während des Mittagstisches in mein Herz, die, bisweilen schon ganz respectable Mutter, keineswegs ausgeschlossen, und das so herunter bis zur Grenze der kleinen Geschöpfe, welche Thränen vergießen, weil sie nicht zum dritten Male Compote bekommen. Wo kommt das her? Ich weiß es nicht! Es ist nicht allein das malerische und weniger streng nach der Mode geregelte Costüm der reisenden Damen, die reizenden Morgenhäubchen, mit denen sie bisweilen einen Augenblick lang am Fenster sichtbar werden, die koketten Barette, die Federhütchen, die Netze, welche ihr Haar zusammenhalten, die phantastischen Mantillen und Ueberwürfe, die sie so gut kleiden, wenn sie die Kirchen und andere Merkwürdigkeiten der Sadt lorgnettiren, es ist auch nicht die größere Ungezwungenheit, mit welcher

man bisweilen eine Unterhaltung mit ihnen anknüpfen darf, sondern es scheint mir mehr ein eigener Nimbus zu sein, ein Stück Romantik, wie ihr Deutschen sagt, welches die reisenden Frauen begleitet, und welches in Gestalt des Bädecker einen malerischen Duft um sie webt."

In Hausen waren die Gegensätze rege geworden bei der leichtfertigen Rede seines Freundes. Er dachte an Emma, seine Liebe zu ihr schien ihm sich stündlich zu vergrößern, und als ihm einfiel, daß sie ja eigentlich auch eine Reisende, suchte er bei seinem eigenen Herzen sich vor dem Verdachte eines ähnlichen Leichtsinns zu verwahren, wie der seines überrheinischen Freundes.

„Für mich," sagte er, „haben die Frauen den meisten Reiz, welche geschäftig walten im Hause, die sorgsam das Kleine beachten und hierdurch das Große bewahren, und welche man lieben muß, mehr und mehr, je näher man sie kennen lernt und je öfter man in ihrer Nähe."

Dabei fiel ihm schwer auf's Herz, daß er Emma noch gar nicht in diesem Glanzpunkte weiblicher Würde gesehen, aber Rufard rief:

„Ah, bah! bei meinen Flammen ist das Schöne das, daß man nicht weiß, wo sie her-

kommen, und das Beste, daß sie den andern Tag wieder abreisen."

Die beiden Reisenden befanden sich jetzt mitten zwischen steil aufsteigenden Felswänden, die oben in scharfen und zackigen Spitzen endigten und theilweise mit einem Wolkengürtel umgeben waren.

Der Ribeiro das Soccaridas, ein aus dem Felsenthal des Carral hervorbrechender Gebirgsbach, zog sich wie ein glänzender Silberfaden längs der schwarzen basaltischen Gesteinmassen dahin, hier und da stäubend vom raschen Falle, und scheinbar sich in Wolken hüllend, und während die Hörner und Zacken der Felsen oben in der Sonne funkelten und zu glühen schienen, herrschte unten in der Schlucht fast Düsterheit.

Da der Bergpfad an manchen Stellen allzu schmal wurde, um zwei Pferden hinlänglichen Raum zu geben, so ritt Rufard voran, und Hausen folgte ihm, aber trotzdem begann der Erstere wieder zu plaudern.

„Ohne Zweifel," sagte er, „sind Sie da Ihrem Principe treu geblieben, und eine blonde Jungfrau, waltend und schaffend in Haus und Hof, erwartet mit Sehnsucht Ihre Rückkunft in's Vaterland, und freut sich auf die hübschen, bunten Bilder, welche Sie mit nach Hause bringen."

Nach einigem Zögern erwiederte Hausen, daß dies eigentlich nicht der Fall, sondern daß er sich, fast nach dem Beispiele Rufard's, in eine Fremde, das heißt in eine Reisende verliebt habe.

„Famos!" rief jener, „ausgezeichnet! wir passen trefflich zusammen, denn auch ich bin, ganz gegen meine Gewohnheit, bereits längere, ja ewige Zeit verliebt, zwar auch wie gewöhnlich in eine Reisende, aber auch schon drei Wochen lang! Wir handelten also Beide gegen unsere Grundsätze, und müssen schon deshalb zusammenstehn auf Tod und Leben, und uns helfen in jeder Verlegenheit. Wie heißt Ihre Auserwählte?"

„Nur der Braut Name auf den Lippen, der der Geliebten im Herzen," erwiederte Hausen nach kurzem Bedenken.

„Großer Gott," sagte Rufard, „sind die Deutschen umständlich! Was macht denn das, wenn Sie verliebt sind, das bringt ja dem hübschen Kinde keinen Schaden. Ich gehe Ihnen mit gutem Beispiele voran! Meine Auserkorene heißt Emma Grafinger!"

Wenn Rufard das Gesicht seines Freundes hätte sehen können, hätte er ohne Zweifel geschwiegen, oder hätte wenigstens einen andern Ton

angeschlagen. Da aber dies nicht möglich war, so plauderte er munter fort.

Er erzählte, daß er die Bekanntschaft Grasinger's auf einem ähnlichen Streifzuge, wie der gegenwärtige sei, gemacht und daß er dann täglich in seiner und seiner Tochter Gesellschaft gewesen. Das mußte vor der Zeit gewesen sein, in welcher Hausen mit ihnen verkehrte, denn er hatte den Franzosen nie bei Grasinger gesehen, und die weitere Erzählung desselben ergab das auch.

Rufard hatte an der hübschen und, wie er sich ausdückte, etwas vollen Emma augenblicklich Wohlgefallen gefunden, und da nicht täglich neue Fremde auf Madeira ankamen, hatte er beschlossen, ausnahmsweise der liebenswürdigen Deutschen auf längere Zeit die Cour zu machen. Er war auch freundlich aufgenommen worden von Vater und Tochter, man lud ihn zu Spaziergängen und kleinen Ausflügen ein, aber er hatte trotz seiner Keckheit nie Gelegenheit gefunden, sich Emma zu erklären, denn sobald er sich ihr in dieser Absicht zu nähern gesucht, hatte ihn Grasinger in Gespräche verwickelt, höchst geistreich, äußerst belehrend, aber am Ende den jungen Mann in gleichem Grade langweilend und ärgernd.

Er hatte drei fruchtlose Versuche gemacht, Grafinger und seine Tochter zu besuchen, hatte sie aber nie zu Hause getroffen, und endlich riefen ihn seine Arbeiten von Funchal ab.

Da der Weg sich jetzt wieder erweiterte, und Raum für zwei Reiter bot, so hielt Rufard sein Pferd an, um Hausen an seine Seite zu lassen. Aber als er jetzt sich gegen diesen wendete, rief er:

„Was Teufel, was machen Sie denn für ein Gesicht? Was haben Sie denn, was fehlt Ihnen?"

„Das Mädchen, welches ich liebe, heißt ebenfalls Emma Grafinger," erwiederte Hausen mit einem eigenthümlichen Tone, „das ist Alles."

Der junge Franzose antwortete nicht, sondern ritt schweigend eine Strecke lang neben dem ebenfalls stummen Hausen dahin.

Endlich blickte er ihn von der Seite an und sagte:

„Nun, was ist's jetzt?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Hausen.

„Aber ich weiß es," rief Rufard. „Vor Allem gestehen Sie mir zu, daß es besser ist, offenherzig gegen seine Freunde zu sein. Was hätte es für Thorheiten gegeben, wenn wir Beide, immer mit

dem „Namen im Herzen" da in den Bergen herumgeritten wären, und dann plötzlich unsere Donna uns in den Weg getreten wäre! Aber nun hat sich die Sache ganz anders gestaltet. Ich werfe mich wieder auf meine alte Passion, und verliebe mich in Fremde, Zofen vorzüglich, denke ich, denn mit wenig Ausnahmen sind hier die Herrschaften „leidend." Ich trete Ihnen Emma ab," setzte er mit scherzendem Pathos hinzu.

Hausen reichte ihm vom Pferde aus die Hand.

„Sie sind ein leichtsinniger Mensch," sagte er, „aber dennoch erkenne ich Ihre edle Aufopferung dankbar an."

„Die Aufopferung ist nicht so groß," versetzte heiter der Franzose. „Bedenken Sie die wissenschaftlichen Vorträge des Alten, welche er immer so ganz zur rechten Zeit zu halten wußte, dann, daß ich ihn nie zu Hause traf! Da steckt etwas dahinter, und ich fürchte sehr, daß die beiden Leute nicht eben besonders schwärmten für einen näheren Umgang mit mir."

„Sonderbar," sprach Hausen, nachdem er eine kurze Zeit nachdenklich vor sich hingeblickt. „Mir ist fast Aehnliches begegnet wie Ihnen, ich habe

aber das für Zufall gehalten, oder gab theilweise mir selbst die Schuld."

Aber jetzt drang fröhliches Lärmen in das Ohr unserer Reisenden, gleichzeitig wurde der Pfad wieder schmäler, und nachdem sie vereinzelt eine ziemliche Höhe erstiegen hatten, trafen sie eine Gesellschaft von Midshipmen, die sich zwischen den Felsen gelagert und jubelnd ihre mitgebrachten Vorräthe verzehrten.

Unsere beiden Freunde brachen ihr Gespräch ab, um, in einiger Entfernung von Albions schreienden Söhnen, ebenfalls ihr Mahl einzunehmen, und wir verlassen sie für jetzt, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Ganz in allgemeinen Zügen angedeutet, könnte man Madeira einen einzigen Berg nennen, dessen höchste Spitze ziemlich in der Mitte der Insel liegt, und von welchem aus sich gegen das Uferland hin allenthalben Schluchten oder Thäler erstrecken.

Sowohl in der Tiefe dieser Schluchten, als auch auf der Höhe ihrer Abhänge finden sich, auf der Nordseite der Insel, noch die Reste der Baumwelt, welcher Madeira seinen Namen verdankt, der bekanntlich nichts weiter bedeutet, als Brennholz oder Nutzholz.

Die zunehmende Bevölkerung auf der Insel

und der mit ihr zugleich wachsende Holzverbrauch trägt ohne Zweifel, verbunden mit schlechter Forstwirthschaft, an diesem Schwinden des Baumschmucks die vorzüglichste Schuld; als Sage erzählt man sich aber auch von einem mächtigen Waldbrande, welcher nicht lange nach Entdeckung der Insel ausgebrochen sein und sieben Jahre lang angedauert haben soll.

Hausen und Rufard hatten einige Tage specielle Jagd auf die Waldbestände der Insel gemacht, der erstere, um den eigenthümlichen Baumschlag zu studiren, sein Begleiter, aber um botanische Bestimmungen vorzunehmen, denn er war vorzugsweise auf die Insel gekommen, um Material zu einer Beschreibung derselben zu sammeln, da er beabsichtigte, seine Landsleute, welche in verhältnißmäßig geringer Zahl Madeira besuchen, auf die Vortheile aufmerksam zu machen, welche ein Aufenthalt auf derselben in mehrfachen Krankheiten bietet.

Am vierten Tage aber sagte Rufard zu Hausen:

„Diese ewigen Lorbeerbäume bringen mich allmälig, aber sicher, an den Rand der Verzweiflung; nichts als Til, Vinhatio und Lauro, wie man hier diese drei Species nennt, welche fast einzig getroffen werden! Ich habe heute die ganze Nacht

hindurch von dem Lorbeerkranze geträumt, welchen man in meinem Vaterlande den fleißigen Gymnasiasten auf das Haupt setzt, und welchen ich nie erreichen konnte, und von dem schmackhaften Hasenragout Ihres Vaterlandes, welchem Lorbeerblätter die eigentliche Würze und den Wohlgeschmack verleihen. Gehen wir in die Felsen und werfen uns dem Plutonismus in die Arme!"

Des folgenden Tages sehen wir unsere beiden Freunde das Thal von St. Jorge durchziehen, und da Rufard dasselbe schon besucht hatte, so schien es ihm besonderes Vergnügen zu gewähren, den Wegweiser zu machen, um später Hausen, welcher eine flüchtige Skizze entwarf, die Benennungen der Bergspitzen, Schluchten und Felswände anzugeben.

„Thun Sie mir vor Allem die Liebe," sagte er, „und bringen Sie so wenig wie möglich diese verwünschten Lorbeerbäume an, höchstens nur ein paar kleine Krüppel, und bedürfen Sie im Vordergrunde durchaus etwas Grünes, so nehmen Sie eine Erica, eine Urze molar, wie man es hier nennt, oder ein paar Adlerfarren. Dann lassen Sie uns in das Thal hinabblicken, welches breit genug ist, um fast allenthalben von der Sonne

erreicht zu werden. Wackere Felsen das! Der dort links, welcher einen Vorsprung bildet, heißt Facenda do Norso; auf dem rechts, welchen man Fajaa alta nennt, befindet sich ein Haus, und ich will Ihnen nachher erzählen, was mir einmal dort begegnet ist. In dem Thale dort gegen Westen, Ribeiro grande genannt, trifft man, in einer Art Braunkohle, Pflanzenabdrücke, und auch auf diese komme ich später zurück, sie sind interessant genug und haben Stoff zu mancherlei Theorien gegeben. Die Hochfläche, in der Mitte Ihres Bildes, ist die Achade do Marquez. Auf ihr liegt ein kleines Dörfchen, oder vielmehr einige Häuser, denn eigentlich hat man hier keine wirklichen Dörfer, und alle die Bewohner der vereinzelt und einsam stehenden Dörfer sind nur durch den Gedanken zusammengehalten, daß sie zu einem und demselben Kirchspiele gehören. Der Bach aber, der sich durch die Sohle des Thales windet, und dessen Wellen da unten lustig in den Strahlen der Sonne funkeln, ist ohne Zweifel der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten."

„Wie so das?" fragte Hausen.

„Ich glaube," erwiederte Rufard, „daß, nachdem diese ganze kolossale Masse von vulcanischen Gesteinen sich aus der Tiefe gehoben hat, die

höchsten Gipfel derselben mit viel größeren Mengen von Schnee bedeckt waren, als jetzt, auf den ersten Blick, glaublich ist, daß ferner, in Folge der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden vulcanischen Ausbrüche, sich Gewitter über derselben zusammengezogen haben, und, wie es noch heute bei ähnlichen Eruptionen der Fall ist, wolkenbruchartige Regen niederströmten, welche den Schnee zum großen Theil wieder schmolzen und sich dann in wilden und reißenden Strömen abwärts ergossen. Vielleicht haben diese Gewässer eine bereits bestehende vulcanische Spalte benutzt, vielleicht haben sie sich ihren Weg allein gebildet, ohne Zweifel aber haben sie diese mächtigen Furchen gezogen, welche man jetzt Thäler und Schluchten nennt. Auf diese Weise ist der kleine Bach dort unten, oder vielmehr sein Urahne, jener mächtige Bergstrom, der Schöpfer des Thales, und noch in unserer Zeit brüstet er sich bisweilen, schwillt an und tritt aus seinem Bette, wenn gleich höchst bescheiden gegen sein früheres Gebahren.

Im Hintergrunde der Landschaft schiebt sich eine Gebirgsmasse, welche man die Insel, Ilha, nennt, in das Thal, und spaltet dasselbe, und das Bild ist fertig, wenn Sie jetzt noch die wolkenumgürteten Berge andeuten, welche dort mächtig

hervorragen, den Banario zur Rechten, mit seiner tiefen Einsattelung, den Pico Ruiro, die breitgipfelige Encumeada alta, den Pico de Homem em pe, welchem man diesen Namen, der stehende Mann, seiner mächtigen Basaltsäulen halber gegeben hat, und endlich ganz zur Linken den Pico das Pedras."

Während dieser mehr belehrenden als unterhaltenden Erörterungen des Franzosen hatte Hausen seine Skizze vollendet, und die beiden Freunde machten sich auf, um die Fajaa alta zu erreichen und dort zu rasten und einige Erfrischungen einzunehmen, welche, wie Rufard wußte, dort zu erhalten waren.

Er schien sich jetzt schadlos halten zu wollen für seine Erklärungen und Theorien, welche er ausgekramt hatte, und brachte vielfältige Possen zum Vorschein, während Hausen einsilbig, fast schweigsam neben ihm, längs des Baches, dahin ritt.

Obgleich man in den letzten Tagen Grafinger's und seiner Tochter mit keiner Silbe Erwähnung gethan hatte, war der junge Deutsche dennoch fortwährend mit dem Gedanken an Emma beschäftigt, deren Bild lebhaft vor ihm stand, mußte er sich gleich selbst gestehen, daß neben der Neigung

zu dem Mädchen auch noch eine gewisse Neugierde mit unterlief.

Als man an Ort und Stelle angekommen war und schmauste, was eben die Gelegenheit bot, sagte Rufard plötzlich:

„Hier war ich einmal einen ganzen Tag lang mit den Grafinger's, und hier hielt mich zum ersten Male der Alte mit seinem unerschöpflichen Redestrom in Schach."

Auf die Aufforderung Hausen's erzählte er Folgendes:

„Sie wissen, daß ich mich lebhaft für Alles interessire, was auf die Insel Bezug hat. Einige Tage bevor ich von Grafinger zur Theinahme an jener Partie eingeladen wurde, war ich in Machico, einem an der Südostseite Madeiras gelegenen kleinen Orte, und man zeigte mir die Trümmer eines Cedernkreuzes, an welches sich eine auf die erste Auffindung der Insel bezügliche Sage knüpft. Ich beschäftigte mich jenes Mal mit der Ausschmückung der an und für sich einfachen Geschichte, und erzählte sie hier an diesem Platze Emma mit allerlei phantastischen Schnörkeln. Ohne diese ist sie folgende.

„In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte in England ein junger Edelmann,

Robert Machin, welcher sich leidenschaftlich in Anna von Arfret, ein Edelfräulein, verliebt hatte. Da aber hartherzige Eltern oder Verwandte ihre Einwilligung versagten, beschlossen die beiden Liebenden zu fliehen, um in Frankreich Schutz zu suchen, welches eben jetzt mit England in Krieg verwickelt war. Aber ein heftiger Sturm verschlug das Schiff, welchem sie sich anvertraut hatten, und nach einer langen Reihe von Mühseligkeiten, Entbehrungen und sonstiger Lebensgefahr führte sie der Zufall endlich nach Madeira. Die Insel war bis dorthin noch unbewohnt, ja gänzlich unbekannt, und da sie offenbar Nahrungsmittel im Ueberflusse bot, so schien Alles trefflich zu gehen. Aber einige Tage später, eben als die Dienerschaft der beiden Liebenden und die Seeleute an Bord beschäftigt waren, brach plötzlich abermals ein Sturm aus, und warf das Schiff an die maroccanische Küste, deren liebenswürdige Bewohner sich des Fahrzeugs und dessen Mannschaften bemächtigten und beide als gute Beute erklärten. Jetzt starben Machin und seine Geliebte aus Kummer, und jenes Kreuz von Cedernholz, welches man mir in Machico zeigte, soll Machin auf das Grab seiner Anna gepflanzt haben, da diese vor ihm starb. Jene in Marocco zu Sclaven gemach-

ten Diener Machin's erzählten von der Insel, welche sie aufgefunden, und die Portugiesen, welche hiervon Nachricht erhielten, suchten und fanden dieselbe endlich auf.

„In der That ist mir der Grund nicht recht klar, warum jene Liebenden auf der fruchtbaren Insel so schnell gestorben sind, da sie sich ja am Ziele ihrer Wünsche befanden. Ich vermuthe freilich, daß es aus Langeweile geschehen sein mag, aber ich hütete mich jenes Mal, dies laut werden zu lassen, sondern verfiel vielmehr in eine recht gründliche Schwärmerei, welche pathologische Erscheinung sonst kaum bei mir zu bemerken. Obgleich jene Liebenden, der Sage nach, aus Kummer gestorben sein sollen, so pries ich doch das Glück, in solcher romantischer Umgebung und an der Seite der Geliebten das Zeitliche segnen zu dürfen, ich gab deutlich zu verstehen, daß ich selbst vor den Augen Emma's mit unendlichem Vergnügen verscheiden würde, und ich war ihr dabei näher gerückt, hatte ihre Hand erfaßt und sah sie mit schmachtenden Blicken an, während sie selbst nicht ganz ohne Wohlgefallen auf mich zu hören schien.

„Aber jetzt fuhr Grafinger mit einem endlosen Schwall von gelehrten Redensarten zwischen uns.

Er sprach von der versunkenen Insel Atlantis, von welcher zuerst Solon durch ägyptische Priester Nachricht erhalten, und welche so groß wie Kleinasien und Libyen zusammen gewesen, welche Europa und Afrika verbunden, und von oder durch welche selbst Amerika seine erste Cultur erhalten, eine Cultur, welche zwar fast gänzlich verschwunden sei, von welcher aber selbst an der Westküste Amerikas noch Spuren zu finden.

„Madeira, sagte er, sei ein Rest jener alten Atlantis, und er stellte dies als ganz glaublich und wahrscheinlich hin, und sprach wirklich anziehend und trefflich. Dann aber, als er auf die Nachweise seiner Behauptung und namentlich auf die Verbreitung der Pflanzen kam, wurde er unerhört langweilig und so weitschweifig, daß ich mich auch jenes Mal des Gedankens nicht erwehren konnte, er handele mit Absicht so. Aber trotzdem, daß er in einen höchst pedantischen Ton verfallen war, ja längere Zeit mit näselnder, schleppender Stimme sprach, schien dennoch Emma die Worte von seinen Lippen haschen zu wollen, und verwandte kein Auge von ihm. Mich würdigte sie keines Blicks mehr, und ich glaube, ich bin endlich eingeschlafen, oder war doch wenigstens nahe daran, es zu thun. Am andern Morgen brachte er mir

von jenen Pflanzenabdrücken des Ribeiro grände, von welchen ich Ihnen vorhin sagte, und schien abermals von seiner verwünschten Pflanzenverbreitung sprechen zu wollen, aber ich schützte ein nothwendiges Geschäft in Funchal vor, nahm flüchtigen Abschied und sprengte planlos davon. Trotz der reizenden Emma hätte ich, ich fühlte das, einen zweiten Vortrag über seine fossile Flora nicht lebend überstanden."

„Er hat es mir ähnlich gemacht," sagte Hausen; „aber sehen Sie einmal dorthin, was ist dies für ein sonderbarer Zug?"

Rufard blickte nach der bezeichneten Stelle und sagte:

„Das ist nichts Ungewöhnliches. Es ist ein Reisender, welcher sich tragen läßt und dem ein Diener mit ein paar Pferden und ein Arrieiro folgt. Sie wissen ja selbst, daß dies hier auf Madeira eine ganz gewöhnliche Art zu reisen ist, und daß man in der Hängematte, die von den beiden rüstigen Burschen getragen wird, sich so sicher befindet, wie zu Hause im Bette, mag es jetzt die steilsten Pfade auf oder abwärts gehen."

„Ich ziehe ein tüchtiges Pferd vor," erwiederte Hausen, „und will, ist es nicht durchaus nöthig, nicht einmal einen Arrieiro oder einen Pferde=

knecht bei mir haben. Man bewegt sich freier und ungezwungener, und vollends auf den Schultern solcher Bengel komme ich mir vor wie ein Schwächling oder ein Kind."

„Ritterlichkeit!" sagte Rufard, „das klebt Euch Deutschen allen an, so sehr Ihr Euch häufig bemüht, das Gegentheil zu zeigen. Aber ich habe eine ähnliche Marotte, ich bin nicht im Stande, bei meinen schriftlichen Arbeiten mich eines Menschen zu bedienen, welchem ich dictire. Es genirt mich, einen Satz umzuändern, und fällt mir einige Minuten lang nichts ein, so schäme ich mich vor dem Kerle, der vor mir sitzt und mich angafft, als bedauere er mich wegen meiner Unfähigkeit, etwas zu Stande zu bringen."

Hausen hatte mittlerweile mit einem Taschenperspectiv die langsam durch das Thal ziehende Karavane beobachtet und rief jetzt aus:

„Es ist mein Ananas-Engländer! Der Bann ist jetzt ohne Zweifel von Cama de Lobos genommen, und man darf nun dort wieder Ananas essen."

Er erzählte Rufard, was ihm mit jenem Briten begegnet war, und Rufard sagte:

„Man muß es nicht so genau nehmen. Wir haben Alle unsere Thorheiten, jedes einzelne In-

dividuum, jeder einzelne Volksstamm, jedes große Volk.

Ihr Deutschen habt seit Jahren einen prächtigen Wahnsinn im Kopfe, welchem Ihr, alle zehn Jahre etwa, ein anderes Röcklein anzieht und Euch einbildet, Wunder wie weit vorgeschritten zu sein. Daß Ihr die besten Gelehrten seid, die tüchtigsten Künstler und dabei gründlich und solid, daß Ihr Dichter aufzuzeigen habt, wie kaum eine andere Nation, und famose Soldaten seid und waret von jeher, das beachtet Ihr nicht, ja Ihr macht alle diese guten Gaben zu Zeiten lächerlich, das heißt einzelne Subjecte unter Euch, denen es eben gerade in ihren Kram paßt.

Die Engländer sind im Ganzen, das heißt als Nation genommen, nichts weniger als Narren, sie sind im Gegentheil leidenschaftlich dafür eingenommen, eines Profitchens halber andere Nationen zum Narren zu haben, was ihnen nur zu oft gelingt, und man müßte sie mithin, dem Anscheine nach, für klug halten. Aber das einzelne Individuum scheint häufig das dringende Bedürfniß zu fühlen, diesen Schein, zu vernichten oder ihn doch wenigstens mit einer möglichst dicken Schicht von Thorheiten anzupinseln. Es ist daher nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn man sagt: die Eng-

länder sind klug, aber die meisten Engländer sind Narren.

„Was uns betrifft, uns Franzosen, so sind wir „die große Nation," und dies, so wie das, was ich von Ihren Landsleuten und von den Briten anführte, mag den Satz bestätigen, welchen ich vorhin aufstellte."

Der Engländer in seiner Hängematte war mittlerweile verschwunden, und unsere beiden Freunde machten sich ebenfalls bald nachher auf den Weg, nicht etwa um ihm zu folgen, sondern um wo möglich eine andere Richtung einzuschlagen, was ihnen leicht wurde, indem sie die Spuren des kleinen Zuges am Ufer des Baches längere Zeit verfolgen konnten.

Nachdem sie das Thal nach verschiedenen Richtungen hin durchstreift, brachten sie die Nacht in einer kleinen Hütte zu, in welcher man sie gastfreundlich aufnahm, und suchten am nächsten Tage in das Thal von St. Vincente zu gelangen.

Ein wilder, an manchen Stellen selbst gefährlich erscheinender Felspfad, welcher sich längs der Nordküste hinzieht, führt von dem Thale St. Jorge in das von St. Vincente, und mit Hülfe eines Führers gelangten unsere Reisenden endlich an die Capelle, welche man dem heiligen Vincente

in einem mächtigen, aus dem Gerölle des Ufers hervorstehenden Basaltblocke ausgehöhlt hat, und welche vor dem Eingange in das Thal, von der Seeseite aus, steht.

Wir sagen ausgehöhlt und nicht erbaut, indem man das Innere des Felsens mit Meißel und Hammer bearbeitet, und so aus dem einzigen Steinblocke eine kleine Kirche geschaffen hat.

Mächtige Felswände bilden den Eingang des Thales, und diese natürliche Pforte ist so enge, daß man eher in eine schmale Schlucht, als in ein ziemlich geräumiges und reizendes Thal zu gelangen glaubt. Aber desto mehr ist man überrascht, wenn man, eingedrungen, Häuser, Obstgärten und Fruchtfelder antrifft, Kastanien-, Lorbeer- und Apfelsinenbäume, um welche sich malerisch Traubengewinde schlingen, dann üppige Wiesen und Wald. Die Frische und Fruchtbarkeit des Thales wird ohne Zweifel zum großen Theil durch dessen Wasserreichthum bedingt, da mehrfache Wasserfälle sich von den Felswänden herabstürzen, einestheils groteske und malerische Punkte bietend, auf der andern Seite aber erfrischend und befruchtend. Kurz nach dem Eintritt in das Thal, wo dasselbe bereits den so eben schwach angedeuteten Charakter zu entwickeln beginnt, haben wir

auch bereits eine Fernsicht, denn im Hintergrunde zur Linken steigt der Pico dos Ferreiros, zur Rechten der Pico Redondo empor, zwischen welchen beiden sich der Encumeadapaß hindurchwindet. Dann helfen noch der Pico grande und Pico de Jorge das Bild schließen. Mehr im Mittelgrunde liegt der Pico de Cora.

Keiner der beiden Freunde hatte bis jetzt das Thal von St. Vincente besucht, da dasselbe den Fremden überhaupt weniger bekannt zu sein scheint, als es seine Schönheit verdient. Sie hielten daher überrascht und erfreut ihre Pferde an, um einen kurzen Ueberblick zu gewinnen, und ritten hierauf gemüthlichen Schritts auf das kleine Dörfchen zu, welches vor ihnen lag, da ihnen ihr Führer gesagt, daß sich dort ein Gasthaus befände, welches wenigstens einige Bequemlichkeit darböte.

Wir müssen jetzt unsere Freunde einige Tage sich selbst überlassen, dürfen ihnen aber das Zeugniß geben, daß sie Beide ihre Zeit wacker benutzten, denn während der Franzose in den Schluchten und Seitenthälern streifte, um Notizen für seine beabsichtigte Arbeit zu sammeln, fertigte der Deutsche tüchtige Skizzen für seine Mappe, und wenn Beide des Abends wieder zusammentrafen, sich mitthei=

lend, was sie geschaffen und geleistet, durften sie sich nicht ohne Grund gegenseitig beloben.

Eines Tages war Hausen früher als gewöhnlich in's Freie gegangen, um die Beleuchtung der Morgensonne für einen seiner Entwürfe zu studiren.

Als er deshalb ebenfalls eher, als es sonst der Fall zu sein pflegte, zurückkehrte, bemerkte er zu seiner Ueberraschung, daß Fremde im Gasthause angekommen sein mußten, denn er sah einen Herrn und eine Dame unter den Kastanienbäumen vor dem Gasthause, und bemerkte eben so einige fremde Pferde auf der zu demselben gehörigen Wiese.

Seine Ueberraschung stieg, als er sich näherte und die Fremden zu erkennen glaubte, und als er jetzt wirklich Grafinger und Emma erkannte, fühlte er jene Mischung von Schreck und Freude, welche wir nicht selten bei ähnlichen Gelegenheiten empfinden.

Als ihn die Beiden ebenfalls erkannt, ihm entgegengekommen waren, und ihn bewillkommnet hatten, bemerkte Hausen sogleich, daß Grafinger offenbar verstimmt war, er sah aber auch im andern Augenblicke, daß nicht sein Erscheinen hieran die Schuld trug, sondern daß im Gegentheile sich Grafinger's Züge in Etwas zu erheitern schienen.

„Denken Sie sich," sagte Grafinger, „daß wir uns förmlich auf der Flucht befinden!" und als Hausen verwundert um die Ursache fragte, erwiederte er halb lachend, halb ärgerlich:

„Der einfältige lange Engländer, der mit den Ananas in Cabo Girao, hat sich an unsere Fersen geheftet, und verfolgt uns buchstäblich in allen Schluchten und Thälern der Insel. Wie und auf welche Weise er uns auskundschaftet, ist mir ein Räthsel, aber er erscheint regelmäßig einige Stunden, nachdem wir irgendwo angekommen sind, und heute traf er sogar fast gleichzeitig mit uns hier im Thale ein, wenngleich von einer ganz entgegengesetzten Richtung. Wir kommen von St. Jorge, und er zog durch den Encumeadapaß."

„Ja," sagte Emma, „und er hat vier Pferde bei sich, ohne Zweifel, um uns schneller einholen zu können, dann einige Träger mit einer Hängematte und zwei Führer, welche ihm wahrscheinlich auch als Kundschafter dienen müssen."

„Wissen Sie denn, was er beabsichtigt?" sagte Hausen.

„Mein Gott, nein," erwiederte Emma erröthend, „aber er setzt sich mir stets gegenüber und gafft mich starr an, ohne ein Wort zu sprechen, oft Stunden lang. Es ist unausstehlich!"

„Das wird man ihm vertreiben können," rief der junge Künstler aufgeregt, „ich werde mit ihm reden."

„Lieber Gott, das hilft nichts," fiel Grafinger ein. „Ich suchte ihn in ein Gespräch zu verwickeln, und setzte ihm die interessantesten Dinge, mit der größten Ausführlichkeit, auseinander, aber er gab keine Antwort, ja er that, als ob ich überhaupt gar nicht auf der Welt sei."

Hausen mußte unwillkürlich lächeln. „Da hat sein Schwatzen nichts geholfen," dachte er, „der ließ ihn reden, während ich mich entschloß, um Emma anzuhalten, oder wenigstens die ersten Schritte hierzu zu thun, und der Franzose die Flucht ergriff."

In diesem Augenblicke erschien der Gefürchtete auf dem Schauplatze.

Er trat auf wie ein Mann, der an sein gewöhnliches Geschäft geht, etwa wie ein Schreiber des Morgens in sein Bureau tritt, ein Kaufmann in seinen Laden, ein Handwerker in seine Werkstätte, oder ein zur Ruhe Gesetzter in's Kaffeehaus.

Seine Miene war nicht heiter, nicht verdrießlich, auch grüßte er Niemand der Anwesenden, sondern er schritt bis in die Mitte des Platzes

und blieb etwa zehn Schritte vor Emma und Grafinger stehen, worauf ein Diener, welcher ihm gefolgt war, einen Stuhl neben ihn setzte und sich zurückzog. Der Lange nahm Platz und strich sich mit dem Zeige- und Mittelfinger die kleine Stelle am Kinn, welche nicht mit Haaren bedeckt war. Hierauf fuhr er leicht mit der Rückseite der Hand über die beiden riesigen Dreiecke, welche seinen Backenbart bildeten und deren Spitzen bis auf die halbe Brust reichten.

Alles in Ordnung! Das Kinn rasirt, der Haarschmuck regelrecht.

Das Geschäft konnte beginnen. Und es begann wirklich. Mylord bewaffnete sein Auge mit einer Lorgnette, und nachdem er die Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt und die Füße über einander geschlagen hatte, blickte er unverwandt und stumm nach Emma, als wollte er sie mit seinen Blicken durchbohren.

Alle Welt kennt das unangenehme, ja peinliche Gefühl, das uns überkommt, wenn wir uns auf solche Weise beobachtet wissen. Obgleich daher Emma und Grafinger thaten, als bemerkten sie die Anwesenheit des Engländers gar nicht, und sich mit Hausen, welcher ihm absichtlich den Rücken zukehrte, in ein Gespräch einließen, so

stockte dieses doch bald wieder, und der junge Mann fand, daß es nicht mehr länger möglich sei, diese Unart zu erdulden.

Während er aber den Entschluß faßte, den Engländer seines Benehmens halber zur Rede zu stellen, hatte Grafinger bereits den Angriff begonnen, und das zwar keineswegs auf seine gemüthliche Art, sondern einfach auf die Weise, daß er einige Schritte an den Feind herantrat und sagte:

„Mein Herr, darf ich fragen, warum Sie uns allenthalben nachreisen und — uns belästigen?"

Die Antwort des Engländers bestand darin, daß er, da sich Grafinger zufällig zwischen ihn und Emma gestellt hatte, seinen Stuhl etwas zur Seite rückte und hierauf seine Beobachtungen fortsetzte.

Grafinger wiederholte jetzt ziemlich heftig seine Frage, und fast wider Erwarten gab jetzt der Angesprochene Antwort.

„Diesen Frauenzimmer gefallen mir sehre, und ich uerden ihr ansehen sehre langer Zeit," sagte er.

Emma, glühend roth geworden, wandte sich etwas zur Seite, und jetzt rief Mylord: „Ah! der Profil!" Dabei schien er sein Anstarren noch

eifriger als vorher fortzusetzen, und ein Zug von Zufriedenheit flog über seine Züge. „Der Profil!"

Hausen indessen stand auf, trat dicht an ihn heran und sagte ruhig:

„Mein Herr, Ihre Narrheit wird jetzt zur unmäßigsten Frechheit! Entfernen Sie sich augenblicklich."

Der Engländer verzog keine Miene, aber er starrte nach wie vorher vampyrartig nach dem jungen Mädchen.

Hausen war bleich geworden, obgleich seine Herzschläge die Brust zu sprengen drohten.

Er sagte jetzt mit dumpfer, zitternder Stimme:

„Gehen Sie — oder —" sein rechter Arm machte eine leise Bewegung, und seine Faust ballte sich.

„Oder uas?" sagte jetzt der Engländer.

„Mein Herr, schlagen Sie sich?"

„Ah! Sie wollen aben eine Duell."

„Ja," rief jetzt Hausen leidenschaftlich, „ja, das will ich! Sie sind ein Unverschämter!"

„Well!" Es war das erste englische Wort, was Mylord, und ohne Zweifel gegen seinen Willen, gebrauchte. Dann setzte er hinzu:

„Wollen boxen?"

„Ich schlage mich nicht mit Fäusten, wie ein Bauer," erwiederte Hausen verächtlich.

„Ah, ich verstehe ungemein," sagte jetzt der Engländer fast höflich, sehre angenehm. Adieu."

Er nickte leise mit dem Haupte.

„Gut!"

Als sich Hausen mit diesem einfachen, aber bedeutungsvollen Worte, nachdem er ebenfalls leicht gegrüßt hatte, umwandte, fand er, daß Grafinger sich mit Emma entfernt hatte.

Er ging ebenfalls in's Haus zurück, und da die Beiden sich wahrscheinlich in ihr Zimmer begeben hatten, ging er, jetzt fast vollkommen beruhigt, auf das seinige und beobachtete seinen Feind durch eine Spalte des Fensterladens.

Dieser hatte jetzt gewissermaßen eine schlimme Stellung. Offenbar mußte er sich denken können, daß man ihn vom Hause aus beobachtete, denn obgleich er das Schlachtfeld behauptete, war er doch keineswegs Sieger geblieben, und es lag unbedingt etwas Lächerliches darin, ihn allein, mitten auf dem freien Platze, unter den Bäumen sitzen zu sehen, und nicht minder wäre es eine Art Niederlage gewesen, sogleich den Platz zu verlassen. Hausen war daher neugierig, was er beginnen würde.

Der also Beobachtete musterte zuerst alle Fenster des Hauses, hierauf überzeugte er sich, wie vorher, von der regelmäßigen Ordnung seines Backenbartes, dann betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit einzeln alle Nägel seiner Finger, und endlich, offenbar das Beste, was er thun konnte, drehte er sich, wendete dem Hause den Rücken und blickte in das Thal.

Kurze Zeit darauf kehrte Rufard nach Hause zurück und war, wie natürlich, über das Vorgefallene, so wie über die Anwesenheit Grafinger's höchlich erstaunt.

Die beiden Freunde besprachen hierauf das in solchen Fällen Nöthige, und Rufard sagte:

„Er hat die Wahl der Waffen, nach dem allgemein und, wie ich glaube, auch in England gültigen Gebrauch. Natürlich wählt er Pistolen, und da ist mir nicht bange, da ich von früher her weiß, daß Sie ein guter Schütze. Aber wer wird ihm secundiren? Das ist eine Calamität, und ich weiß nicht, wie wir über die hinwegkommen."

„Sie haben plein pouvoir," erwiederte Hausen, „aber jetzt gehen Sie und sprechen Sie mit ihm. Ich freue mich auf die Geschichte, so viel man sich eben vernünftiger Weise auf so Etwas freuen kann."

Rufard ging, und als er nach kurzer Zeit wieder zurückkam, sagte er:

„Das ist schlimm! er hat den Degen gewählt, und will Nichts von Pistolen wissen. „Ich haben," sagte er in seinem Kauderwelsch, „getodet eine ueiße Mann mit das Pistol, eine braune mit Flinte, und ich will jetzt toden noch eine ueiße mit das Degen." Man kann Nichts dagegen einwenden, daß er diese bei uns und zum Theil auch bei Ihnen beliebte Waffe wählt, aber es ist schlimm."

„Gar nicht," versetzte Hausen, „ich stoße ganz gut, und habe selbst, wie wir auf der Akademie zu sagen pflegten, „Mensurpraxis"."

„Ja, aber haben Sie die Länge dieses Kerles betrachtet?" sagte Rufard, „wenn er die benutzt und sich vollkommen auslegt, ist ihm schwer beizukommen. So ein langes Subject hat den doppelten Vortheil."

„Das wird sich Alles finden. Aber wer wird sein Secundant sein, und wo bekommen wir die Waffen?"

„Ich war zufrieden damit, daß sein Kammerdiener die Stelle vertritt, und was die Degen betrifft, so führt er zwei herrliche Dinger bei sich, Arbeit von la Deprez in Paris, ganz appetit-

liche Kerlchen. Er hat ein eigenes Etui dafür und scheint sich auf diesen Fall eigens vorgesehen zu haben."

„Nun," sagte Hausen, „da er durchaus einen weißen Mann auf Degen umbringen will, so läßt sich dagegen Nichts einwenden."

Etwa eine Viertelstunde später schritten die beiden Parteien dem verabredeten, kaum tausend Schritte weit entfernten Kampfplatze zu.

„Sie haben viel Glück," sagte Rufard, „das heißt, wenn er Sie nicht todtsticht, denn die reizende Emma rechnet Ihnen diesen Ritterdienst hoch an. Sie kann Ihnen nicht mehr widerstehen. Ich kenne die Weiber, und auch der Alte wird sein abgeschmacktes Gewäsch sein lassen und klein beigeben. Darauf verlassen Sie sich. Aber jetzt merken Sie sich: Gehen Sie stets so enge als möglich um die Klinge, suchen Sie ihm blos auf Nachstoß beizukommen, und lassen Sie sich vor Allem nicht auf Forcestöße ein. Diese langen Kerle geben häufig absichtlich Blößen für die „festen Stöße" und lassen dann den Kleinern anrennen. Blos flüchtige Stöße! Es klingt eigenthümlich, ist aber doch so. Dann aber haben Sie Nichts im Auge als die Klinge Ihres Gegners. Es ist eine Thorheit, wenn man behauptet, man

müsse sein Auge beobachten! Er mag hinsehen, wohin er will, die Klinge allein trifft!"

„Sie sind ein guter Kerl, Rufard," sagte Hausen, indem er ihm die Hand reichte, „aber da sind wir, beeilen wir uns, denn es bleibt nicht mehr lange Tag."

Der zum Kampfplatz bestimmte Ort, an welchem der Engländer bereits angekommen war, befand sich ohnweit eines jener Wasserfälle, deren wir bereits erwähnten. Es war ein kleines Plateau, ohnweit des von einer Felswand herabstürzenden Wassers, und der Anfang eines kleinen Wäldchens, das sich in ein Seitenthal erstreckte. Der Boden war eben, und der Kammerdiener Mylords hatte noch überdies bereits einige Steine entfernt, größere Grasbüschel beseitigt, und es hatte den Anschein, als figurire er nicht zum ersten Male bei einer ähnlichen Gelegenheit.

Die beiden Hauptbetheiligten entwickelten jetzt jene Haltung, welche bei solchen Geschäften in der ganzen Welt Sitte ist. Ihre Mienen drückten die höchste Gleichgültigkeit aus, sie schienen fast gänzlich vergessen zu haben, weshalb sie an Ort und Stelle, und richteten ihre Aufmerksamkeit scheinbar auf Nebendinge, während die Secundanten

im Gegentheil ernst auftraten und sorgfältig und umsichtig Alles zu ordnen bemüht waren.

Da Jeder bei einer ähnlichen Angelegenheit wissen muß, daß er im nächsten Augenblicke, höchst unfreiwillig, ein Loth Blei in einer stets sehr unpassenden Stelle seines Körpers zu beherbergen gezwungen sein kann, daß vielleicht ein äußerst kunstgerechter Degenstoß seine Lunge durchbohren wird, oder eine reizende Quarte sein Antlitz in zwei Hälften theilt, so erscheint jene Gleichgültigkeit auf den ersten Blick thöricht. Aber sie muß, wie manche andere Tollheit, dem Menschen angeboren sein, denn selbst die Wilden tragen sie bei ihren Zweikämpfen, nach ihrer Art, zur Schau, und sie scheint mithin mehr Instinct zu sein, als Resultat einer Berechnung oder der Erziehung. Benehmen also auch wir uns in ähnlichen Fällen ebenfalls auf diese Weise.

Was übrigens den Engländer betrifft, so erschien er gänzlich umgewandelt. Keine Spur mehr von Thorheit und Spleen. Er war ganz Gentleman und, so weit es die Umstände gestatteten, artig und zuvorkommend.

Mit wenigen Worten waren jetzt die näheren Bedingungen festgestellt worden, Hausen und sein Gegner hatten ihre Röcke abgeworfen, und nach-

dem man die Mensur genommen, und ihnen die Waffen gegeben, standen sie gegenüber.

„Legt Euch aus!“

„Bindet die Klingen!“

„Los!!“

Der Kampf begann, regelrecht, ruhig und vorsichtig im Anfange, und dann, wie es meist der Fall zu sein pflegt, allmälig hitziger werdend.

Rufard sah jetzt, daß er sich nicht getäuscht hatte. Mylord entwickelte allmälig eine furchtbare Länge, in Folge deren sein Degen um anderthalb Fuß länger erschien, als jener Hausen's. Das heißt, wenn des Letzteren Degenspitze mit dem Ellbogengelenke des Engländers in gleicher Richtung stand, berührte dessen Degen die Brust Hausen's. Aber der junge Deutsche focht gewandt und parirte sicher, so daß der Kampf längere Zeit unentschieden blieb.

Durch einen ziemlich gewagten Stoß gelang es indessen jetzt Hausen, seinen Gegner leicht an der Brust zu verwunden, indem er aber gleich darauf denselben wiederholen wollte, rannte er in den Degen seines Feindes.

Der Degen war am Oberarm eingedrungen, und das zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Spitze

desselben auf der Rückseite ohnweit des Schultergelenkes wieder herausgedrungen war.

Die Sache war beendet. Mylord bat artig seinen Beistand an, ließ sich von seinem Kammerdiener seine übrigens unbedeutende Wunde verbinden, reinigte dann selbst seinen Degen vom Blute, und ging ruhigen Schrittes nach Hause, da man eben so artig für seine Hülfe gedankt hatte.

„Der Teufel hole die par tout mit nachgestoßener innerer Quarte," sagte Rufard, als sie allein waren, und er flüchtig seinen Freund verband. „Zweimal hinter einander glücken sie selten. Aber es ist noch erträglich abgelaufen. Wir schlagen zwei Tage lang kaltes Wasser über die Wunde, dann wird das Meiste vorüber sein. Das Beste ist, daß er auch Eins abbekommen hat."

Nach Hause zurückgekehrt, stellten sich bald ziemlich heftige Schmerzen an der Wunde Hausen's ein, welche aber durch die besprochenen Umschläge bedeutend gemildert wurden, und Rufard war jetzt ein so sorgsamer Arzt und Krankenwärter, als er vorher ein trefflicher Secundant gewesen war. So ging die Nacht gut vorüber.

Am andern Morgen sprach der Franzose: „Nun will ich einmal Recherchen anstellen. Der Lange läßt sich nicht sehen, und auch von den Grafin-

ger's ist Nichts zu erblicken. Erfahren haben die offenbar bereits Alles, aber ich muß die Sache bei Emma in's rechte Licht stellen. Der Degenstoß da, den wir bekommen haben, soll seine guten Früchte tragen."

Er ging und kehrte nach kurzer Zeit mit einer eigenthümlichen Miene wieder zurück.

„Nun?" frug Hausen.

„Toll genug," erwiederte sein Freund; „Alles ist fort. Noch gestern packten Grafinger und seine Tochter ihre Sachen zusammen, und heute Morgen mit dem ersten Grauen des Tages reisten sie ab. Eine Viertelstunde später schlug der Engländer denselben Weg ein. Ich finde es aber doch sonderbar, daß Grafinger Ihnen nicht ein einziges Wort des Dankes gesagt hat, da Sie für seine Tochter Ihre Haut zu Markte trugen."

„Ich glaube," sagte Hausen seufzend, „Emma ist für mich verloren, aber wir wollen, sobald als möglich, nach Funchal, denn ich bin überzeugt, sie sind dahin gegangen. Ich will wenigstens Gewißheit haben."

Wir sehen nach einigen Tagen die beiden jungen Leute auf dem Wege nach der Hauptstadt, und zwar Hausen diesmal in einer Hängematte, während sein Freund ihn zu Pferde begleitete und

ihm durch allerlei Possen die Grillen zu verscheuchen suchte.

An Ort und Stelle angekommen, richtete sich Rufard auf der Stube Hausen's ein, und am andern Tage ging er, um Notizen einzuholen, und vor Allem mit Grafinger zu sprechen.

Auch heute kehrte er bald zurück.

Er betrachtete Hausen eine kurze Zeit lang mit prüfendem Blicke, und dann sagte er:

„Was hilft das Alles! Erfahren müssen Sie es doch, also eher jetzt, als später. Sie sind wieder fort!“

Hausen lächelte resignirt:

„Wohin?“

„Zum Teufel, das heißt nach Europa, mit einem eben segelfertigen Dampfer, aber hier ist ein Brief an Sie.“

Hausen las, und gab hierauf abermals lächelnd das Schreiben an Rufard.

Dasselbe lautete:

„Lieber Herr Hausen!

Ich weiß, daß ich Sie, Ihren Freund Rufard, und vielleicht auch noch andere Leute, bisweilen mit einer gewissen Weitschweifigkeit hinreichend gelangweilt habe. Dafür will ich jetzt so kurz als möglich sein.

Ich bin ein deutscher Professor, der früher größere Reisen gemacht, sich vom Lehramte zurückgezogen und eine junge Frau geheirathet hat. Diese Frau ist Emma.

Wir durchreisten zu unserem Vergnügen Deutschland, Frankreich, Spanien, und kamen, wie Sie wissen, endlich nach Madeira, und ich fand fast aller Orten, daß junge und bisweilen auch ältere Laffen meine Frau für eine gute und selbst leicht zu erwerbende Beute zu halten schienen.

Es herrschen gewisse Vorurtheile in Hinsicht auf eine junge Frau und einen älteren Mann.

In Madeira gab ich deshalb Emma für meine Tochter aus, und fand, daß sich jetzt die Leichtfüßigen nur spärlich einfanden, während mir der Umgang mit anständigen jungen Leuten lieb und erwünscht war.

Wie ich allzu solide Absichten durch die gründlichste Langeweile zu moderiren wußte, ist Ihnen ohne Zweifel klar geworden. Ich bedaure!

Aber es war nicht möglich, meine Frau mit einem Andern zu verloben, und mein ehestandliches Incognito wollte ich auch nicht aufgeben.

Ich danke Ihnen, daß Sie versuchten uns von dem Engländer zu befreien. Derselbe befindet sich gegenwärtig am Wasserfalle von Na-

bacal, da ich ihn durch seine Spione, welche ich für diesmal besser bezahlte, wissen ließ, daß wir uns dorthin begeben würden. Grüßen Sie auf's Beste Ihren Freund Rufard, und seien Sie selbst von mir herzlich gegrüßt.

Ihr ganz ergebenster

Dr. Grafinger."

Rufard betrachtete einige Augenblicke seinen Freund, und da dieser vollkommen getröstet erschien, so schlug er ein Schnippchen.

„Ich hätte wissen sollen," rief er, „daß es seine Frau war!"

„Sehen Sie, daß er Recht hatte!" erwiederte Hausen.

„Zum Theil, ja," sagte Rufard, „und wir haben wenigstens, erlebten wir auch keinen Roman, doch Madeira ein wenig kennen gelernt, und das war ja doch diesmal vorzugsweise unser Zweck!"

3.

Die Bai von Corral.

Die Bai von Corral ist der Hafen von Valdivia, einer Provinz Chilis, und liegt unter 39 Grad 52 Minuten südlicher Breite.

Wir hatten uns rasch der Küste genähert, und als ich auf Deck trat und plötzlich die bewaldeten Berge vor mir liegen sah, überkam es mich sonderbar. Das waren keine amerikanischen Meeresufer! Alte, liebe Erinnerungen aus meiner Knabenzeit standen vor mir. Deutsche Berge und Wald. Der „Schöne Rain" bei Steinbach am Main schien mich zu begrüßen mit seinen dunkelglänzenden Buchen und Eichen, und mit ihm tausend Klänge aus jener glücklichen Zeit.

Vorbei! Und auch jene Täuschung schwand bald, denn hinter mir lag, statt des freundlichen jenseitigen Mainufers, das Stille Meer in endloser Ausdehnung, und ein kolossaler Walfisch

spritzte, keine sechzig Fuß von unserm Bord, seine salzige Fontaine.

Die Aehnlichkeit jener Küste mit manchem deutschen Flußufer ist wirklich auffallend, namentlich wenn man die übrigen steilen und unwirthlichen Küsten Chilis vor Kurzem gesehen hat und sie vergleichend gegen die von Baldivia hält, aber in nächster Nähe merkt man wohl, daß jene bewaldeten Höhen aus anderen Elementen bestehen als unsere deutschen Wälder, ein fremder Welttheil tritt wieder in sein Recht, und der Reisende sucht zu lernen, statt zu schwärmen.

Schon auf jenen Küstenbergen tritt nicht selten die riesige Alerze auf, erreicht sie auch hier noch nicht die ungeheuren Dimensionen, welche sie weiter im Innern zeigt, denn dort hat ihr Stamm bisweilen fünfzehn Fuß Durchmesser, und ihre Höhe beträgt einhundertundfünfzig Fuß und darüber. Auch die Rotheiche, el Roble in der Landessprache, wird dort getroffen, ferner Fagus procera Rauli der Einwohner, beide nicht selten mit einhundert Fuß hohen Stämmen. Mitten unter diesen Kolossen der Pflanzenwelt und hoch von ihnen überragt, hat sich dann häufig ein zierlicher Baumschlag angesiedelt. Fuchsien mit acht bis zehn Fuß hohen Stämmen und mit Blüthen,

die alle Abstufungen von Roth zeigen, weißblühende Myrten und mehrere wohlriechende Lorbeerarten bilden ein reizendes Buschwerk, und ich bin später durch solche Waldpartien gekommen, in welchen stundenweit kein Baum ohne glänzende Blüthe oder Beere war.

Wie fast alle chilenischen Häfen liegt die Einfahrt des Hafens von Callao gegen Norden frei und offen und durch nichts geschützt. Nordstürme hausen deshalb in solchen Häfen sehr schlimm, während dagegen andere Winde, außen auf See tüchtig tobend, dort kaum die Wogen leicht kräuseln.

Gleich bei der Einfahrt in den Hafen bemerkt man, welche Wichtigkeit die Spanier früher auf diesen Platz legten.

Rechts ist die Gonzalobatterie und das Fort Carlos, links die Nieblabatterie und mehrere andere kleinere Forts, welche früher wohl drohend auf den kaum dreiviertel englische Meilen breiten Eingang herabgeblickt haben mögen. Aber jetzt liegen sie in Trümmern. Schnell aufgeschossenes Strauchwerk und Bäume haben die Stelle der Kanonen eingenommen, und statt des Anrufens der Wachen erschallt aus ihnen nicht selten das betäubende Geschrei eines Zuges Papageien. Nur das einzige Fort Corral besteht noch im Innern

des Hafens, mit rostigen Kanonen, schadhaften Mauern, und weniger ein Denkmal gefallener Größe, als das einer einfältigen Zerstörungswuth.

Die Revolution demolirte die Werke des Hafens, und die Republik besitzt nicht die Mittel, sie wieder herzustellen.

Die Längenerstreckung der Bai geht fast vier englische Meilen in's Land und das zwar in grader Richtung nach Süden, indessen kann die Hälfte dieser Strecke, welche man die St. Johnsbai nennt, mit größeren Schiffen nicht befahren werden, und verflacht sich am Ende so, daß dort zur Zeit der Ebbe, die Bai wohl eine halbe englische Meile lang füglich überschritten werden kann.

Von Osten her ergießt sich der Rio de Valdivia in die Bai, und ein anderer Arm desselben Flusses mündet etwas weiter gegen Süden ebenfalls in dieselbe, wodurch eine Insel von zwei englischen Meilen Länge und Breite gebildet wird, die Isla del Rey. Diesen zweiten Arm des Valdiviaflusses nennt man Rio de poco comer, d. h. „Fluß von wenig zu essen." Aus welchem Grunde er diesen Namen erhalten hat, mögen die Götter wissen, die Leute im Lande wenigstens konnten mir

nicht den mindesten Grund dieser sonderbaren Benennung angeben.

Neben diesen beiden Armen des Rio de Valdivia ergießen sich noch mehrere andere kleinere Flüsse in die Bai, welche man auf querübergelegten langen und sehr unangenehm glatten Baumstämmen passiren muß. Der Valdiviafluß selbst aber ist ein schöner breiter Strom, und ich habe kaum in meinem Leben reizendere und zugleich mehr pittoreske Flußufer gesehen, als eben dort, indem ich einige Tage nach unserer Ankunft zu Boote nach der etwa vier Stunden weit entfernten Stadt Valdivia fuhr.

Meist schließen, wenigstens in der ersten Hälfte des Weges, Berge mit prächtigem Baumwuchs die Ufer ein. Bis dicht an das Wasser behaupten dort die mächtigen Riesen des Urwaldes ihr Gebiet, in einzelnen kräftigen Säulen himmelan strebend, während zwischen ihnen Bambuseen ein dichtes, oft undurchdringliches Geflecht bilden. Es sind dies vorzugsweise zwei Coliqueaarten, die Quila und die Coliquea der Eingeborenen, von welchen die erste zwanzig bis dreißig Fuß hoch wird, die andere aber oft die doppelte Höhe erreicht und darüber.

Sie ist deshalb besonders interessant, weil die auracanischen Indianer ihre langen, so sehr ge-

fürchteten Lanzen aus ihren Stengeln verfertigen, Lanzen, welche länger als fünfundzwanzig Fuß sind, und am Ende kaum die halbe Dicke eines kleinen Fingers haben, dabei aber die Elasticität einer Reitgerte besitzen. Der Araucaner, als Nachbar von Valdivia, zur Zeit des Krieges dort mehr als irgendwo gefürchtet, fehlt nie mit dieser furchtbaren Waffe. Auf seinem ungesattelten Pferde hängend, stürmt er in rasender Eile gegen den Feind, den stärkern Theil der Lanze hält er fest in der Hand, während dessen stählerne Spitze am schlanken Ende mit Blitzesschnelle einen mächtigen Kreis beschreibt und den Feind durchbohrt, der an's Pariren nicht denken kann, da die rasche Bewegung ihn das Eisen kaum sehen läßt. Auch im Ricochet braucht der Araucaner seine Lanze, indem er die dünne Hälfte gegen die Erde schleudert und mit der aufschnellenden Spitze trifft und tödtet.

Einer Mauer gleich stehen bisweilen die Dickichte der Coliquea längs der Ufer des Stromes, und glitzern mit ihren gelben Stengeln im Lichte der Sonne. Aber an anderen Stellen hat sich das Strombett verengt, und an den steilen Ufern stehen dichter gedrängt die Alerze, die Roble und der Pellin, die mächtige Rotheiche und andere Reprä-

sentanten des chilenischen Urwaldes. Dann fällt kein Sonnenstrahl mehr auf die stürmisch und brausend dahineilenden Wellen des Flusses, es hat den Anschein, als sei es plötzlich Abend geworden. Die Stille des Urwaldes hat sich über die Wasser gesenkt.

Man muß dann vorsichtig sein im Boote und guten Auslug halten, denn eben an solchen Stellen sind häufig entwurzelte Stämme, von den steilen Uferwänden herab, in den Strom gestürzt und haben sich dort festgerannt, oft nur einen Fuß tief unter dem Wasser. Das Fahrzeug, welches auf sie stößt, ist meist unrettbar verloren.

Wenden wir uns aber nun auf's feste Land und blicken ein wenig auf die geognostischen Formen des Hafens von Corral und seine Umgebung, so weit ich im Stande war, sie zu verfolgen.

Glimmerschiefer ist das bei Weitem überwiegende Gestein. Wo es möglich war, die Humus- und Geröllschichten zu durchbrechen, habe ich denselben überall getroffen, und das zwar sowohl im Hafen selbst, als auch in dem vier Stunden weit entfernten Valdivia und an allen Orten, wo ich tiefer in's Land drang. Auch weiter im Innern und im Gebiete der freien Araucaner soll dies Gestein stets das vorwaltende sein. Als unterge-

ordnet und nur stellenweise verbreitet findet man eine secundäre Sandsteinform, und an einigen Stellen des Hafens ein festes, nicht uninteressantes Conglomerat, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Geröllen der See und aus Fragmenten von Glimmerschiefer.

Der Glimmerschiefer selbst zeigt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen. Bisweilen treffen sich Lagen, welche als reines Glimmergestein zu betrachten sind, dünnschiefrige, aber mächtige Lagen eines tombakbraunen Glimmers, in welchem auf weite Strecken kaum ein Quarzkörnchen zu finden ist. Wieder aber trifft man Quarzlagen von mehreren Fuß Mächtigkeit in der Form krystallinischer Körner oder auch als compacte oder plattenförmige Massen. Aber diese Absonderungen folgen der allgemeinen Richtung der Schichten und sind weniger als Quarzfels, als ein sehr glimmerarmer Glimmerschiefer zu betrachten. An einigen Stellen geht das Gestein in Chloritschiefer über und an anderen, durch einen Feldspathgehalt, in eine gneisartige Felsmasse. Alles dieses ist aber local, und man kann sagen, daß die herrschende Form in der Umgegend von Valdivia, Corral und wohl des größten Theils der Provinz gut ausgeprägter Glimmerschiefer ist.

Nun ich dem freundlichen Leser von Bäumen und Felsen gesprochen, muß wohl auch des Lebenden gedacht werden, und billig mag hier der Mensch obenan stehen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Corral war es dort ziemlich lebhaft. Es hatten kurze Zeit vorher die araucanischen Indianer ein an ihrer Küste gestrandetes Schiff geplündert, und man wußte nicht, ob die von chilenischer Seite deshalb gepflogenen Unterhandlungen sich friedlich endigen würden. Theils um Valdivia vor einem Ueberfall zu schützen, theils um den Indianern von vorn herein Respect einzuflößen, hatte man eine Abtheilung chilenischer Truppen nach Corral gelegt. Sie waren auf der einzigen Kriegsfregatte Chilis, einem höchst ehrwürdigen alten Schiffe, welches man von den Nordamerikanern eingehandelt hatte, und von welchem man erst hinterher erfuhr, daß es nervenschwach war und das Schießen nicht vertragen konnte, dorthin gekommen.

In der That sagte mir ein Officier der Fregatte, daß eine einzige Lage, welche man am Bord derselben abfeuern würde, höchst wahrscheinlich das Sinken des Schiffes zur Folge habe. Die kriegerische Bemannung des gebrechlichen Fahrzeugs gab sich aber, nachdem sie das Land glück=

lich erreicht hatte, hierfür auch der ungezwungensten Heiterkeit hin. Man sang, trank, scherzte und tanzte mit den Schönen von Corral, und ich mischte mich häufig unter jene heiteren Söhne des Mars, um die Eigenthümlichkeiten, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung kennen zu lernen.

Nachdem aber die Soldaten zum größten Theil nach Valdivia gegangen waren und nur eine geringe Besatzung im Hafen zurückgelassen hatten, ward das Leben stiller und ich begann, so viel es mir meine Zeit erlaubte, mit den Einwohnern zu verkehren. Ich habe sie gefunden wie alle Chilenen und die meisten Abkömmlinge der Spanier auf der Westküste; das heißt leicht erregbar, aber heiter und gutmüthig und ein großes Vergnügen an der Arbeit findend, wenn sie geschehen, das größte aber, wenn ein anderer dieselbe verrichtet. Man wohnt in netten, hölzernen Häuschen von dunklem Cedernholz, und diese niedlichen Wohnungen sind zierlich und zweckmäßig zugleich construirt. Ohne Zweifel fand man es für nöthig, solche Häuser zu erbauen, welche, einmal fertig, wenige, oder nur leichte Reparaturen erfordern.

Hingegen findet man es nicht für nöthig, vielleicht einen ganzen Tag lang zu arbeiten, um das Brennholz für längere Zeit zu spalten. Der Valdi-

vianer schleift statt dessen einen mächtigen Stamm, den er mit wenig Mühe vom benachbarten Wald erwerben kann, vor die Thür seines Hauses, und arbeitet dann täglich mit der Axt den nöthigen Bedarf herunter. Freilich braucht er hierzu, im Ganzen gerechnet, gewiß mehr als die doppelte Menge Zeit, als wenn der Stamm regelrecht gespalten und gesägt worden wäre, aber der Chilene plagt sich lieber ein Vierteljahr lang täglich eine Viertelstunde, als daß er einige Tage lang anhaltende Arbeit vornimmt.

Nur noch ein Beispiel: Man kennt natürlich den Gebrauch der Karren und Wagen, und solche existiren auch im Lande, aber häufig begnügt man sich, statt einen Karren zu zimmern, damit, die zu transportirenden Gegenstände auf eine rohe Pferdehäut zu legen, und wohl oder übel auf solche Weise nach dem Orte ihrer Bestimmung zu schleifen.

Dagegen ist der Valdivianer, so wie der Chilene überhaupt, auf der andern Seite wieder höchst mäßig in Speise und Trank, und mit Ausnahme des oft sehr reich mit Silber geschmückten Sattelzeuges ist auch seine Kleidung, namentlich jene der Landbewohner, meist sehr einfach, indem der Poncho vielerlei ersetzen muß.

Unter den kleineren Jagdausflügen, welche ich in der Umgegend des Hafens machte, hatte die Jagd auf Papageien für mich viel Anziehendes. Es ist zwar nur eine einzige Species dort einheimisch, Enicognathus leptorhynchus, Gray (Psittacus rectirostris, King), von den Einwohnern Choi genannt, diese aber dafür zahlreich vertreten. Das rothe und graue Gefieder dieser Thiere kann nicht glänzend genannt werden, sondern ist schmutzig und unscheinbar, und ich habe das Gefieder dieser Choi stets mit der abgeschossenen und fadenscheinigen Livrée eines Dieners verglichen, während ihre brasilianischen und afrikanischen Collegen die prachtvollen Uniformen hoher Würdenträger tragen.

Im Uebrigen aber besitzt das Thier viel Intelligenz, läßt sich sehr leicht zähmen, und giebt einen trefflichen Braten, welcher aber des Tages über schwer zu erwerben ist, indem der Choi sich meist, in Zügen von zehn bis zwölf Stück, auf den höchsten Bäumen des Waldes aufhält und bei der geringsten Gefahr mit furchtbarem Geschrei das Weite sucht. Da die ganze Bai mit waldigen Bergen umgeben ist, die durch mehr oder weniger breite Thäler oder Schluchten getrennt sind, und die Vögel, wenn sie aufgescheucht werden,

meist auf einen benachbarten Berg streichen, so muß der Schütze, um sich ihnen auf's Neue nähern zu können, häufig einen Umweg von mehr als einer Stunde machen.

Des Abends hingegen ist die Jagd leichter, indem sich vor Sonnenuntergang die einzelnen kleinen Züge zu größeren vereinigen, welche dann unter furchtbarem Geschrei die Runde auf den Bergen machen und häufig über die Thäler hinweg von einer Anhöhe auf die andere streichen. Ich habe so viele geschossen, indem ich mich mit einer sehr weit tragenden Doppelflinte, die mit grobem Hagel geladen war, auf etwa die halbe Höhe des Bergabhanges stellte, und kam nicht selten mehrmals an einem und demselben Abend zum Schuß, da Feuer und Knall und der Sturz eines Kameraden die Vögel zu dieser Zeit nicht viel zu stören scheint, im Falle nur der Schütze verborgen steht. Das Finden des erlegten Thieres in dem meist hohen Grase ist aber schwieriger. Hat man indessen den Vogel nur angeschossen, so verräth er sich selbst durch das furchtbare Geschrei, das er erhebt, sobald man sich ihm nur entfernt nähert.

Merkwürdig ist das fast unglaublich zähe Leben, welches dieser Papagei besitzt. Ich habe eines Tages einen derselben geflügelt und hierauf, um

ihn zu ersticken, wie es gebräuchlich, mit voller Kraft unter den Flügeln gedrückt. Als er hierauf den Kopf hängen ließ und kein Lebenszeichen mehr von sich gab, verstopfte ich ihm, um das Blutigwerden der Flügel zu verhindern, die Rachenhöhle mit Löschpapier, wickelte ihn in eine Düte, und steckte den auf diese Weise zum Abbalgen vollständig hergerichteten Vogel in eine Botanisirkapsel. Es begleiteten mich jedes Mal einige deutsche Landsleute, welche zufällig ein paar Tage nach uns in dem zu jener Zeit wenig besuchten Hafen von Corral gelandet waren, und als wir nach ein paar Stunden Rast hielten und zufällig die Kapsel öffneten, stieg zur allgemeinen Verwunderung der Vogel munter aus derselben, und ergab sich so leicht in sein Schicksal, daß er bereits nach einigen Tagen aus der Hand Futter nahm und allenthalben an Bord frei herumlief. Leider brachte ich weder diesen noch einige andere, welche ich in Corral kaufte, lebend nach Europa, indem der in Rede stehende später, als wir Holz einnahmen, in's Wasser fiel und ertrank, die anderen aber einige Monate darauf in Peru um's Leben kamen, da man sie, während ich abwesend war, in ihren Bauern in die Sonne gehängt hatte. Eigenthümlicher Weise können viele Papageien

directen Sonnenschein nicht ertragen, und am allerwenigsten in einen Bauer eingeschlossen, wo ihnen die freie Bewegung fehlt.

Ich habe so eben von Deutschen gesprochen, welche ich getroffen habe. Es waren dieselben auf der Barke Victoria aus Hamburg, welche der Bruder unseres Capitäns führte, nach Corral gekommen, um sich in Chili anzusiedeln. Zwei andere Deutsche, die Brüder F., waren schon länger eingewandert und hatten Ländereien erworben. Ich war bald mit ihnen näher bekannt geworden, und jagte namentlich mit dem jüngern F., der mir tausend Gefälligkeiten erzeigte, und dem ich interessante Aufschlüsse über Land und Leute seiner neuen Heimath verdanke.

Ich will eine solche Jagdstreiferei erzählen, welche, obgleich nicht ohne manche Beschwerlichkeit, doch ziemliche Beute an Vogelwild, Insecten und Pflanzen ergab.

Der Capitän der Victoria und sein Bruder, F. und ich, machten uns eines Morgens auf, um die Umgegend der St. Johnsbai zu durchsuchen. Wir fuhren von Bord aus auf F.'s trefflichem kleinen Segelboote, und zwei Matrosen ruderten, wenn der Wind eben nicht günstig. Nebenher gesagt, wußte F. sein Boot mit fabelhafter Gewandt-

heit zu steuern, und segelte so verwegen, daß ich mehrmals, als ich allein mit ihm im Hafen herumfuhr, die Stiefel auszog, um, da ich jeden Augenblick das Umschlagen des Bootes befürchtete, besser schwimmen zu können.

Wir machten zuerst auf einer kleinen, mit hohem Grase bewachsenen Landzunge Halt, um auf Schnepfen zu jagen. Die Schnepfenart, welche sich dort vorzugsweise aufhielt, aber auch sonst allenthalben an den Ufern der Bai zu treffen war, ist heller gefärbt als unsere Waldschnepfe und etwas, jedoch unbedeutend, kleiner als jene. Es geschah aber dort, was ich für vollkommen unmöglich gehalten hatte, ich bekam ein gründliches Jagdfieber, und wurde von der ungeheuren dort vorhandenen Menge dieses trefflichen Wildes vollständig betäubt. In Trupps von 50 bis 100 Stück spazierten diese Schnepfen vor uns im Grase, standen mit der bekannten geräuschlosen Leichtigkeit dutzendweise vor, neben und hinter uns auf, um einige Schritte weiter sogleich wieder niederzufallen, und das Schießen bekümmerte sie anfänglich so viel wie gar nicht. Wir feuerten aber wie toll unter jene zutraulichen Thiere und thaten ihnen eben deshalb wenig Schaden, bis endlich sich unsere Hitze legte und wir regelrecht

unsere Jagd machten. Ich erlegte zehn Stück, hätte aber bei ruhigem Blute jedenfalls die dreifache Menge schießen können.

Ich machte später fast täglich Jagd auf diese Schnepfen und brachte stets reichliche Beute an Bord zurück, aber wegen der Häufigkeit, mit welcher sich jene Species dort fand, versäumte ich, einige Exemplare derselben abzubalgen, so daß die Bestimmung derselben unterbleiben mußte.

Von jenem Schnepfeneilande fuhren wir in eine reizende kleine Bucht, wo wir uns trennten, indem wir uns versprachen, des Nachmittags auf der anderen Seite der Bai wieder zusammenzutreffen. Das Boot sollte sogleich über dieselbe fahren, und wir wollten nach bestem Ermessen, und wie es eben ginge, längs der Ufer den Weg zu Fuße machen.

Während die Anderen sich nicht weit vom Ufer entfernten, um zum Sammelplatze zu kommen, drang ich gegen Westen in den Wald.

Die glänzende und üppige Pracht des brasilianischen Urwaldes fehlt freilich dort unter 40 Grad südlicher Breite, aber nichtsdestoweniger sind auch dort wundervolle Partien, Stellen, an welchen das Laubgewölbe den Waldesboden in eine ernste und wunderbar ergreifende Dunkelheit

hüllt, Dickichte, welche ohne Axt nicht zu durchdringen sind, und riesige Baumleichen, welche den Weg versperren und über welche man hinwegklettern muß, wenn man nicht vorzieht, häufige Umwege von fünfzig und wohl noch mehr Schritten zu machen.

Eben an solchen Stellen des Waldes habe ich die prächtigsten Lianen gefunden, welche ich an der ganzen Westküste getroffen habe. Es war Dolichos funarius, Cogul der Einwohner. Mit fast gleicher, etwa zwei Finger starker Dicke steigt diese Pflanze an 80 Fuß hohen Stämmen aufwärts, fällt in den mannigfachsten Draperien, den Stamm bekleidend, wieder zu Boden, steigt an einem andern wieder in die Höhe, und nachdem sie sich oben über und durch mehrere Baumkronen geschlungen hat, sucht sie wieder die Erde, um vielleicht auf's Neue an einem dritten Baume aufwärts zu klettern. Häufig erreicht der Cogul eine Länge von 400 Fuß und darüber, und er wird im Lande allgemein als Tau benutzt.

Die Insectenfauna ist in ganz Chili überhaupt verhältnißmäßig gering, doch machte ich an diesem Tage, und in jenem Waldesgrün, gute Beute, und erwarb namentlich einige Novitäten, welche

erst in der Heimath bestimmt und gehörig gewürdigt wurden.

Auch einige Scorpione und Taranteln fing ich dort, was aber furchtbarer lautet, als es in der That ist. Der Scorpion, ein Androctonus, erreicht höchstens eine Größe von zwei Zoll, und sein Stich soll blos eine einige Tage andauernde Geschwulst verursachen. Die Mygale aber, die Vogelspinne, scheint trotz ihrer mächtigen Größe vollständig harmlos. Sie erreicht mit ausgespannten Füßen eine Größe von fünf Zoll, ist sehr behaart, und hat ein martialisches Aussehen. Läßt man sie frei auf einem Tische laufen und hält ihr einen Gegenstand, etwa die Hand mit ausgestrecktem Finger, entgegen, so richtet sie sich auf und geht drohend dem Feinde entgegen. Bleibt man aber furchtlos in derselben Stelle, oder geht ihr gar entgegen, so zieht sie sich mit mehr oder weniger Würde zurück.

Die Species Homo, im Frack sowohl, wie in der Blouse, macht es häufig eben so.

Nachdem ich eine hinlängliche Anzahl von Steinen aufgehoben, um Insecten zu erwerben, und zu dem nämlichen Zweck manchen umgestürzten Stamm eines Theiles seiner halbvermoderten

Rinde beraubt hatte, suchte ich den Rückweg zum Ufer der Bai.

Ich durchwatete den kleinen St. Johnsfluß, und kam endlich an eine flache Stelle, wo ich das Ufer übersehen konnte. Aber ich sah weder das Boot, noch eine Spur von den Gefährten. Nun ging ich weiter, um die Bai zu umschreiten und auf dem jenseitigen Ufer den Sammelplatz zu erreichen, indem ich nicht mit Unrecht schloß, daß das Boot unter irgend einem schattigen Felsenvorsprunge angelegt habe.

Mittlerweile war eine ziemliche Hitze eingetreten, indem unfern des Wassers die Sonne mit verdoppelter Heftigkeit aufbrannte, und zugleich wurde ich von einer Unzahl von Fliegen verfolgt. Es waren vorzüglich Tabanus latus, eine schwarz und gelb gefleckte Bremse, welche in Schwärmen zu Dutzenden über mich herfielen, und, wenn auch in geringerer Anzahl, zwei kleinere graue Tabanusarten. Die Folgen des Stiches der beiden kleineren Arten halten länger an, als jene der größeren, welcher zwar anfänglich einigermaßen belästigt, aber in einigen Minuten nicht mehr gefühlt wird und keine Beulen hinterläßt, wie die Stiche unserer einheimischen Pferdebremse. Ich fand indessen bald, daß, je rascher ich mich fort-

bewegte, die verwünschten Fliegen mich um so heftiger verfolgten, und so ergab ich mich endlich in mein Schicksal, haschte eine gute Menge von allen drei Arten, und schritt langsam weiter, indem ich noch einige Vögel schoß, unter anderen den fast allenthalben in Chili vorkommenden Pteroptochus albicollis und P. megapodius, welche im Aeußern sowohl wie in der Lebensart sich sehr ähnlich und, vom culinarischen Standpunkte aus, höchlich zu schätzen sind, indem ihr Fleisch ganz den Geschmack des Haselhuhns hat. Der erstere wird in der Landessprache Tapoculo, d. h. bedecke deinen Steiß! genannt, weil er, wie auch die andere Species, die Gewohnheit hat, mit gerade in die Höhe gerichteten Steißfedern von einem Gebüsche zum andern zu laufen.

Auch einen Kibitz schoß ich dort und eine Taube, die schöne große Columba araucana, Lisson, welche indessen hier selten ist und sich vorzugsweise an den Ufern des oben erwähnten Valdiviaflusses aufhält.

Endlich kam ich an menschliche Wohnungen, Hütten, welche aber leer standen, und zugleich an eine in den Wald sich fortsetzende Ausdehnung der Bai, denn für eine solche hielt ich das Wasser, an dessen Ufer ich stand. Leider aber fand ich,

das Ende und eine überschreitbare Stelle suchend, daß ich einen Fluß vor mir hatte.

Ich mußte über denselben, denn abgesehen davon, daß ich ungern unser Rendez-vous versäumt hätte, war der Rückweg längs des Ufers kaum möglich, ohne endlose Umwege zu nehmen, da die Ufer häufig aus senkrechten Felsen bestanden.

Vorwärts also! Aber das Wie war eine andere Frage. Ich wußte nicht, waren die beiden Capitäne und F. schon hinüber, oder waren sie vielleicht, während ich im Walde Insecten fing, zu Boote über die Bai gefahren. Also suchte ich, dem Laufe des Flusses aufwärts folgend, nach menschlicher Fährte und fand auch bald im gefallenen Laube Spuren von Fußtritten, welchen ich folgte und endlich an die Brücke kam. Aber welch eine Brücke! Man hatte über den etwa dreißig Schritte breiten Fluß einen jener Baumstämme gelegt, deren ich früher so anerkennend erwähnte, von dessen Anblick ich aber unter obwaltenden Verhältnissen nur wenig erbaut war.

Dieser Stamm war glatt und schlank, und obgleich rings umher viele Stämme standen, welche mehr als hinreichend groß waren, um vollständig über den Fluß zu reichen, hatte man doch einen solchen gewählt, welcher einige Fuß zu kurz war,

und am Ende kaum einen Durchmesser von sechs Zoll hatte.

Indessen hatte ich keine Wahl, und meine Freunde hatten ohne Zweifel auf demselben Wege bereits den Fluß überschritten. Ich steckte daher alle meine fahrende Habe und alles Gesammelte in die Jagdtasche, hängte diese über die Doppelflinte, und trug letztere in der Hand, um im Fall eines Sturzes ungehindert schwimmen zu können. Aber ich war keineswegs gesonnen, über diesen heimtückischen, schmalen und glatten Stamm, der, je länger ich ihn betrachtete, immer schlüpfriger zu werden schien, nach Art eines Negers oder Affen zu laufen, sondern ich beabsichtigte, mich hübsch vorsichtig auf den Stamm zu setzen und rittlings die verhängnißvolle Brücke zu passiren. Bereits saß ich und war im Begriff, die Reise anzutreten, als am andern Ufer des Flusses plötzlich ein lautes Hallo erschallte und F., aus den Gebüschen tretend, mir zurief, ich solle mich beeilen, die beiden Capitäne seien schon voraus, und wir müßten noch vor Eintritt der Ebbe beim Boote sein.

Da stand ich, mit dem Muthe der Verzweiflung und eines kalten Bades in den unangenehm grünlich unten vorbeifließenden Wassern gewiß, auf,

und ging mit anscheinender Gleichgültigkeit über den verwünschten Stamm, der immer dünner und glatter wurde und höchst unangenehme oscillirende Bewegungen machte, als ich mich, heroischen Schrittes, seinem Ende nahte. Zuletzt noch ein tüchtiger Sprung, dann war ich am Ufer, und erzählte F. mein Bedenken, mein ersonnenes Auskunftsmittel, und wie ich mich geschämt, in seiner Gegenwart zu kriechen, anstatt zu gehen.

Er lachte mich aus und sagte, diese Brücke sei bequemer als tausend andere in der Umgegend; dann gingen wir weiter, um die Gefährten zu suchen. Unser Weg führte durch einen prächtigen, hochstämmigen Wald, wo es gelang, uns an einige Papageien zu pirschen, und bald darauf kamen wir an die Hütte einer Cuncosindianerin. Diese Cuncosindianer sind aus dem Gebiete der freien Araucaner, welches zwischen Valdivia und Conception, von der See bis an die Cordillera quer durch ganz Chili läuft, Vertriebene oder Uebergesiedelte. Sie sind meist getauft, leben, mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigt, friedlich unter den Chilenen, und können eigentlich als halbgezähmte „Wilde" betrachtet werden. Ich habe, obgleich die Araucaner oder Cuncosindianer kein übler Menschenschlag sind, nicht leicht ein häß-

licheres, schmutzigeres Weib gesehen, als jene Person, welche in ihrer Bretterhütte, umgeben von einem halben Dutzend affenähnlicher Kinder, an einem Feuer saß und sich nebst ihrer Brut zu räuchern schien, denn nichts wurde gekocht, und außen herrschte eine furchtbare Hitze. Mittlerweile hatten, durch unser Schießen auf die Papageien aufmerksam gemacht, unsere Jagdgenossen sich zu uns gefunden, und da wir Alle tüchtig hungerten, suchten wir von jener Hexe irgend etwas Eßbares zu erhalten. Ich zeigte Geld, und da die Cuncos meist etwas Spanisch sprechen und das Mutterherz bei allen Racen der Erde das Zugänglichste sein soll, pätschelte ich einen der kleinen Kobolde und sagte, es sei das schönste Kind, was ich in ganz Chile gesehen.

Aber dies half zu nichts weiter, als daß die Alte uns Milch versprach. Einer der Jungen ging mit einer schmutzigen Kürbisschale und einem Lasso, um außen, weiß Gott wo, im Walde eine Kuh einzufangen, und kam auch wirklich bald mit dem gefüllten Gefäße. Trotz der Mühe aber, die ich mir gegeben hatte, und der Heuchelei gegen den abscheulichen Sprößling der Alten, war ich doch jetzt am schlimmsten daran, da ich gegen Milch einen unüberwindlichen Abscheu hege; so

ging ich denn an den außen vorüberfließenden Fluß, tauchte ein kleines Stückchen Zwieback, welches ich bei mir hatte, in dessen Wasser, und war zufrieden mit dem, was sich nicht ändern ließ.

Nachdem wir jene Hütte der Unschuld und Unreinlichkeit verlassen hatten und längs des so eben erwähnten, sich in die Bai ergießenden Flusses hingingen, um eine Furth oder eine sogenannte Brücke zu finden, kamen wir an eine ganz wundervolle kleine Waldpartie von Myrten und Fuchsien, in deren Mitte ein kleiner See lag. Ohne Zweifel erhielt dieser sein Wasser von dem erwähnten Flusse durch einen im Gebüsch versteckten Zufluß, aber dieser war nicht bemerkbar, und die Oberfläche des tief dunkelgrün gefärbten Wassers war eben und glatt wie ein Spiegel, der mit vollkommener Klarheit die das Ufer beschattenden Baumgruppen zurückgab, und in welchem die brennenden Blüthen der Fuchsien gleich Rubinen funkelten. Nur auf einer Seite öffnete sich dieser wunderliebliche Kranz von Zierpflanzen, um in einiger Entfernung wieder den mächtigen Baumschlag erblicken zu lassen, welcher dort nicht selten mit jenen reizenden, blühenden und duftenden kleinen Gebüschen wechselt.

Bald darauf kamen wir an die gesuchte Baum=

stammbrücke, welche aber mehr Bequemlichkeit als die erste bot, indem sie noch einen Theil ihrer Aeste hatte und zudem von überhängendem Gebüsch umgeben war, was einem ungeübten Kletterer bedeutende Beruhigung gewährt. Als wir aber kurz darauf eine Anhöhe gewonnen hatten und durch eine Lichtung den größten Theil der Bai überblicken konnten, sahen wir in einiger Entfernung unser Boot, etwa zweihundert Schritte vom Wasser entfernt, friedlich auf der Seite liegen. Wie dies gekommen, war unschwer zu errathen. Unsere Matrosen, welche nicht wußten, daß das Wasser der Bai in jener Gegend äußerst seicht war, hatten sich in einem nicht weit entfernten Gebüsche zur Ruhe niedergelegt und schliefen sanft, während die See bei beginnender Ebbe sich in aller Stille zurückgezogen und das Boot trocken gelegt hatte.

Es war nun vor Allem wichtig, zum Boot zu gelangen, die ohne Zweifel noch schlafenden Matrosen zu wecken und dann Kriegsrath zu halten, was zu thun sei, wollte man die Fluth nicht abwarten, welche, wie F. genau wußte, erst gegen neun Uhr des Abends das Boot flott machen konnte.

Wir stiegen nun von der Anhöhe abwärts,

um jene Stelle zu erreichen, und kamen allmälig in so dichtes und verworrenes Buschwerk, daß wir bald nur auf Laubwerk und Aesten fußten und mit den Armen das dichte Gehäge der Coliquea aus einander biegen mußten, um hindurch zu können. F., der voranging, hielt den Lauf seiner Flinte sorgfältig in die Höhe, und wir Anderen folgten seinem Beispiele, da durch ein fast unvermeidliches Hängenbleiben mit dem Hahn der Gewehre leicht ein Unglück hätte geschehen können. Aber neben dieser Vorsicht unseres Vorgängers fiel mir auf, daß er bedeutend langsamer ging als sonst und bisweilen die Stärke eines Astes prüfte, den er betrat oder mit den Händen gefaßt hielt. Allerdings vermuthete ich irgend eine Teufelei oder wenigstens etwas Ungewöhnliches. Wer beschreibt aber meine Verwunderung, als ich, zufällig abwärts blickend, die Sonne nicht zu meinen Füßen, sondern etwa dreißig Schritte unter denselben die Erde bescheinen sah! Wir schlüpften durch das Dickicht, welches sich an die Seite des steilen Abhangs anlehnte, um allmälig auf den festen Boden zu kommen, und das zwar ohne alle Gefahr des Hinabstürzens, da die Aeste nur zu dicht standen und höchst selten eine kleine Lücke zu

sehen war, so wie jene, durch welche ich zufällig den Boden bemerkt hatte.

Anstatt an einem Baume vorsichtig abwärts zu klettern, stieg oder ging man vielmehr ohne viele Umstände durch ein Conglomerat von einigen Hundert Bäumen. Die Sache machte sich ganz einfach und bot nichts Besonderes. Und doch schüttelte mancher liebe Philister bedenklich und ungläubig den Kopf. Ueber die Bäume hinwegzulaufen!

Einfache Gemüther (kann man sich artiger ausdrücken?) fürchten entweder das, was ihnen noch nicht vorgekommen, oder sie lachen darüber, oder sie glauben es nicht. Wollte doch ein solches Gemüth nicht glauben, daß es möglich sei, mit einem Pferde auf dem Eise einzubrechen. Begiebt sich jener Herr Doctor einmal in allzu fröhlicher Laune auf's Eis, so macht er vielleicht traurige Erfahrungen.

Es ist eigentlich gerade hier an dieser Stelle der Platz nicht gut gewählt, mit so eindringlichen Worten meine Glaubwürdigkeit zu betheuern, da ich sogleich gezwungen bin, ein ungeheuerliches und furchtbares Abenteuer zu berichten, welches mir unmittelbar nach jenem fabelhaften „Spaziergange durch die Kronen der Bäume" aufstieß.

Aber ich kann es dem Leser nicht schenken, und war das Abenteuer in der That nicht so absonderlich, wie ich es so eben angekündigt, so schaffte es mir doch wenigstens Gelegenheit, die Puma, felis concolor, den sogenannten amerikanischen Löwen, in nächster Nähe zu sehen.

F. hatte uns schon einige Tage vorher erzählt, daß sich eine Puma in der Nähe aufhielte und ihm sogar einen Besuch abgestattet hätte. Sie war durch ein Fenster in den unteren Theil des Hauses eingestiegen und hatte dort befindliche Fleischvorräthe geraubt. F. nahm nun mit seinen beiden chilenischen Knechten Abrede, was im Wiederholungsfalle zu thun sei, obgleich er nicht glaubte, daß das Raubthier bald wiederkehren würde. Allein schon in der nächsten Nacht hörte er verdächtiges Geräusch im untern Stockwerk. Das Gemach, in welches die Puma eingestiegen war, und welches als Vorrathskammer diente, hatte nur ein einziges Fenster. An dieses, so war man übereingekommen, sollten, mit einer in Bereitschaft stehenden, verdeckten Laterne, sich die beiden Knechte von außen schleichen, und in dem Augenblick, in welchem F. die Thür aufstoßen würde, die Laterne auf das Fenster setzen. Die Puma, so glaubte man, würde nicht wagen, durch das beleuchtete

Fenster zu springen, und F. würde dann jedenfalls einige Augenblicke Zeit haben, sie mit seinem Doppelgewehre zu tödten.

Auf das eben erwähnte Geräusch hin weckte nun F. leise seine beiden vor seinem Zimmer schlafenden Knechte. Jeder verfügte sich an seinen Posten, und Alles wurde in bester Form ausgeführt, bis auf die Hauptsache, das Erlegen des Thieres. Denn in demselben Augenblicke, in welchem F. die Thür rasch aufstieß, sprang die Puma, ohne auf die Laterne die mindeste Rücksicht zu nehmen, von dem Tische, auf welchem sie Platz genommen hatte, mit einem gewaltigen Satze durch's Fenster, warf Knechte und Laterne über den Haufen, und verschwand im Dunkeln. Des Tages darauf aber stahl sie unweit Corral ein Kalb. —

Nachdem wir das Boot erreicht hatten, ließ unser Capitän von den saumseligen Matrosen Hebel schneiden, und das Boot so weit als möglich in die Bai schaffen, damit es bei beginnender Fluth einige Stunden eher flott werden möchte. Da wir, vorzugsweise durch unsere anfängliche Schnepfenjagd, fast all' unser Pulver verschossen hatten, und kaum hoffen durften, auf dem Wasser etwas zu schießen zu bekommen, so hatten wir unsere Gewehre, die Jagdmesser und unsern sämmt=

lichen Schießbedarf in das von den Matrosen fortgewälzte Boot gelegt, und dafür aus demselben das Segel genommen, welches wir aufspannten und uns in dessen Schatten legten.

Da kam auf einmal über den obern, jetzt gänzlich wasserfreien Theil der Bai ein großes gelbes Thier, welches anfänglich den Weg auf uns zu einhielt, als es uns aber erblickte, sich etwas gegen rechts wandte, so daß es etwa zweihundert Schritte von uns entfernt den Wald erreicht hätte, war es nur erst am Ufer.

Es war eine Puma, und sehr wahrscheinlich jene, welche F. den nächtlichen Besuch abgestattet hatte.

Hätte ich mein Gewehr gehabt und die stets in meiner Jagdtasche befindlichen Kugelpatronen, so wäre es ein Leichtes gewesen, dem Thiere den Weg abzuschneiden, oder sich in dem bewaldeten Rande des Ufers bis an einen Fleck zu pirschen, wo es schußmäßig angelaufen wäre, und ich hätte wahrlich keine Bange gehabt, es mit zwei Kugeln unschädlich zu machen.

Aber ich und alle Anderen waren vollständig waffenlos, und anzugreifen war die Puma also nicht. Indessen wollte ich sie wenigstens genau betrachten, denn ich wußte, daß sie nur selten bei

Tage einen erwachsenen Menschen anfällt, obgleich sie Tage lang einem einzelnen Reisenden in einiger Entfernung folgt, stehen bleibt, wenn er rastet, rückwärts oder beiseite in's Gebüsch tritt, wenn er auf sie zugeht; hat er sie aber nicht bemerkt, ihn des Nachts im Schlafe überfällt und erwürgt. Kinder hingegen fällt die Puma auch bei Tage an, und man weiß Fälle, wo sie, nach Art des Luchses, auf einem Baume gelauert und zum Wasser gehende Kinder geraubt hat.

Ich lief also dem Thiere den Weg ab, indem ich mich mit einem kurzen, am Boden liegenden Prügel bewaffnet hatte, und war ihm etwa auf dreißig Schritte nahe gekommen, als es eben das Ufer erreicht hatte.

Die Puma blieb stehen, ich ebenfalls, und nun betrachteten wir uns Beide anscheinend mit vielem Interesse und vollkommen harmlos und gemüthlich. Sie hatte die Größe eines sehr großen Fleischerhundes, schlanke, höchst zierliche Formen, und der Kopf war, wie es bei dieser Species überhaupt der Fall ist, ausnehmend klein, im Verhältniß zu der übrigen Größe und dem ziemlich starken Hals. Ihre Farbe war hellgelb, vollständig löwenähnlich.

Während ich diese Beobachtungen anstellte, blieb das Thier vollkommen ruhig und blickte mich un-

verwandt mit seinen grünen Augen an, dann aber fing es auf eine Weise an mit dem Schweife zu wedeln, welche mir einigermaßen unangenehm erschien. Zudem muß Alles auf der Welt ein Ende nehmen, mithin auch unsere Zusammenkunft, d. h. eines von uns Beiden mußte den Rückzug ergreifen.

Eine andere Frage war aber die, wer zuerst laufen sollte, denn es stand Hundert gegen Eins zu wetten, daß, hätte ich den Rücken gekehrt, mich die Puma angegriffen hätte.

Es war mithin räthlich, sie zum Fliehen zu bringen.

Ich ging also, allerdings mit möglichst kleinen Schritten, aber desto heftiger schreiend, scheinbar höchst kampflustig und die Arme nach Art der Lassowerfenden schwingend, auf meine Feindin los, welche, ich gestehe es offen, zu meinem großen Vergnügen sich langsam umwendete, dem Gebüsche zuschritt und mit vielem Anstande in demselben verschwand. Ohne Zweifel beobachtete die Puma von dort aus meine weiteren Bewegungen, und ich hütete mich daher wohl, mich sogleich umzuwenden oder gar zu laufen, sondern zog mich nicht weniger langsam und würdevoll zurück.

Zu F. kam die Puma nicht mehr, hingegen wurde in Valdivia einige Tage darauf eine ge=

tödtet, welche ohne Zweifel die von mir gesehene war. Ich erhielt den Schädel, welchen ich heute noch besitze, leider aber konnte ich das Fell derselben nicht erstehen.

Nach einiger Ruhe unter unserem improvisirten Zelte war das Wasser wieder so weit gestiegen, daß es möglich war, unser Boot flott zu machen, obgleich wir, um es zu erreichen, eine gute Strecke bis an die halben Schenkel in Schlamm und Wasser waten mußten. Dafür aber hatten wir eine treffliche Heimfahrt in abendlicher Kühle und wundervolle Beleuchtung der scheidenden Sonne und des aufsteigenden Mondes, bis wir ziemlich spät des Abends endlich unser Schiff erreichten. —

Geht man vom Hafen von Corral aus landwärts, so trifft man bisweilen plötzlich, und ohne daß man im Mindesten darauf vorbereitet gewesen wäre, die prachtvollsten Fernsichten, und es tritt ein ganz anderer landschaftlicher Typus auf, als in der Nähe der Küste.

Man steigt z. B. bisweilen eine Zeit lang durch Schluchten, deren Seitenwände fast gänzlich mit natürlichen Gewinden des Lycopodium cernum geschmückt sind, welche, fünfzehn Fuß und länger noch, sich manchmal von einer Wand zur anderen ziehen und fast den Weg versperren. Eine steile

Wand schließt die Schlucht, und hat man diese erstiegen, so befindet man sich im Walde und trifft vielleicht etwas, was einem Wege ähnlich sieht. Allein während man diesen verfolgt, scheint er unter den Füßen zu verkümmern, wird stets schmächtiger, und ist plötzlich gänzlich verschwunden.

Man bedurfte keines Weges weiter, denn man hat nach dieser Richtung keine Geschäfte mehr, die zu Wagen abgemacht werden, das heißt, es ist so überflüssig viel Holz in der Nähe der menschlichen Wohnungen, daß man nicht tief in den Wald zu dringen braucht, um das Nöthige herbeizuschaffen.

Dann geht man weiter, indem man entweder sich durch ein Gebüsch von blühendem und duftendem Unterholz drängt, einem allzu dichten Gehege der Coliquea ausweicht, oder frei und unbehindert durch den hochstämmigen, dunkeln Urwald schreitet. Aber dieser lichtet sich plötzlich, und bald steht man am Rande eines steilen Abhanges. Unter uns liegt ein endloses Waldrevier wie ein grüner, schwellender Moosteppich ausgebreitet, und die Sonne beleuchtet mit ihren Strahlen weithin diese glänzende Waldespracht. Bisweilen zieht sich auch auf eine Strecke hin ein Fluß glitzernd und funkelnd durch die grüne Fläche, aber er verschwindet bald wieder, und seine Spur verräth sich nur

durch einen Nebelstreif, welcher über den Bäumen schwebt, zwischen denen sich der Flüchtling verborgen hat.

Selten nur sieht man irgendwo auf eine kurze Zeit einen leichten Rauch sich emporkräuseln. Er kommt vielleicht aus der einsamen Hütte eines Cuncosindianers, welche versteckt unter den Kronen der Bäume liegt, oder ein streifender Jäger bereitet sich sein Mahl.

Eine großartige Ruhe ist der Charakter jener Waldesbilder, aber vorzugsweise ist es der unnennbare Zauber der Einsamkeit, welcher ihnen einen so wundervollen Reiz verleiht. Kein Mensch, und keine Spur eines Menschen, ist nahe oder fern, und selbst andere lebende Geschöpfe sind selten, oder verhalten sich ruhig. Vielleicht hört man einmal den fernen Ruf eines einsamen Adlers, oder ein kleiner Vogel schlüpft durch das hohe Gras, um bald wieder zu verschwinden, aber er ist stumm und lautlos. Blos die Bäume sprechen ihre Sprache, denn die jungen flüstern mit dem Lufthauch, der ihre Kronen küßt, und die alten erzählen sich Geschichten und klagen, wie früher der Himmel blauer und der Wald grüner gewesen. —

Ach! ich bin manche schöne Stunde lauschend so gelegen und habe geträumt und geschwärmt

statt zu denken und zu thun. Aber wer lauscht nicht gern, wenn die Jungen kosen und die Alten plaudern von der für immer entschwundenen guten Zeit, welche vielleicht nicht einmal gut war, auf keinen Fall aber verschwunden ist, sondern stets wiederkehrt für jedes junge Geschlecht. — Auch in dem Hafen von Corral hat sich ein junges Geschlecht angesiedelt; denn nicht lange Zeit nach meiner Abreise räumte die chilenische Regierung einer Anzahl ausgewanderter Deutschen einen ziemlichen Theil des dortigen Gebietes ein. Ich wünsche ihnen Glück für ihre neue Heimath, und nehme Abschied vom freundlichen Leser, dessen Geduld ich ohne Zweifel schon allzu lange in Anspruch genommen habe.

4.

Valparaiso.

Die Stadt Valparaiso liegt unter dem 33. Grad südlicher Breite, und 71 Grad 37 Minuten westlicher Länge an der Westküste von Amerika.

Die ersten Entdecker oder wenigstens Besitznehmer jener Küstenstriche, die Spanier, hätten ohne Zweifel bereits an mehreren Stellen unter jenen Breitegraden gelandet, und waren zurückgeschreckt worden durch das kahle und unwirthliche Ansehen des Landes, an der Stelle aber, wo jetzt die Stadt erbaut ist, fanden sie eine üppig grünende Schlucht und benannten dieselbe Val del Paraiso.*) So entstand der Name der Stadt, welche anfänglich aus einigen indianischen Fischerhütten bestand, jetzt aber unzweifelhaft einer der ersten Handelsplätze der ganzen Westküste ist.

Fast immer macht eine Hafenstadt einen angenehmen Eindruck auf den zu Schiffe dort Ankommenden, denn fast alle Passagiere sind der

*) Das heißt: Thal des Paradieses.

Ansicht, daß ein schlechtes Land besser sei als ein gutes Schiff, aber Valparaiso entspricht auch höher gespannten Erwartungen, als denen eines ausgehungerten Reisenden. Allerdings zieht sich fast dicht am Strande des Meeres eine Reihe brauner und unfruchtbarer Hügel hin, welche keinen besonders lieblichen Anblick gewähren, aber ein tief dunkelblauer Himmel, welcher über die Landschaft gespannt ist, versöhnt uns schon vom Bord aus wieder einigermaßen.

Die Stadt selbst liegt zum größten Theil zwischen diesen Hügeln und dem Meer. Sie zieht sich wohl eine Stunde weit dicht am Hafen weg, an vielen Stellen öfters blos einige Straßen breit, an einer Stelle nur zusammenhängend durch einige Häuser, an anderen Orten aber, wie es eben das Küstengebirge erlaubt, sich auch wieder weiter ausdehnend. Der ausgebreitetste Theil der Stadt aber ist der, wo früher das Dorf Almendral lag. Jetzt ist dort die Calle dos Almendras, die Mandelstraße, die breit und jeder Hauptstadt würdig ist. Von dem Kothe, von welchem frühere Reisende mißfällig berichteten, ist jetzt nichts mehr zu sehen, und die Stadt hat dort ein vollkommen europäisches Ansehen. Auf den schon oben erwähnten Hügeln liegen, meist gegen die Mitte der

Stadt zu und unweit des Hafens, kleine, einzelne zerstreute Häuser in zierlichem, südeuropäischem Geschmack, zum größten Theil mit reizenden Gärtchen versehen, und beschattet und umrankt von köstlichen Schlinggewächsen.

Man hat von jenen lieblichen Villen aus die herrlichste Aussicht auf den Hafen und die See, und sie sind meistens von den reicheren Kaufleuten bewohnt und häufig von unseren deutschen Landsleuten. Bisweilen ziehen sich einzelne dieser netten Gebäude auch weiter hin in den Thälern fort, welche die einzelnen Hügel trennen, meist aber werden diese Theile der Stadt von ärmeren Leuten bewohnt, und endlich hört die Stadt auf, indem sie sich in einzelne Ausläufe endigt.

Recht deutlich können diese Ausläufe der eigentlichen Stadt unweit der Almendral gesehen werden, und gewiß sind dieselben als charakteristisch zu bezeichnen für einen großen Theil südamerikanischer Städte. Ansehnliche Gebäude werden in solchen Theilen der Stadt allmälig seltener, und machen kleineren, bescheidenen Wohnungen Platz, welche endlich in Hütten übergehen. Es verschwinden die Trottoirs, endlich auch das Pflaster, und nicht selten watet man bis über die Knöchel im Kothe.

Bald aber werden auch jene Hütten seltener,

stehen weiter von einander entfernt, und zuletzt sind es isolirte Gehöfte, welche auf Stunden weite Entfernung von einander liegen.

Die Bauart der Häuser in der Stadt selbst kann füglich als eine dreifache bezeichnet werden, und bei den beiden ersten ist der ganze Charakter südeuropäischen Einflusses nicht zu verkennen. Indem man indessen auf die häufigen Erdbeben Rücksicht genommen hat, sind fast alle diese Gebäude nur zweistöckig und so viel als möglich elastisch construirt. Es bildet ein korbartiges Flechtwerk, das mit Lehm und Steinen ausgefüllt ist, die Mauern, und oben auf sitzt ein leichtes Dach. Meist aber sind es ärmere Leute, welche sich solche Häuser erbauen, und die Methode hat so ziemlich einer zweiten Platz gemacht, mittelst welcher das ganze Haus nach Art der Schiffszimmerung aus Holz gefügt ist und so den Erschütterungen der Erdstöße noch kräftiger widersteht.

Nächst diesen für die Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes wohl berechneten Häusern befinden sich aber auch große und massive steinerne Gebäude, welche ganz in dem Style erbaut sind, der bei uns in größeren Städten leider ziemlich häufig wird, und welchen ich den Speculations-

styl nennen möchte. Solche größere Bauten leiden aber bei stärkeren Erdbeben häufig Schaden. —

Es ist nicht viel zu berichten von den öffentlichen Gebäuden in Valparaiso. Die Kirchen, welche eigentlich würdig den Baustyl vertreten sollten, erinnern allerdings bisweilen an altspanische Zeit, aber diese Reminiscenz ist fast allenthalben mit Zopf und Perrücke dergestalt verflochten, und so durch eine ganz abenteuerliche Ornamentik entstellt, daß sich in Europa kaum ähnliche Beispiele finden werden.

Die Gebäude, in welchen die Rechtspflege geübt wird, die Mauth- und Zollhäuser und andere zu ähnlichen Zwecken bestimmte Gebäude, sind zwar höchst einfach und keineswegs glänzend zu nennen, entsprechen aber ihrem Zwecke, und mochten zur Zeit, in welcher sie von der vorigen Regierung erbaut wurden, sich wohl vortheilhaft ausgenommen haben gegen die dort noch höchst einfachen Privatwohnungen. Lobend mag der beiden Hospitäler erwähnt werden, welche frei, luftig und reinlich gehalten sind, und von welchen das eine, auf einem der Hügel nächst der Stadt erbaut, selbst luxuriös eingerichtet ist. Die ärztliche Pflege ist in beiden gut vertreten, und wird ganz nach den Regeln der Wissenschaft ausgeübt.

Mannichfache Sitten und Gebräuche treten in Valparaiso dem Fremden entgegen, welcher aufmerksam beobachtet; sie sind bedingt durch die verschiedenartige Bevölkerung der Stadt.

Eigentliche Eingeborene, Indianer, oder vielmehr deren Nachkömmlinge, sind in reiner Race wohl kaum mehr dort zu finden. Es scheint, als seien in diesem Theile von Chile, bald nachdem die Spanier Besitz genommen, die wohl auch nicht zahlreichen, ursprünglichen Einwohner verschwunden, doch mögen anfänglich hier und da Kreuzungen der Race stattgefunden haben. Was man gegenwärtig Eingeborene nennt, sind also zum größten Theil Nachkömmlinge der Spanier, und spanische Sitte und Lebensweise spricht sich dort auch allenthalben klar, und ich darf wohl hinzusetzen in vielen Fällen liebenswürdig aus. Man ist gastfrei und zuvorkommend gegen den Fremden, und fast in jedem besseren Hause finden sich wöchentlich einigemal Freunde und Bekannte zusammen, um einen großen Theil der Nacht mit Musik und Tanz und geselligem Scherze zuzubringen. Einmal eingeführt, kommt und geht man nach Belieben, aber selten scheidet der Fremde, ohne einen reichlichen Schatz von Blumen mit nach Hause zu bringen, welche ihm die Damen gegeben, und die

er des anderen Tages wieder zu ähnlichen Geschenken verwenden mag, denn so will es die Sitte.

Die französische Mode beginnt indessen allmälig Herrschaft zu gewinnen, und unter den vermögenden Ständen ist, in den Städten wenigstens, die spanische Tracht fast gänzlich verschwunden, und nur der kurze Mantel, der des Abends noch häufig getragen wird, erinnert an sie.

Bei dem ärmeren Volke ist, wie fast allenthalben, mehr der ursprüngliche Typus geblieben. Auch in den bescheidenen Wohnungen der unbemittelten Chilenen versammelt man sich des Abends, man tanzt die Zambacuecca, ein dem Fandango ähnlicher Nationaltanz, und schlürft den beliebten Paraguay-Thee aus einem kleinen ausgehöhlten Kürbisse, aber statt des runden Filzhutes des Reichen, und statt des Pariser Frackes, deckt der breitrandige Strohhut die glänzend schwarzen Locken des Sennor de la casa, und der Poncho drapirt malerisch seine Schultern, während eine Guitarre das Clavier des vornehmen Mannes ersetzt; aber freundlich und zuvorkommend ist man auch hier gegen den Fremden, und sorglos habe ich selbst entfernt von der Stadt und in isolirt stehenden Hütten ganze Nächte zugebracht unter

jenen halbwilden Enkeln der alten spanischen Eroberer.

Neben diesen eigentlichen Chilenen aber besteht ein großer Theil der Bevölkerung von Valparaiso aus neuerdings eingewanderten Europäern, meist Kaufleuten und Handwerkern, und diese haben großentheils Gebrauch und Sitte der Heimath bewahrt, mit Ausnahme unvermeidlicher Abänderung.

Unstreitig der geachtetste Theil dieser Fremden besteht aus Deutschen, wie denn unsere Landsleute an der ganzen Westküste sich der allgemeinsten Achtung erfreuen; aber auch Franzosen und Engländer haben sich dort eingefunden, und alle diese Nationen sind meist schon am Aeußern kenntlich durch ihren nationalen Typus, ja selbst das Geschäft, das sie betreiben, erscheint häufig bezeichnend.

Wie schon erwähnt, hat die französische Mode starke Wurzel geschlagen in Chile, und ein eleganter Anzug und zierlich geordnetes Haupthaar ist ein unumgängliches Erforderniß eines jeden Caballero. Aber fast alle Haarkünstler und der größte Theil der Schneider besteht aus Franzosen, welche alle ihr Geschäfte mit der ihnen eigenthümlichen Gewandtheit zu betreiben wissen, und

ihre Rechnung finden. Ernsthaft und fast mürrisch schreitet zwischen dem leichtfertigen Franzosen der Engländer, und scheint sich zu ärgern über Alles, was nicht englisch ist, während der Deutsche, wie mir schien, noch am meisten sich dem Fremden angepaßt hat, ohne dabei seine Nationalität aufzugeben.

Valparaiso ist nach Santjago die bedeutendste Stadt in ganz Chile, und vermittelt unstreitig den größten Theil des Handels für das ganze Land. Ich möchte die Einwohnerzahl auf etwa 60,000 Menschen schätzen, offenbar ist aber dieselbe stets im Wachsen, so wie der Wohlstand der Stadt im Zunehmen. Fast immer liegen 80 bis 90 Schiffe im Hafen, und der Zufluß von Fremden in der Stadt und der Bedürfnisse, welche hieraus erwachsen, wirkt natürlich vortheilhaft und belebend auf die Bevölkerung. Reichlich sind alle Märkte mit Gemüsen und Früchten versehen, welche aber meist einige Stunden weit herbeigebracht werden, da auf den kahlen Hügeln in der Nähe der Stadt kaum etwas wächst.

Man trifft indeß dort alle Gemüse in ganz vortrefflicher Qualität, welche im südlichen Deutschland gezogen werden, und mit Früchten ist dies derselbe Fall, außerdem aber besitzt man Gra=

naten, Citronen, Mandeln, Kastanien, Oliven, Orangen, die Cheremoya und andere Früchte. Schlechter bestellt ist der Wildpretmarkt, und mit Ausnahme von Wildenten kaum irgend ein Wild zu finden. An frischem Rindfleisch von vorzüglicher Güte, an Schwein- und Hammelfleisch ist jedoch stets Ueberfluß, und eben so ist für alle anderen Gegenstände reichlich gesorgt, welche der Seemann überhaupt braucht. So suchen schon viele Schiffe den Hafen deswegen auf, um sich mit dem Nothwendigen frisch zu versehen, ein großer Theil der Schiffer aber kommt des Handels halber nach Valparaiso, und bringt Waaren vom alten Continente, da kaum irgend ein Luxusartikel in Chile selbst gefertigt wird. So wird längs der ganzen Westküste nicht ein Blatt Papier gemacht, nicht ein Stück Kattun gewebt, nicht ein Glas gefertigt, hundert anderer Dinge nicht zu gedenken, welche mehr oder weniger nöthig sind. Man begreift, von welcher Wichtigkeit für das europäische Fabrikwesen diese Zustände sind. Aber auch für Chile selbst sind sie von hoher Wichtigkeit, indem Mauth- und Eingangszoll die vorzüglichsten Einnahmen der Regierung bilden.

Theils aus diesem Grunde, theils wohl auch,

weil man eingesehen hat, daß Acker- und Bergbau für das Land mehr Vortheil bieten, als Fabrik- und Manufacturwesen, hat man letzteres nicht begünstigt, und einzelne desfallsige Versuche sind stets gescheitert. Daß man aber unter solchen Verhältnissen hohe Zölle nimmt, versteht sich wohl von selbst, und es kosten manche Gegenstände das Gleiche ihres Werthes; so giebt Bier 100 Proc. seines Schätzungswerthes, Wein von 20 bis 100, Leder 30, eben so kurze Waaren und Mobilien 39 Procent. Sicher aber ist diese Steuer nicht übel erdacht, denn jeder der Fremden trägt, während der Zeit seines Aufenthalts, reichlich zu derselben bei.

Die Artikel, welche aus dem Hafen von Valparaiso ausgeführt werden, beschränken sich auf wenige Producte des Landes; sie sind vorzugsweise Silber, Gold, Kupfer und Kupfererze, Schafwolle, die Felle des Chinchilla und Ochsenhäute, dann an Producten des Ackerbaues, jedoch fast einzig nur für die benachbarten Länder der Westküste, Weizen, Gerste und Bohnen, und nur diese drei letzten Gegenstände werden durch chilenische Schiffe verfahren, während die ganze übrige Aus- und Einfuhr durch europäische Schiffe besorgt wird, und auch fast einzig in den Händen

von deutschen, französischen und englischen Kaufleuten ist. —

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick zu werfen auf die nächste Umgebung von Valparaiso. Schon oben habe ich der Hügel erwähnt, an welchen sich die Stadt längs der Meeresküste hinzieht. An und für sich gewähren sie einen kahlen und trostlosen Anblick. Sie bestehen meist aus Granit, oder wenigstens ihm verwandten Gesteinen, aber die Oberfläche der Felsen ist verwittert, und es hat sich ein eintöniges Braun erzeugt, bedeckt mit nur wenigem Pflanzenwuchs, und selbst dies nur an einigen Stellen.

Der vier bis fünf Fuß hohe chilenische Cactus gedeiht dort trefflich und bildet hübsche Gruppen; zwischen ihm kommt häufig eine Nessel vor, die Ortiga in der Landessprache (Losa acerifolia), aber beide Pflanzen, welche kein übles Ansehen haben, erschweren das Klettern auf den steilen Wänden beträchtlich, denn während die mehrere Zoll langen Stacheln des Cactus ohnedies schon ein bescheidenes Entfernthalten gebieten, ist die Nessel noch unangenehmerer Art, die geringste Berührung ihrer Blätter erzeugt ein heftiges Brennen und Jucken, und bringt Pusteln auf der Haut hervor, welche wochenlang schmerzen.

In einiger Entfernung von der Stadt, wo bereits die dichteren Ansiedelungen aufhören und nur noch einzelne Hütten gefunden werden, trifft man in den Schluchten, welche sich zwischen den Hügeln hinziehen, häufig eine wirklich prachtvolle Vegetation. Die Sohle jener schmalen Thäler ist fast immer bewässert, und nährt so den Pflanzenwuchs, der weiter gegen oben durch Wassermangel auf ein Minimum reducirt ist. Zierliche Farrnkräuter, verschiedene Lianen, vereinzelte Palmen und die Quile, ein Rohr von oft beträchtlicher Höhe, bilden mit anderen Pflanzen von den verschiedensten Blattformen dort oft einen wirklich phantastischen Baumschlag, und nicht selten ein Dickicht, das nur schwer zu durchdringen ist.

Wenn man aber die Spitze eines der größeren Hügel erklimmt, so zeigt sich allmälig ein anderer Charakter der Landschaft. Der Pflanzenwuchs beginnt dort eine größere Ausdehnung zu gewinnen, und anfänglich kleine, bald aber größere Gehölze bedecken die Höhen.

Die Mimosa cavenia mit ihrem gleichsam besenförmigen Wuchse und der seltsamen Ausbreitung ihrer Aeste, über und über mit Stacheln und mit dem zierlichsten feinsten Laube bedeckt,

bildet einen angenehmen Contrast mit den dunkeln, dickbuschigen Massen des Laurus caustica, und zwischen ihnen erhebt sich die Puretia crocata, die einen sechs Fuß hohen, mit Tausenden von Blüthen bedeckten Stengel hat, welche würzige Düfte aushauchen. Von jenen Hügeln aus hat man häufig die prachtvollste Aussicht in das Innere des Landes, über enge, bewaldete Schluchten, breite Thäler, und über angebaute, fruchtbare Felder; wendet man aber den Blick, so breitet sich das unermeßliche Meer vor uns aus, gehoben durch die Folie des Landes und das tiefe, jenen Breitegegenden eigenthümliche Blau des herrlichsten Himmels.

Gegen Norden zu verschwinden die flachen Hügelformen, und pittoreske Felsenparthien bilden die Ufer der See. Zwischen jenen steilen Abhängen liegen malerisch zerstreut Fischerhütten und kleine Landhäuser, und man muß nicht selten, über dem Wasser schwebend, sich um eine Ecke des Gesteins winden, um die andere Seite zu gewinnen.

Wie man dort zu Lande mit der größten Genügsamkeit jede kleine Hütte mit dem Titel la casa, das Haus, beehrt, so nennt man auch ganz unbefangen solche halsbrechende Stege „einen

Weg,“ und man hat mir während meiner ersten Excursionen bisweilen, als ich nach dem Wege fragte, eine steile, vor mir sich aufthürmende Felswand als solchen bezeichnet. Aber bald ergiebt sich die Uebung und man macht vielleicht die Bemerkung, daß man auf solchem Wege nicht so leicht ausgleitet, als auf manchen anderen, welche eben und geglättet vor uns liegen. —

Noch entfernter von der Stadt zieht sich das Küstengebirge wieder weiter zurück von der See, und flache sandige Flächen breiten sich in ziemlicher Erstreckung aus, nur von höheren Springfluthen bisweilen gänzlich bedeckt. Dort kann man Muscheln und verschiedenes andere Seegethier sammeln, und hat auch eine gute Jagd auf Seevögel, welche sich dort in Schwärmen einzufinden pflegen. Weiter gegen das Land zu aber trifft man nicht selten die zierlichsten kleinen natürlichen Fels- und Baumgruppen, welche jeder unserer künstlichen Gartenanlagen Ehre machen würden. —

Mit einigen Worten noch will ich der Fauna erwähnen in der Umgebung von Valparaiso. Sie ist nur gering vertreten, und besonders arm an Insecten, selbst in den mit Vegetation versehenen Districten, und der Naturforscher hat in dieser

Beziehung eine schlechte Ausbeute. Nicht viel besser sieht es mit den Amphibien aus, und einige Frösche, ein paar Krötenarten und eine Schlange, Herpetodryas lineatus, aber unschädlich und harmlos, sind die einzigen Repräsentanten.

Reichlicher sind die Vögel vertreten. Zwei Colibri-Arten leben ziemlich häufig an den waldigen Gehägen und dicht bei der Stadt, auch der rothbrustige Staar, Sturnus militaris, wird nicht selten dort getroffen. Ein unscheinbares Gefieder haben mehrere andere kleine Vögel, welche in die Verwandtschaft der Staare und Drosseln gehören und ebenfalls, so wie verschiedene kleinere Fliegenfänger, häufig sind. Auch am Strande und in Buchten, welche an manchen Stellen die See bildet, kann eine ziemlich reichliche Ausbeute an Wasservögeln gemacht werden. Unstreitig am ärmsten aber ist die Umgegend von Valparaiso an Säugethieren, und ich glaube nicht, daß man von der ganzen Klasse dort weiter etwas findet, als einige wild lebende Rattenarten.

Was endlich schließlich das Klima und die meteorologischen Verhältnisse von Valparaiso betrifft, so kann wohl ausgesprochen werden, daß ersteres ganz vortrefflich ist. Im Winter, der in die Monate Mai, Juni und Juli fällt, sinkt das

Thermometer selten unter +12° R., und der Cactus chilensis blüht eben zu jener Zeit. In den Sommermonaten aber ist für die Breite, unter welcher Valparaiso liegt, die Temperatur eine sehr gemäßigte zu nennen, und ist kaum eine höhere als bei uns an warmen Tagen, freilich indeß anhaltend, und nur höchst selten während des Sommers durch Regen unterbrochen. Auch während des Winters, der eigentlichen Regenzeit, regnet es nicht, wie man sich wohl häufig vorstellt, unaufhörlich, sondern es giebt heitere Tage genug. Da die Winde, täglich mit außerordentlicher Regelmäßigkeit wechselnd, bald vom See gegen das Land, bald von der hohen Cordillera herab gegen das Meer zu wehen, so wird ein sehr gemäßigter Feuchtigkeitszustand der Luft erhalten, und zugleich die letztere stets gereinigt und erneut. Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum man in Valparaiso sowohl, wie im größten Theil von Chile so wenig Krankheiten hat, und die Geißeln anderer Länder, das gelbe Fieber, die Pest, die Cholera und der Typhus dort gänzlich unbekannt sind.

Die Erdbeben indessen, der Schrecken fast der ganzen Westküste, sind auch in Valparaiso nur zu gut bekannt, und haben schon zu verschiedenen Zeiten dort arge Verwüstungen angerichtet, welche

sich meist in Zwischenräumen von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren wiederholen. Kleinere Erderschütterungen finden jedoch fast alle vierzehn Tage statt. Da man aber bei keinem Erdstoße wissen kann, ob derselbe nicht der Vorgänger eines Alles verwüstenden, größeren Erdbebens ist, so erregt schon ein leises Erzittern der Erde einen momentanen Schrecken. Man läuft mit dem Rufe: il tiembla! auf die Straße, und wartet ab, ob sich der Stoß wiederholt. Ist dies nicht der Fall, so kehrt man ruhig zurück, und kaum wird von einem Erdstoße, bei welchem die Gläser von den Tischen rollen, und der von heftigem unterirdischen Donner begleitet ist, mehr gesprochen, als bei uns von einem vorübergehenden Gewitter.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa $3^3/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 6 Bde. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Wickede, Julius von, Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 2 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 3. u. 4. Bd. 8. broch. 3 Thlr.

Ati Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 3 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $4^3/_4$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Humboldt's, Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 starke Bde. gr. 8. broch. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holstein.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4\frac{1}{3}$ Thlr. Mit Goldschnitt $4\frac{2}{3}$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.=Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.=Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht=Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^5/_6$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^1/_3$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd=Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^1/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^5/_6$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amèrika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer,

Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling". 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken, Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden In-

dianer=Gebiet. Im Anschluß an den „Halb=indianer". 4 Bde. 8. broch. 5 3/4 Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. 3 1/2 Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. 10 1/2 Thlr.
